

Für Friederiki

B a s i l i s S e v d a l i s

DER SCHATZ VON AKANTHOS

R o m a n

ERSTER TEIL

Der tausendjährige Turm

I

Nacht für Nacht betrachteten die Mutter und der Vater während des Bürgerkrieges den Himmel. Bei Mondschein ließen sie den Ghakis und den Lambros durch eine Klappe auf den Dachboden steigen. Sie nahmen einen Flickenteppich mit, den sie auf den Brettern ausbreiteten, zwei Kissen und Decken. Auf dem Dachboden gefiel es ihnen gar nicht. Die beiden Brüder konnten nicht richtig schlafen, weil um sie die Mäuse schwirrten. War kein Mondschein, schliefen die beiden wie normale Menschen in ihren Betten.

In jener mondlosen Nacht waren von der Meeresseite her die Partisanen ins Dorf gekommen. Kein einziger Schuß war gefallen. Mitternacht pochten sie gegen ihre Haustür. Der Vater öffnete, und drei bewaffnete Männer betraten das Haus. Die Mutter zündete eine Petroleumlampe an und kam auch zur Eingangstür. Die Partisanen verlangten Lebensmittel, und der Vater gab ihnen Brot, Oliven und Käse.

In dem Augenblick erwachte Alexandros, der mit seinen beiden Brüdern im Bett schlief. Als er die Bewaffneten erblickte, sagte er:

«Ich fürchte keine Partisanen und keine Soldaten, ich fürchte niemanden.»

Der Anführer der Bewaffneten lachte und streichelte ihm das Haar.

«Wir sind auch Griechen», sagte er.

Da fiel der Blick des Mannes auf eine Taschenuhr Marke «Zenith», die Alexandros Vater trug.

«Dort oben im Gebirge brauchen wir eine kleine Uhr, um die Zeit zu wissen», sagte er.

Der Vater beeilte sich, sie ihm zu geben.

Der Partisan bedankte sich und ging zum Nachbarhaus. Die Eltern atmeten auf.

«Irini», sagte der Vater, «dieses Mal sind wir mit Gottes Hilfe heil davongekommen. Ich und die drei Jungen werden zum Heiligen Berg gehen. Wir werden uns trennen. Alexandros und ich nehmen den Esel, da kann sich der Kleine ein wenig ausruhen. Wir laufen die ganze Nacht und morgens werden wir Chiliandari erreichen. Bei meinem Schwager Aristos ruhen wir aus, und nach dem Frühstück begeben wir uns auf den Weg nach Karyes. Den Abend verbringen wir in der Lavriotischen Ausspanne, und am nächsten Tag erreichen wir die Schneiderei im Kloster Haghia

Lavra. Ghakis und Lambros sind schon große Burschen, ihnen macht der Weg nichts aus. Sieh zu, daß sie morgen oder übermorgen mit den Holzfällern zum Kloster kommen.»

Mitten in der Nacht packte die Mutter einen Quersack und eine Satteltasche. In den Quersack tat sie die Wäsche ihres Mannes und der Jungen, in die Satteltasche Lebensmittel, zwei Brote, Oliven, Zwiebeln, gekochte Eier und Salzfische.

Dann sattelte der Vater Sarkos, den Esel, warf die Satteltasche über die Kruppe des Tieres und band den Quersack seitlich fest. Alexandros setzte sich in den Sattel und los ging's. Die ganze Nacht bewegten sie sich wie Schatten in der Dunkelheit, Alexandros halb schlafend auf dem Tier und der Vater daneben, der aufpaßte, daß der Junge nicht vom Esel fiel. Ab und zu blieben sie im Schlamm stecken, dann zerkratzten ihnen die Äste links und rechts vom Weg das Gesicht oder sie stolperten über Steine, bis der liebe Gott den neuen Tag heraufbrechen ließ. Im Morgengrauen erblickten sie in einem ganz grünen Tal, umgeben von Hügeln, die weich vom Meer heraufstiegen und jetzt im goldenen Licht dieser Morgenstunde getaucht waren und sich westlich auf das Rückgrat der Halbinsel zubewegten, das Kloster. Wie ein gewaltiges byzantinisches Kriegsschiff erhob sich vor ihnen das Kloster mit seinen hohen Granitmauern, dem Turm des Haghios Savvas und dem Bleidach. Im Zentrum des Hofes standen zwei jahrhundertealte Zypressen, die eine hoch und biegsam, die andere gedrunken und kräftig, wie wachsamen Mönche bewachten sie den Hochaltar des Klosters.

Sie durchquerten einen mit Getreide bestellten ebenen Acker und die mit gelben Margeriten besäte Nachbarwiese, auf der zwei wohlgenährte Maultiere grasten, erreichten den uralten Pflasterweg mit seiner niedrigen Steinmauer zur Linken und den tausendjährigen Olivenbäumen auf der anderen Seite, der zum Vourounario, dem Stall des Klosters, führte.

«He, Landsmann», fragte der Vater einen Arbeiter, der am Stalleingang stand.

«Weißt du, wo Aristos aus Akanthos ist?»

«Neben der Waschanstalt. Er sagt einem Maultier Verschen auf, daß er stillsteht und er ihn beschlagen kann», witzelte der andere.

Etwas weiter ab sah Alexandros einen Mönch das eingewinkelte Bein eines Maultieres halten und seinen Onkel einen Hufeisen annageln.

«Herzlich willkommen, ihr Prachtkerle», freute sich Aristos, als er sie sah. «Welcher Wind hat euch um die Zeit hergeweht?»

«Ach, frag lieber nicht! Wir haben nachts das Dorf verlassen.»

«Das find ich ja furchtbar! Ihr seid die ganze Nacht gelaufen? Wartet mal, ich bring was, wir machen Frühstück.»

Der Onkel war trotzdem bei guter Laune. Er brachte zwei Klosterbrote, eine dicke Scheibe Käse, Oliven, eine Flasche Wein und drei Becher.

«Los, eßt, eßt, sage ich euch, Brot aus dem Kloster. Und trinkt Wein aus Chiliandari.»

Sie setzten sich auf den Mauersims des Pferdestalles neben dem Bach und aßen.

«Wie kalt das Wasser ist», staunte der Vater, der seinen Becher im Bach füllte.

«Ah, das ist was Besonderes, das Wasser kommt aus der Kirche. Eßt, sonst macht ihr schlapp. In einer Stunde werdet ihr verdaut und wieder Hunger haben.»

«Das ist gut», lachte der Vater zufrieden. «Das ist gut, weil wir noch einen langen Weg vor uns haben.»

«Was?» verzog Aristos das Gesicht. «Wollt ihr sofort weiterziehen? Bleibt noch ein Weilchen. Das Kloster läuft nicht weg. Streckt euch auf dem Mauersims aus. Laßt auch Sarkos ein wenig Hafer fressen. Und wenn die Sonne zwei Lanzen hoch steht, könnt ihr losziehen. Abends seit ihr in Karyes.»

«Vorgestern kam Kyr-Nikos verwundet ins Dorf», änderte der Vater das Thema. «Die Partisanen hatten ihn festgenommen und wollten ihn hinrichten. Und dein Sohn hat ihn auf einen Esel gesetzt und fortgebracht. Zu den Führern Chaimados und Photini sagte er, er hätte ihn erschossen.»

«Der meine macht schon solche Sachen. Möge ihm der Allmächtige beistehen, daß ihm nichts Böses widerfährt ...»

Aristos freute sich über die gute Nachricht und begann zu singen:

«Von Chiliandari der Wein
ist stark und gut und fein,
trinkst du davon zwei Becher voll,
dreht sich dein Köpfchen wild und toll.»

Dann wandte sich Aristos Alexandros zu.

«Diesen Prachtburschen hier, wohin bringst du ihn?»

«Nach Lavra. Er schreckt nachts von den Schüssen hoch, zittert vor Angst und die ganze Nacht läuft er im Haus herum ...»

Der Onkel blickte den Jungen voller Güte und guter Laune an:

«Dieser hier? Der hat vor niemandem Angst! Er ist ein Held! Komm, ich setz dich auf das beste Pferd und dichte dir auch ein Verschen.»

Er nahm Alexandros an die Hand und verschwand in das Innere des Stalles. Er sattelte ein ganz weißes Pferd und setzte ihn drauf. Dann hielt er das Pferd am Zaumzeug und drehte eine Runde auf dem plattenbelegten Hof. Alexandros, der stolze Reiter, blickte erstaunt um sich, und der Onkel begann, ihm ein Lied zu singen:

«Hochoben in des Himmels Glanz
sangen drei Vögel: Wer führen will den Tanz,
muß schön sein und biegsam und zart,
von gutem Wuchs, hochgeschossen und hart,

duftend wie ein Basilikumzweig ...»

Der Onkel drehte mit dem Jungen noch zwei Runden auf dem Hof, band dann das Pferd an einem Pflock neben dem Stalleingang fest, nahm Alexandros in die Arme und half ihm vom Tier.

«Gehört das Pferd dir, Onkel?» fragte der Junge stolz.

«Hier, Alexandros, gehört alles der Panagia, der Äbtissin des Klosters. Wir sind arm und haben alles. Die Madonna, die Dreiarmige, hält ihre Hand über uns ...»

Vater und Sohn streckten sich dann auf eine Steinbank aus und machten ein Nickerchen. Später wuschen sie ihre Gesichter im eiskalten Wasser des Baches, reckten und streckten sich und schlugen den Weg nach Karyes ein.

Sie bewegten sich etwa zwei Stunden lang zwischen Stecheichen und Kastanien, als der Weg nach links bog und das Meer sichtbar wurde. An der Kapelle des Hagios Dimitrios mit dem roten Ziegeldach und der eindrucksvollen Kuppel, gebaut auf antiken Ruinen, legten sie eine kleine Rast ein, um Wasser zu trinken und sich ein wenig auszuruhen. Sie betrachteten das wellengepeitschte Kloster des Esphigmenos mit seinen hohen Verteidigungsmauern und dem viereckigen, aus Granit gebauten Turm mit den Schießscharten. Gegenüber leuchtete blau der andere Turm mit der Uhr.

Dann wand sich ihr Weg in westlicher Richtung. Gegen Nachmittag gingen sie am Kloster Vatopedio vorbei, das seine Grundmauern dicht am Meer hatte und einer kleinen mittelalterlichen Stadt glich, als der ‚Mohr‘, dieser exotische Götze in Menschengestalt, im Hochaltar mit vier Hammerschlägen den Beginn des Abendgottesdienstes ankündigte.

Von da ab wurde der Weg immer steiler, immer mühseliger. Die dichten Bäume, die über ihnen ihre Äste zu einem Dach vereinigten und am Tage Schutz vor der Sonne spendeten, ließen jetzt das wenige Abendlicht und später das Licht des bestirnten Himmels nicht durch. Vom Mond keine Spur. Stumm bewegten sie sich durch die Nacht. Der geduldige Vierbeiner suchte sich vorsichtig seinen Pfad aus, der Vater rutschte ab und zu, wenn er auf loses Gestein trat, während Sarkos langsamer und rhythmischer Gang Alexandros, der auf der Kruppe saß, einschlieferte. Das Keuchen des Maultieres wurde immer stärker. Der Vater bat: «Hilf, Mutter Gottes, und wir haben es bald geschafft!» Der Junge strengte sich an, wach zu bleiben, um nicht vom Tier zu fallen.

Spät in der Nacht kamen sie an. Das steinerne Haus im unteren Ende der mönchischen Hauptstadt wurde vom Sternenlicht schwach beleuchtet. Sie bewegten sich auf dem engen, steinbelegten Pfad, der links und rechts von gigantischen Haselnußbäumen eingesäumt wurde. Sie gingen die

wenigen Holzstufen zur gewaltigen Terrasse hinauf, die überdacht war von einer Weinlaube. Der Vater schlug mit der Faust gegen die Holztür.

«Euren Segen!» rief er.

Ein gedrungenes dickes Alterchen mit schlohweißem Bart, das ebenfalls schlohweiße Haar zu einem Knoten gebunden, trat an die Tür. Im Lichte der Petroleumlampe, die er in der Rechten hielt, sah man, daß er einen breiten schwarzen Gürtel und eine dicke Tunika trug.

Er zog die Augenbrauen hoch, als er den Besucher erkannte. «Herr! Gesegneter, du bist es um die Stunde, Mastrojannis?»

«Ich bin es, ich, Heiliger Vertreter, ich bin mit dem Kind gekommen...»

«Kommt in den Empfangsraum! Kommt ihr von weit her?» fragte der alte Mann und sah Alexandros wohlwollend an.

«Aus Chiliandari», sagte der Vater und gab ein Stöhnen der Erleichterung von sich. «Wir laufen seit heute Mittag.»

Der alte Mönch legte die Stirn in Falten ...

«Ihr Christenmenschen, müßt ja todmüde sein! Das ist auch ein Weg...»

In dem Augenblick betrat den wohlgeordneten Empfangsraum ein junger Mann mit wenigem blondem Schnurrbart und pechschwarzem Vollbart. Er trug Mönchskleidung.

«Mastrojannis, das ist mein Laienbruder. Am Sonntag halten wir die Kuttenweihe.»

Der Laienbruder stellte vor das Kanapee, auf dem sie saßen, eine kleine bauchige Flasche mit Raki, eine Schachtel mit Loukoumi, zwei Schnapsgläser und drei Gläser Wasser.

«Laßt uns, wie es die Sitte verlangt, auf eure Ankunft trinken!» Der Vertreter füllte die Gläser mit Raki und hielt seine in die Richtung des Vaters hoch.

«Auf eure Gesundheit!» antwortete der Vater.

Dann betrachtete der alte Mann mit wohlwollendem Blick den Kleinen.

«Ist das der Alexandros?» fragte er und seine Augen strahlten.

«Das ist er!» antwortete der Vater stolz.

«Bravo, mein Junge, du bist ja schon ein ganzer Mann! Iß ein Loukoumi, das erfordert der Brauch. Iß, das kostet nichts. Aber ab morgen werde ich dich in die Arbeit nehmen», sagte der alte Mönch und lachte gutmütig. «Draußen im Garten habe ich einen Kirschbaum, der biegt sich unter der Last der Früchte. Aber wie soll ich da hinaufklettern und Kirschen essen! Morgen früh, Alexandros, kletterst du auf den Baum und sammelst Kirschen und wir essen sie gemeinsam. In Ordnung?»

«In Ordnung!» freute sich der Junge und riß die vor Müdigkeit schweren Augen weit auf.

Dann wandte sich der Mönch dem Vater zu.

«Welche Neuigkeiten bringst du uns aus der Welt draußen?»

«Schlechte Nachrichten, Vater! Bürgerkrieg, Morde ... Deshalb bringe ich die Kinder hierher, hier sind sie sicher.»

«Du hast Angst, recht so! Hier sind sie in Sicherheit ... Aber ich sehe, daß Alexandros wie ein Kronleuchter schwankt. Ab ins Bett, morgen haben wir zu tun ...»

Als Alexandros am nächsten Tag erwachte, saß der Vater auf dem Bett, hielt ein Buch mit byzantinischer Musik in den Händen und sang leise vor sich hin. Er sagte:

«Wasch dich hier im Waschbecken und warte auf mich auf der Veranda. Ich gehe hinauf in die Geschäfte und kaufe Stoff für Mönchskutten. Sobald ich zurück bin, frühstücken wir und dann machen wir uns auf nach Haghia Lavra. Wir haben einen langen Weg vor uns, aber auch dieser Tag wird vergehen und wir werden es schaffen ...»

Als Alexandros die Terrasse betrat, sah er den alten Mönch auf einem Holzstuhl sitzen. Die Mönchskappe lag neben seinen Knien und mit fast geschlossenen Augen und zufrieden betrachtete er die Sonne.

«Hast du gut geschlafen, mein Junge?»

«Gut, Großvater, ich danke!»

Der Mönch lächelte, versuchte, seiner Stimme einen ernsten Ton zu geben und fragte:

«Kannst du wirklich auf den Kirschbaum klettern?»

«Im Nu, Großvater», antwortete der Junge sicher.

«Dann nimm dieses Körbchen und klettere hinauf Kirschen pflücken.»

Rasch war Alexandros oben, füllte den kleinen Strohkorb mit Kirschen, kam herunter und stellte ihn neben die kleine Bank.

«Da sind sie!» sagte er stolz.

«Bravo, vorwärts, jetzt wollen wir essen!»

Der Kleine aß mit übermäßigem Appetit, schob vorsichtig eine Frucht nach der anderen in den Mund. Er bemerkte, daß der Mönch nur eine Kirsche gegessen hatte.

«Essen auch Sie, Vater, Kirschen.»

«Ich habe gegessen!» Der Mönch lächelte zufrieden.

«Aber Sie haben nur eine Kirsche gegessen, das ist nicht gerecht, ich esse so viele und Sie nur eine. Wir müssen sie uns teilen.»

Die Augen des alten Mannes leuchteten auf vor Zufriedenheit. Er sagte:

«Alexandros, halb und halb, das ist die menschliche Gerechtigkeit. Wir befinden uns im Garten der Mutter Gottes. Hier herrscht die göttliche Gerechtigkeit! Hier behalten wir das Wenige für uns und geben unseren Brüdern das Meiste. Das verlangen die himmlischen Gesetze.»

Vater und Sohn fühlten sich, so wie sie den Kopfsteinweg hinabgingen, ausgeruht nach dem tiefen Schlaf in der Lavriotischen Ausspanne. Vor ihnen breitete sich die Strymonische Bucht aus, unruhig, mit tiefen blauen Farben, die vom Schaum der zerplatzenden Wogen unterbrochen wurden. Anfangs ähnelten sie kleinen weißen Bergen, die immer dünner und dünner wurden und am Ende wie weiße Fäden erloschen. Tief im Osten war das Bergmassiv der Insel Thassos zu erkennen, golden leuchtend in den Strahlen der Sonne.

Hinter ihnen ging die Hauptstadt von Athos mit ihren hundert Zellen und den zwanzig Ausspannen zur Ruhe, amphitheatralisch hingestreckt am kastanien- und nußbaumbewachsenen Berghang, wo sich früher die hübsche kleine Göttin Artemis zwischen den Rehen und Hirschen herumtrieb. Im Herzen des Städtchens fiel der stattliche Tempel des Protatos mit dem roten Glockenturm auf. Gegenüber dem Sitz der Heiligen Gemeinde mit dem Turm des Heiligen Savvas stand das Schatzhaus, wo der ‚Bock‘, die Verfassungsurkunde des Heiligen Berges, aufbewahrt wird, geschrieben auf dem Fell von vier Böcken, gestempelt mit der Goldenen Bulle des Kaisers Ioannis Tsimiskis, Symbol der Unabhängigkeit der Mönchsrepublik ‚für Jahrhunderte‘.

Vater und Sohn bewegten sich über eine Stunde bergab dem Meere zu. Vorneweg lief Sarkos.

«Was für ein gewaltiges Kloster!» staunte der Junge, als sie den beeindruckenden Gebäudekomplex erblickten, gebaut wie eine Burg aus Granit, viele Meter hoch, mit den Schießscharten als einzige längliche Öffnungen. Sehr weit oben befanden sich die zwei Stockwerke mit den Mönchszellen und ihren wunderbaren Balkonen zur Meeresseite hin, gehalten im weichen Blau des Wassers.

«Es ist das Kloster der Ibiren!» erzählte der Vater. «Unsere Mutter Gottes reiste, entsprechend der Überlieferung, mit Johannes dem Evangelisten, Christus’ Lieblingsschüler, als sie in einen großen Sturm gerieten. So waren sie gezwungen, an der Stelle hier, wo der Hafen ist, an Land zu gehen. Die Madonna war angetan von der wunderbaren Natur und bat ihren Sohn, ihr diesen Ort zu schenken. Und Christus sagte: ‚Dieses Land sei eure Parzelle und euer Garten und euer Paradies und Rettungshafen für diejenigen, die in Gefahr sind.‘ Und seitdem ist der Heilige Berg Parzelle und ‚Garten der Heiligen Jungfrau‘.»

Alexandros hörte wie verzaubert zu. Als der Vater aufgehört hatte zu erzählen, fragte ihn der Junge, brennend interessiert:

«Und wo wohnt die Heilige Jungfrau?»

«Du wirst sehen, laß uns gehen!» Der Vater packte Sarkos am Zaumzeug und führte ihn zum Klostereingang. «Jetzt mußt du absteigen», sagte er, «das hier ist ein heiliger Ort. Man geht nicht geritten.»

Sie ließen das Eselchen am Rande des Vorhofes zurück.

«Siehst du den Mönch dort auf der Ikone, der auf den Wellen läuft?» Der Vater zeigte auf ein gewaltiges Bild am Eingang des Klosters. «Die Ikone der Heiligen Jungfrau erschien im offenen Meer vor dem Kloster und ein Licht leuchtete auf den Wellen. Als man sich aber der Ikone näherte, um sie zu holen, entfernte sie sich. Abends aber erschien die Heilige Jungfrau dem Abt im Schlaf und sagte: ‚Der Asket Gavriil soll kommen und mich holen, und ihr müßt mich am Eingang des Klosters anbringen.‘ Sie schickten ihn, und Gavriil lief auf den Wellen und nahm die Ikone. Und dann fand eine große Prozession statt und man brachte die Ikone hier am Eingang an.»

Alexandros betrachtete mit vor Staunen geweiteten Augen die Ikone.

«Geschehen noch Wunder, Vater?» fragte der Junge.

«Wenn du fest glaubst, geschehen wirkliche Wunder», antwortete der andere lächelnd. Er schlug ihm leicht mit der Hand auf die Schulter: «Laß uns jetzt kaltes Wasser trinken gehen, Sarkos hat sicher auch Durst. Und dann wollen wir uns, bevor wir weiterziehen, ein Weilchen ausruhen. Wir werden durch einen sehr schönen Wald laufen und kurz vor dem Kloster Lavra die Kapelle des Haghios Athanassios erreichen. Dort werden wir uns wieder ausruhen.»

Sie folgten dem schmalen Maultierpfad zwischen einem dichten Wald aus Kastanien, Eichen und Stecheichen, ließen Mylopotamos mit seinen schönen Weinbergen, aus denen der berühmte Wein kommt, links liegen, liefen über steinerne Brücken, die die Ufer reißender Flüsse verbanden, und sahen Türme und Häfen und goldene Buchten. Vor ihnen tauchte der Athosberg mit seinen drei Gipfeln auf, der eine höher als der andere, und die Schneemassen leuchteten in den Strahlen der Mittagssonne. Endlich erreichten sie die Kapelle.

Aus dem Felsen neben dem steinernen Kirchlein entsprang mit Kraft eine mächtige Quelle. Sie machte ohrenbetäubenden Lärm und spritzte über den plattenbelegten Graben, den die Mönche gebaut hatten, um die Wasser zu zähmen.

«Setz dich, mein Kind, auf die Steinbank und ruh dich aus. Ich gehe zur Ausspanne. Mal sehen, was es zu essen gibt.»

Alexandros setzte sich und spürte die Wassertropfen erfrischend auf seinen Knien. Der Vater holte aus einem Schrank, der über der hölzernen Bank hing, Brot, Käse und Oliven und breitete alles auf dem Tisch inmitten des Ruheraumes aus.

«Komm, wir wollen erst essen», sagte der Vater. «Wasser werden wir später trinken. Es ist sehr kalt und man darf es nicht mit leerem Magen trinken.»

Sie setzten sich beide auf die Bank und begannen mit Appetit zu essen.

«Wer, Vater, tut das Brot und das Essen in den Schrank?» wunderte sich Alexandros beim Anblick des vollen Schrankes.

«Die Mönche, dem Heiligen zu Ehren! Aller zwei, drei Tage kommen sie und füllen den Schrank mit Lebensmitteln, daß die Wanderer essen, Wasser trinken und sich in der Kapelle ausruhen können.»

Sie genossen das frische Brot und den Käse. Kurz darauf brachte der Vater im bleiernen Becher der Kapelle Wasser. Vom Athos her wehte ein weicher Wind und die Sonnenstrahlen glänzten im schäumenden Naß, Zikaden und Vögel ergänzten mit ihren Noten das laute Geräusch der Quelle. Vor ihnen leuchteten die Wellen der Ägäis, die durch die Wucht des Meeres zerplatzten.

«Weißt du, was auf dieser großen Tafel am Fuße des Felsens steht, Alexandros?» Der Vater zeigte auf die graue Holztafel mit der Goldschrift.

«Ich kann nicht lesen», beklagte sich der Junge.

«Da steht, daß im Jahre 962 im Byzantinischen Reich eine Hungersnot ausgebrochen war. Auf dem Heiligen Berg gab es kein Öl und kein Getreide, daß sich die Mönche und die Menschen, die das Kloster bauten, ernähren konnten. Haghios Athanassios befand sich in einer schwierigen Lage und machte sich auf, nach Karyes zu gehen, um mit der Verwaltung des Heiligen Berges zu besprechen, was zu machen war. Und während er ging, traf er an dieser Stelle eine ehrwürdige Frau, die ihm sagte: ‚Woher kommst du und wohin willst du gehen, Athanassios?‘, ‚Wer bist du und wieso kennst du meinen Namen?‘ fragte der Heilige. ‚Ich bin die Mutter Gottes und die Beschützerin‘, antwortete die Frau. Der Heilige dachte, er sähe ein Gespenst und sagte, um sich zu vergewissern: ‚Gib mir ein Zeichen, daß du wirklich die Mutter Gottes bist!‘ Da sagte die Frau, er solle mit seinem Stock gegen den Felsen schlagen. Und als er dies tat, entsprang dem Gestein die Quelle, die wir vor uns haben. Der Heilige war nun überzeugt und sagte: ‚Befiehl mir, was du willst, und ich werde es tun, meine Gebieterin.‘ Und die Mutter Gottes erwiderte: ‚Zuerst sollst du an dieser Stelle hier mir zu Ehren und zur Erinnerung an das Wunder eine Kapelle bauen. Um Lebensmittel brauchst du dich nicht zu sorgen, denn ich habe diese Aufgabe übernommen. Kehre ins Kloster zurück, mein Kind Athanassios, und du wirst die Lager gefüllt vorfinden. Fahre fort, das Kloster Lavra zu bauen und vollende es.‘

Der Heilige kehrte ins Kloster zurück und fand tatsächlich die Speicher voller Lebensmittel. Und er baute das Kloster zu Ende. Deshalb», fuhr der Vater fort, «gibt es im Kloster bis zum heutigen Tag keinen Verantwortlichen für das Wirtschaftliche. Verantwortlich ist die Heilige Jungfrau. Und niemals bis jetzt hat dem Kloster etwas gefehlt!»

Alexandros lauschte gespannt.

«Das heißt, Vater, die Mutter Gottes lebt ständig hier?»

«Hier und überall dort, wo die Menschen an sie glauben!» versicherte er ihm.

Dann strengten sie sich an, das letzte Stück des Weges noch zu schaffen. Die Müdigkeit machte ihre Körper schwer und ihr Bauch war voll vom Brot, dem Käse und dem Wasser.

«Ach, wie gern hätte ich in der Ausspanne ein Schläferchen gemacht», beklagte sich der Vater, während er schleppenden Schrittes neben Sarkos ging. «Aber wir hätten uns womöglich verspätet und wären nicht mehr hineingekommen, denn bei Sonnenuntergang wird die Pforte des Klosters geschlossen.»

Alexandros hatte das Gefühl, Unmengen von Ameisen würden über seinen Körper kriechen. Und so wie er hin und her geschaukelt wurde, glich der Sattel des Esels einem Boot auf den Wellen. Er glaubte, sobald das Tier stehenbliebe, würde die Luft aus ihm weichen wie aus einem Schlauch und er würde platt zu Boden fallen. Seine Schenkel waren eingeschlafen und fühlten sich wie trockenes Holz an. Die kurze Hose hatte vom vielen Reiben seine Schenkel gerötet. Seine leicht geschälte Haut brannte ihn und er hoffte, an jeder Straßenbiegung das Kloster zu erblicken. Dann hätte die Qual ein Ende.

Aber der Weg zog sich in die Länge. Geduldig suchte der Esel sichere Landpfade und der Vater paßte wachen Blickes auf, daß der Junge nicht vom Tiere fiele.

«Wir haben auch diese Kurve genommen», sagte der Vater, sobald sie einen neuen Bergrücken genommen hatten, der weit oben begann und plötzlich zum wilden Meer hinabfiel.

Sie waren über zwei Stunden gelaufen, als vor ihnen das eindrucksvolle Kloster mit dem großen tausendjährigen Turm des Imperators Tsimiskis sichtbar wurde. Rechts die hohen Mauern mit den engen Schießscharten und über den Mauern die Mönchszellen mit den hölzernen Terrassen und den Steindächern. Der Eingang glich einem Kirchlein mit weißen Säulen, mit einer rhomboiden Laterne in der Mitte, mit bunten Glasfenstern in der Vorderfront und einer bleiernen Kuppel als Dach, auf dessen Spitze ein Kreuz stand.

«Wir gehen jetzt nicht ins Kloster», sagte der Vater, «wir wenden uns nach rechts. Siehst du dort jenes viereckige steinerne Haus? Das ist die Schneiderei. Dort arbeiten und wohnen wir.»

Rechts vom Kloster, gegenüber vom Turm mit der Bleikuppel, zeigte ihm der Vater eine in Marmor gefaßte Quelle mit zwei weißen Säulen und einem Wasserbecken, in das mit Wucht das Wasser stürzte. Daneben befand sich eine längliche Tiertränke.

«Das ist die Maultierquelle! Man sagt, wer aus ihr trinkt, verläßt nicht mehr das Kloster, sondern bleibt hier bis zu seinem Lebensende. Ich trank Wasser aus der Maultierquelle, als ich dreizehn war. Nun lebe ich über dreißig Jahre im Kloster.»

Sie erreichten rechts die Wassermühle mit dem riesigen Metallrad, auf das das Wasser des Grabens mit Wucht floß, gingen am Vourdounario des Klosters vorbei und hörten die Tritte der Maultiere. Noch die Holztreppe hinauf und sie waren in der Schneiderei.

«Hier wirst du bleiben, mein Kind, bis der Krieg vorbei ist!» sagte der Vater und schloß die Tür auf.

Dann betraten sie die Schneiderei. Der große Raum diente als Werkstatt. Hier stand die hohe Arbeitsbank. Am linken Ende der Bank befand sich ein Bügeleisen, das mit Holzkohle zu heizen ging. Daneben lagen eine große und eine kleinere Schere. In der Mitte lagen zwei, drei Ellen, leicht abgenutzt, viereckige bunte Schneiderkreiden und eine Handvoll dünner Stecknadeln. In den Wandregalen waren Ballen schwarzen und grauen Stoffes für die Mönchskleider.

Gegenüber standen zwei Nähmaschinen und eine lange Sitzbank. Neben der Werkstatt war ein Zimmer mit zwei Betten, wo sie schliefen, und in der Tiefe befand sich die Küche.

«Setz dich ein wenig auf die Bank dort in der Nähe des Fensters und ruh dich aus», sagte der Vater. «Ich werde mich um die Sachen und um Sarkos kümmern. Nachmittags, nach der Abendmesse, werden wir unsere Lebensmittellration holen, und dann kannst du auch das Kloster sehen.»

Gerade als Vater und Sohn sich dem Tor des Klosters näherten, wurde das schwere Stundenholz geschlagen. Es rief die Mönche zum Abendbrot in den Speiseraum.

«Wir haben uns verspätet!» sagte der Schneidermeister und beschleunigte seinen Schritt.

Sie gingen durch die schweren, eisenbeschlagenen Türen, bogen zum Tempel der Panagia der Koukouselissa ab, ließen links das Gasthaus und die Geschirrkammer liegen und erreichten den Vorhof des Hochaltars.

Das Kloster Lavra, das älteste auf dem Heiligen Berg, stand vor ihnen, geräumig, wie eine Burg aus der Sage, die tausend Jahre nun die Gnade des Heiligen genoß und weder von Kursaren noch von Feinden betreten und geschändet worden war.

«Setz dich auf die Ummauerung der Zypresse und warte auf mich», sagte der Vater und zeigte auf den jahrhundertealten Baum, der vom Heiligen Athanassios, dem Erbauer des Klosters, gepflanzt worden war. «Ich bringe dem Vorabt Eumenios die Kutte, dann hole ich Brot vom Vorsteher des Speisesaales, Oliven und Käse vom Verantwortlichen der Brotkammer. In der Schneiderwerkstatt werden wir dann essen.»

Der Vater ging am Behälter mit dem Weihwasser vorbei, gehauen in einem riesigen weißen Stein und umgeben von sieben marmornen dorischen Säulen, die die bleierne Kuppel über sich stützten. Auch dieser Behälter hatte seine tausend Lebensjahre mit nur einer Verletzung hinter

sich gebracht. Die eine Seite seines Randes, der jetzt von eisernen Klammern gehalten wird, haben die Mönche zerschlagen, um zu verhindern, daß ein hoher türkischer Offizieller den Behälter als Geschenk dem Sultan schicken konnte. Und dafür hat man sie an der Zypresse des Heiligen aufgehängt.

«Ihren Segen, Vater Ambrosius!» grüßte der Schneidermeister, als er am Mönch vorbeiging, der an der zweiten, halb vertrockneten Zypresse saß, einst gepflanzt vom Gehilfen des Heiligen.

«Der Herr, der Herr, Mastrojannis!» Der Mönch hob ein wenig den Blick, sah ihn an und fuhr fort, die Gebetskette, die aus dem rechten Ärmel seiner Kutte hing und fast den plattenausgelegten Fußboden berührte, durch seine Finger gleiten zu lassen.

Er ging auch am Brunnen vorbei, der so oft das Kloster gerettet hatte, jedesmal, wenn die Kursaren es belagerten in der Hoffnung, den Eingeschlossenen würde eines Tages das Wasser ausgehen und sie wären gezwungen, die Tore zu öffnen. Der Vater erreichte dann die Seitentür des Klosters und stieg die Treppe hoch, die zu den Zimmern des Vorabtes führte. Der Mönch probierte das Gewand.

«Gelobt seien deine Hände, Schneidermeister Jannis!» Eumenios war zufrieden. Er bezahlte und gutgelaunt wie er war, gab er zwei Stück Seife dazu.

Eiligen Schrittes ging der Schneidermeister an den Küchen vorbei und zum Verantwortlichen der Brotkammer und zum Vorsteher der Geschirrkammer.

Alexandros saß auf dem Mauersims und beobachtete die Mönche, die einzeln oder zu zweit daherkamen, am Synodalgebäude vorbeiliefen, das aus gut gehauenen grauen und weißen Steinen gebaut war. Andere kamen von der Seite des Glockenturms her mit seinem roten Dach und dem grauen Kreuz, oder sie erschienen durch die Seitentür oder die Küche her.

Die Mönche, ganz in Schwarz, unterhielten sich, einige gebeugt und abwesend, andere gutgelaunt. Einige betrachteten ihn lächelnd, andere streiften ihn flüchtig mit einem Blick und setzten ernst ihren Weg fort. Einige jüngere gingen raschen Schrittes, und so wie sich ihre Kopfbedeckung aufbauschte, war es, als zöge sie der weiche Wind hinter sich her.

Sie gingen alle die vier Stufen zum Speiseraum hinauf. Links und rechts standen die Marmorsäulen aus einem antiken Tempel, die das dreieckförmige Dach stützten. Die Decke war geschmückt mit Heiligenbildern. Die Heilige Jungfrau in der Mitte hatte Jesus, ihren Sohn, in den Armen. Sie betraten den Saal mit den großen Marmortischen, wo bereits das Essen aufgetragen war. Ein junger Mönch trat an das Pult und begann eine Passage aus einem Brief des Apostels Paulus vorzulesen, während die anderen Mönche nach dem Essen griffen.

Alexandros konnte seine Neugier nicht besiegen, erhob sich vom Mauersims und ging auf die Mitte des Hofes, zum Eingang des Speisesaales zu. Er hörte den leichten Lärm, den die Aluminiumlöffel und Gabeln der Mönche machten. Er betrachtete den alten Mönch, der unter der zweiten Zypresse saß und an den Perlen seiner Gebetskette zog.

«Warum spielen Sie mit den Perlen?» fragte der Junge.

«Ich bedanke mich bei Gott, für all das Gute, das er uns gibt!» sagte der Mönch und hob ein wenig den Kopf und sah ihn an. Dann fuhr er fort, die Finger über der Gebetskette gleiten zu lassen und murmelte dabei für den Jungen irgend etwas Unverständliches.

«Und ist es so viel, wie die Gebetskette Perlen hat?»

«Soviel und mehr!» sagte der alte Mönch und nickte zur Bestätigung.

«Im Dorf hatte ich auch eine Glasperle, aber ich habe sie verloren!» sagte der Junge leicht verbittert.

Der alte Mönch hob den Kopf, lächelte und sagte mit ruhiger Stimme:

«Mein Kind, Gott gibt uns immer zurück, was wir verlieren und was er uns nimmt!»

Der Mönch fuhr fort, mit dem Rosenkranz zu beten und der Junge wunderte sich, wie jemand so lange immer das Gleiche tun kann.

«Wie heißt du?» fragte der Alte.

«Alexandros.»

«Alexandros!» Der Mönch hob verwundert die Augenbrauen. «Gesegnet seist du!» Und ohne den Blick von seiner Gebetskette zu nehmen, sagte er: «Du sollst aufwachsen und ein guter Mensch werden, wie dein Vater! Und eines Tages sollst du auch ein guter Handwerksmeister sein.»

So wie der Mönch fortfuhr zu murmeln, fragte ihn der Junge:

«Was erzählen Sie da so lange?»

«Ich sage Gebete auf. Es sind schöne Worte. So wie dein Vater einen Nadelstich neben den anderen setzt und gute Sachen näht, so stellen wir auch ein schönes Wort neben das andere und gestalten schöne Gebete, um Gott zu preisen.»

In dem Augenblick war im Speisesaal die Passage aus dem Apostelbrief beendet und das leichte Schlagen der Messer gegen die Gläser wurde, bevor die Mönche zum Trinken ansetzten, hörbar. Alexandros wandte sich zur Speisesaaltür und lauschte überrascht:

«Warum klopfen sie gegen die Gläser, ehrwürdiger Vater?»

«Sie tun das, um sich mit allen Sinnen am Essen zu beteiligen. Denn wir erfreuen uns des Essens mit den Augen, der Sehkraft also. Wir fühlen es mit den Händen, mit dem Spürsinn, wir genießen es mit dem Geschmack und wir riechen es mit der Nase. Und um unseren fünften Sinn, das Gehör, daran zu beteiligen, schlagen wir mit den Messern gegen die Gläser.»

Der Vater kam mit einem vollen Quersack und einem tiefen Tonteller voll Schafskäse zurück. Als er den Jungen in eine ernste Unterhaltung mit dem Mönch vertieft sah, verfinsterte sich sein Gesicht.

«Mein Sohn läßt keine Gelegenheit verstreichen, ohne sich in ein Gespräch zu verstricken», sagte er etwas verlegen zum Mönch.

«Ah, wir haben uns schön unterhalten», beruhigte ihn der andere. «Und in einem Gespräch kommen auch die guten Gedanken. Ich habe sogar das Essen vergessen, was sehr gut für meine Gesundheit ist!»

Alexandros war begeistert.

«Der Großvater hat mir viele Dinge erklärt», sagte er.

«So ist es», bestätigte der Mönch. «Du mußt fragen, Alexandros, durch das Fragen lernt man!»

Der Vater bedankte sich lächelnd bei dem alten Mann.

«Amen!», sagte dieser und nickte mit dem Kopf und widmete sich wieder seiner Gebetskette.

Hastig gingen sie zum Ausgang des Klosters. Da wurde gerade die erste Tür geschlossen.

«Gesegneter, beinah hätte ich euch eingeschlossen!» sagte verwundert der Pförtner.

«Ich habe beim Vorabt Eumenios eine Kutte abgeliefert und habe mich verspätet, heiliger Pförtner», rechtfertigte sich der Schneidermeister. «Und der Junge war mit, hat sich das Kloster angesehen ...»

«Ah, du bist der Alexandros!» Der Mönch sah interessiert den Jungen an. «Gesegnet seist du! Komm einmal zeitiger, ich werde dir zeigen, was für schöne Holzschnitzereien wir hier am Tor haben. Wir haben auch schöne hölzerne Löffel, Gabeln, Teller, Dinge, die die Mönche selbst herstellen.» Zum Vater sagte er mit scheinbar ernster Stimme: «Mastrojannis, mach nicht auch aus ihm einen Schneider, wie du es mit deinen anderen Kindern gemacht hast.»

Alexandros sagte spontan zum Pförtner:

«Ich werde Wörter schneiden!»

Der Mönch nickte zustimmend.

«Mit Gottes Segen kannst du alles schaffen, Alexandros!»

Als sie das Kloster verließen und in Richtung des tausendjährigen Turmes nach links abbogen, fragte der Junge:

«Vater, was ist das für ein Turban, den die Mönche tragen?»

«Mein Kind», sagte der Vater, «das ist die Übermütze, Zeichen der Unschuld. Die Mönche widmen ihr Leben Gott. Mit ihrem Gebet und ihrer Übung bereiten sie sich darauf vor, nach ihrem Tod die Engel zu ersetzen, die gefallen und verschlagene Geister geworden sind. Einige Engel haben sich gegen Gott verschworen und sind vom Himmel gefallen, bis der Erzengel gerufen hat: Stehen wir recht, stehen wir ehrerbötig; laßt uns recht gehen, daß wir im Frieden das heilige Opfer

darbringen. Und in der Göttlichen Liturgie wiederholt der Priester diese Worte bis heute.»

«Und gibt es viele Himmel?» wollte der Junge wissen.

Der Vater lächelte. «Wir Sünder können das nicht wissen. Aber völlig sündenlose Menschen haben durch Gebet und Übung eine gewisse Vorsehung erlangt und haben Aussagen über die Himmel hinterlassen. Es gibt Behauptungen über Heilige, die bis zum fünften Himmel gelangt sind. Der höchste, den ein Heiliger mit seiner Vorsehung erreicht hat, ist der siebente.»

In der Schneiderei angekommen, bereitete der Vater ein einfaches Abendessen mit Brot, Oliven und Schafskäse zu. Er stellte für sich noch eine Flasche mit schwarzem herben Wein und für seinen Sohn kaltes Wasser auf den Tisch.

«Das Leben hier im Kloster, Alexandros, verläuft zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Die Mönche stehen im Morgengrauen auf und beginnen mit ihren Gebeten die Morgenandacht. Und bei Sonnenuntergang essen sie und legen sich schlafen. Wir erwachen bei Sonnenaufgang und arbeiten, bis die Sonne untergeht. So vergeht unser Leben. Jetzt, nach dem Essen, legen wir uns ins Bett. Aber morgen oder übermorgen, wenn auch deine Brüder ankommen werden, wirst du Gesellschaft haben und es wird dir hier sehr gut gefallen.»

Zwei Tage später trafen mit dem Aufseher der Holzfäller, der im Wald der Morphonou, ein wenig weiter weg vom Kloster, Bäume fällte, auch Ghakis und Lambros ein. Das war eine große Freude für Alexandros. Schon am nächsten Mittag, als sich der Vater nach dem Essen ausruhte, übernahm es Lambros, ihm die Gegend zu zeigen. Viele schöne Dinge könnte er den ganzen Tag über machen.

Links vom großen Nußbaum zeigte er ihm die Kupferschmiede. Er könne dem Schmied helfen und den Blasebalg in Bewegung halten. Rechts neben der Wassermühle stand der Stall, wie schön könnte er mit den Maultieren spielen. «Sie sind zahm, aber sei trotzdem vorsichtig!» Er zeigte auf Arapis, ein pechschwarzes Maultier. «Dieser da schlägt aus und beißt.»

Schließlich zeigte er ihm auch die Obstbäume. Die Kirschbäume, die sich vor knallroten Kirschen bogen. Du könntest sie finden, wenn du dem kleinen Wassergraben von der Schneiderwerkstatt bis zur großen Zisterne folgtest. Dort sammelten sie das Wasser zum Betreiben der Mühle und um den Klostergarten zu bewässern. Dann erreichten sie die Maulbeerbäume, die entlang der großen Wiese, vom Klostertor bis zu den Füßen des Berges wuchsen.

Die Feigenbäume gaben die ersten Früchte nach der Feier der Heiligen Apostel. Sie waren auf Stützmauern zwischen den Olivenbäumen gepflanzt. Endlos vom Hafen bis hinauf zum Plateau des Athos zogen sie

sich hin. Niemand hatte für all diese Feigen Verwendung, nicht einmal die Elstern und die Amseln. Sie vertrockneten auf den Bäumen.

Die Nußbäume tragen erst nach dem August große und weiche Nüsse. Sie schmecken gut, aber wenn du sie erntest, färben sich deine Hände schwarz wie die des Kohlenmannes. Auf der ganzen Wiese stehen Nußbäume, aber auch woanders, vor der Schneiderei zum Beispiel, findest du auch welche.

Und kommt der Winter und andere Früchte sind rar, braten wir die großen Kastanien in der Glut. Sie knarren und färben sich rot und du kriegst sie nicht satt. Der gesamte Wald, von der Zisterne bis hinauf, besteht aus Kastanien. Aber die großen Kastanien kommen von den Bäumen, die gepfropft sind, nicht von den wilden.

«Im Winter», erzählte Lambros, «wenn der Schnee fällt, haben wir die Vögel. Wir stellen Fallen und fangen reihenweise Schnepfen, Rebhühner und Stare. Wir wickeln sie in die Blätter des Zitronenbaums, spießen sie auf, der Duft breitet sich aus und dir läuft die Spucke im Mund zusammen.»

Mit der Zeit genoß Alexandros immer mehr die magische Welt des Klosters. Er spürte dort die grenzenlose Freiheit der Natur. In jeder Jahreszeit gab es Bäume, die Früchte trugen, und er konnte soviel sammeln, wie er wollte, und sie genießen. In den Tausenden von Olivenbäumen, die um das Kloster gediehen, saßen die Zikaden und wetteiferten im Singen. Und mochte Alexandros noch so viel in sich aufnehmen, das Wunder nahm kein Ende.

Und dann war auch die Ägäis da. Das Meerleckte die Füße des Athosberges und breitete sich in südlicher Richtung, soweit das Auge blicken konnte, aus. Oft tobten die Wellen und sahen wild und schrecklich aus. Aber an anderen Tagen wieder war es friedlich wie ein Streicheln. Und da standen ihm alle Boote im Hafen zur Verfügung und er vergaß sich beim Fischen, beim Tauchen im Wasser oder beim Sammeln von Napfschnecken. Er tanzte vor Freude, wenn die Schiffe von den Klostergütern kamen, um Lebensmittel für das Kloster zu bringen. Sie erreichten durch den schmalen Eingang den kleinen Hafen, der rechts von den Felsen und links von der meterhohen kreisrunden Mauer geschützt wurde, legten an der linken Seite der Mole an, öffneten die Lagerräume und luden die Ernte aus, die aus allen Häfen der Ägäis kam. Da versammelten sich die Mönche und alle Laien, die sich zu der Zeit im Kloster aufhielten, und halfen beim Entladen. Das Öl, das aus Kreta und Kalamata kam, rollten sie in Fässern an Land. Die großen Oliven waren in Blechkanistern und stammten aus Volos. Vom Landgut der Heiligen Jungfrau auf den Sporaden kam der Schafskäse in großen Tierschläuchen und in Fässern. Und wenn das Fest des Heiligen war, brachten sie und

verteilten an die Mönche und an die Weltlichen ausgewringten Joghourt in großen Stofftüten. Aus Skyros brachten sie den steinharten Käse, der, gerieben, sich wunderbar für Makkaroni und Gүvetsch eignete. Und sie brachten noch jenes wunderbare Getreide, von dem, wenn sie es in der Wassermühle mahlten und den Teig kneteten und die Brotleiber aus dem Backofen holten, das ganze Kloster duftete.

Der Vater machte sich Sorgen um Alexandros, denn noch steckte ihm der Schreck der Schlachten in der Umgebung seines Dorfes tief in den Knochen. Er fuhr fort, aus dem Bett zu springen und nachts im Zimmer auf und ab zu gehen. Der Vater ließ in den verschiedenen Kirchen der Heiligen außerhalb des Klosters Messen lesen und kaufte ihm eine Ikone des Heiligen Stylianos, des Beschützers der Kinder. Auf dieser Ikone sah man den alten weißbärtigen Heiligen einen eingewickelten Säugling in den Armen halten. Diese Ikone legte sich der Junge auf die Brust, kreuzte die Arme darüber und schlief in einem breiten Bett zusammen mit seinen anderen Brüdern. Anfangs verließ er das Bett, lief bis zur Küche und kehrte zurück. Der Vater beobachtete ihn ohne ein Wort zu sagen. Gewöhnlich schliefen seine beiden Brüder sehr tief und nahmen von seinen nächtlichen Spaziergängen nichts wahr. Aber während der Vater die Gebete und das Lesen von Messen fortsetzte, hörte Alexandros nach einigen Monaten auf, aufzuspringen und in der Nacht vor Angst zu zittern.

Immer mehr identifizierte sich Alexandros mit der geheimnisvollen Welt des Klosters und nach und nach vergaß er fast die Mutter und seine beiden Schwestern. Er fühlte wie die jungen Mönche, die sagten: «Unsere Mutter ist das Kloster.»

Die negativen Kommentare aber blieben nicht aus. Einige Mönche nörgelten, weil Mastrojannis drei seiner Kinder mitgebracht hatte, die auf Kosten des Klosters lebten. Und das Kloster mache schwere Zeiten durch. Seine Herden auf den Klostergütern, sagte man, würden ständig abnehmen. Einerseits holen sich die Partisanen Tiere, die in den Bergen hungern, andererseits bewirtet man damit die paramilitärische Organisation der Maides und die Polizisten, die die Partisanen jagen. Und in den Vorratskammern werden das Getreide und die Hülsenfrüchte immer weniger, weil der Nachschub immer schwieriger wird. Die Verwalter der Klostergüter berichten, daß die Ernten immer magerer ausfallen, weil die Arbeiter und die Arbeiterinnen aus Angst, sie könnten von den Partisanen mitgenommen werden, immer seltener auf die Felder gingen. Wenn der Bürgerkrieg nicht bald ein Ende fände, werde man immer weniger ernten.

Eines Nachmittags geschah etwas Unangenehmes. Während Alexandros und der Vater, den Quersack in der Hand, sich näherten, um Brot zu holen, wandte sich der Verwalter des Klosters, der am Eingang des Speisesaales stand, beeindruckend in seiner gutgenährten und gutgebügelten Soutane, an den Speisesaalsvorsteher:

«Heiliger Speisesaalsvorsteher, Sie teilen immerzu Brot aus! Wir müssen sparen. Das Kloster macht schwere Zeiten durch. Geben Sie dem Mastrojannis ein Brot, zu mehr hat er kein Anrecht!»

Der Speisesaalsvorsteher, barfuß, die Enden seines Lendentuches in die Tasche gesteckt, daß er bei der Arbeit nicht behindert würde, hob die Augenbrauen. Sein Blick verfinsterte sich.

«Seit tausend Jahren hat der Heilige das Kloster nicht im Stich gelassen, warum sollte er es jetzt hungern lassen?»

Der Verwalter beharrte. Mit strenger Stimme rief er:

«Gehorsam, Heiliger Speisesaalverwalter, Gehorsam den Kloster-vorstehern!»

«Gehorsam meine ich auch, Heiliger Vorsteher, aber Gehorsam den Schriften!»

«Und was steht in den Schriften?»

«Die Schriften besagen, dreimal verflucht sei derjenige, der Brot abwiegt!»

Der Vater machte kehrt, um zu gehen, aber der Vorsteher der Geschirrkammer, der auf dem Balkon unterhalb der Weinlaube stand, sah ihn.

«Mastrojannis, komm zu mir!» rief er.

Er nahm ihnen den Quersack ab und füllte ihn mit Zwieback. Obenauf legte er noch zwei große Stücke Schafskäse.

«Geh in deine Schneiderwerkstatt!» beruhigte er den Vater.

An jenem Abend aßen Vater und Söhne Zwiebäcke und Käse.

Alexandros blieb bis zum Ende des Bürgerkrieges, ganze zwei Jahre noch, im Kloster. Dann kehrte er nach Akanthos zurück. Er mußte die Grundschule besuchen. Aber jeden Sommer, sobald Ferien waren, nahm er das Linienschiffchen und fuhr zum Kloster, um dem Vater zu helfen. Nach und nach erlernte er auch die Schneiderkunst.

Oft kamen Mönche, und der Vater diskutierte mit ihnen bei der Arbeit. Stundenlang sprachen sie miteinander und die Schneiderei wurde zur wahren geistigen Werkstatt. Gewöhnlich sprachen sie über das Leben der Heiligen, über ihre ausgiebige Bildung und ihre Lehren. Ioannis Chrysostomos, sagten sie, sei Schüler der antiken Philosophischen Schule Athens gewesen. Es war vorgesehen, ihm dort die Stelle eines Lehrers zu geben. Er ging aber zum Christentum über und wurde einer der drei Kirchenväter. Und über den Kirchenvater Haghios Vassilios, der

ein großer Hellenist war, hieß es, er habe den Rat gegeben: «Seid wie Odysseus, probiert alles und beteiligt euch am Guten.»

Sobald er die Gelegenheit hatte, ging Alexandros zum Kloster und bewunderte im Speisesaal der Haghia Lavra die Darstellung des Göttlichen Gehirns. In ihrer Basis wurden die Propheten und die antiken Philosophen abgebildet, die über Gott gesprochen hatten, und darüber Christus Stammbaum mit den vierzehn Generationen bis zu seiner Geburt. An der Spitze stand Christus und der ganze Raum neben und unter ihm wurde von Heiligen eingenommen. Ein Mosaik des Gedankens und des geistigen Angebots von Jahrhunderten fand seine Vollendung.

Seinen ersten Katechismusunterricht erhielt Alexandros bei Vater Avakoum. Der alte Avakoum, hundertjährig, groß von Wuchs und immer barfuß, dürr, mit buschigen Augenbrauen, ist viele Jahre lang Vorsteher des Refektoriums des Klosters gewesen. Bei ihm hatte sogar sein Vater Katechismusunterricht. Oft sagte er voller Stolz:

«Ich, mein Lieber, habe auch deinen Vater, als er damals, ein Kind noch, ins Kloster kam, im Katechismus unterrichtet.»

An den Nachmittagen ging Alexandros oft mit ihm vom Kloster bis zu seiner Hütte, dem Haghios Phanourios, um das Öllämpchen für den Heiligen anzuzünden. Der Asket brachte ihm bei, was in den Schriften stand.

Einmal fragte ihn Alexandros:

«Vater Avakoum, was ist Gott?»

Er blieb mitten auf dem Weg stehen, konzentrierte sich, und antwortete:

«In den Schriften heißet es: Gott ist die Liebe!»

Während ihn Alexandros erwartungsvoll anschaute, um mehr zu hören, fuhr der Asket fort:

«Ioannis Chrysostomos lehrt uns: Eine Wohnung gab uns Gott, die Welt, und ein Licht schuf er für uns alle, die Sonne, und ein Dach, den Himmel, und einen Tisch deckte er, die Erde, daß wir fest und unlösbar verbunden sind und keiner sagen kann, der nächste ist mir weder Freund noch Verwandter noch Nachbar, und ich stehe in keiner Beziehung zu ihm. Und wie die Saiten der Leier, obwohl es ihrer viele sind, auf eine Harmonie absehen und angenehme Musik schenken, so geben uns auch diejenigen, die sich einig sind, das Echo der Liebe, denn nichts ist süßer als die Liebe. Und es fragt der Heilige: ‚Dürfen wir nicht hassen?‘, ‚Freilich müssen wir hassen, aber nicht die Menschen, sondern den Unglauben. Nicht den Menschen, sondern die schlechte Handlung, die irrige Meinung, denn der Mensch ist ein Werk Gottes, während der Irrtum ein Werk des Teufels ist.‘»

Avakoum antwortete auf alle Fragen wortwörtlich mit Texten aus den Schriften.

«Wie ist es möglich, Vater Avakoum, daß Sie die Texte auswendig kennen?» fragte ihn Alexandros.

«Die göttliche Gabe, die göttliche Gabe, mein Lieber», antwortete er.

Die anderen Mönche sagten über den alten Avakoum, daß er schon zu Lebzeiten heilig geworden war.

Mit dem jungen Diakon Chrysostomos sprachen sie oft nach dem Abendgottesdienst über Philosophie. Manchmal hatten die beiden recht hitzige Diskussionen. Einmal fragte ihn Alexandros:

«Was hast du zu Epaphos zu sagen?»

«Hör, was dir der Mönch zu sagen hat.» Der junge Mönch wurde eine brennende Kerze. «Die größte Gefahr für die Menschheit geht von der materialistischen Weltauffassung aus. Der menschlichen Natur wohnt das göttliche Element inne. Und das haben die Denker aller Zeiten beschrieben. Sokrates hat es Daimon genannt. Victor Hugo und Fjodor Dostojewski nennen es ‚Bewußtsein‘. Und er fuhr fort: Der Schlüssel zur Rettung des Menschen und seiner Kultur ist die Kultivierung des Geistes. Und dieser Kultivierung hatten sich die Kirchenväter, die die ontologischen Fragen der antiken Philosophen studierten und Antworten darauf durch die Göttliche Offenbarung fanden, hingegeben.»

Der Obersekretär der Heiligen Gemeinde und Schriftsteller historischer Bücher fand in Alexandros einen begeisterten Zuhörer:

«Lies Geschichte, Alexandros», spornte ihn der Obersekretär an. «Je besser du die Geschichte kennst, desto mehr liebst du deine Heimat und dienst ihr und deinem Land. Du mußt wissen, daß dieser heilige Ort, obwohl er von Gott zum ausschließlichen ruhigen und mönchischen Leben im Laufe der Jahrhunderte vorgesehen ist, sich immer an allen Kämpfen der Nation beteiligt und unzählige Opfer als Wiege des Griechentums, zur Erhaltung der Religion, der Sprache, der Tradition und aller nationalen Tugenden gebracht hat. An den zwei Revolutionen zum Abwerfen des türkischen Jochs 1821 und 1854 haben die Mönche des Heiligen Berges sich aufgelehnt und Seite an Seite mit den Einheimischen gegen die türkische Armee gekämpft. Reichliches Blut aus ihren Adern hat den Baum der Freiheit getränkt. Aus ihnen sind leuchtende Heilige und gleichzeitig gefürchtete Krieger hervorgegangen. Mutig haben sie, unter dem Befehl des Generals Karatassos, gemeinsam mit deinen Vorfahren, den Einwohnern von Akanthos, gekämpft, daß kein türkischer Soldat diese heilige Erde betritt und sie befleckt. Dreihundert von ihnen sind gefallen wie neue Wächter der Thermopylen und wurden in einem Massengrab außerhalb des Klosters Esphigmenos beerdigt. Mit ihren Tränen haben sie die Frauen und Kinder von Akanthos begleitet, die dorthin geflüchtet waren, um dem Tod und der Sklaverei zu entgehen. Viele Mönche, um der ‚Anbetung‘ der türkischen

Flagge und der Anerkennung der türkischen Herrschaft zu entgehen, sind auf Inseln der Ägäis geflüchtet, die Kostbarkeiten der Klöster zur Sicherheit und die Kassen zur Unterstützung der kämpfenden Nation mitnehmend. In den großen Klöstern haben innere Schulen leuchtende Lehrer aus ihrer Mitte hervorgebracht, die später ihr apostolisches Werk in den großen Zentren des Hellenismus, von Venedig bis Triest, von Moldavien bis zur Wallachei und Smyrna, vollbracht haben. Alexandros, der Heilige Berg, diese große Kraft der Orthodoxie, hat seine Pflicht gegenüber der Nation vollständig erfüllt.»

Allmählich begriff der Junge, daß das Kloster eine besondere Welt war. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft war für die Mönche eine lebendige Wirklichkeit, die sie gleichzeitig durchlebten.

Alexandros ging natürlich nicht zu jedem Abend- und Frühgottesdienst. Aber jedesmal, wenn er die Kirche besuchte, beeindruckte ihn der Zauber der byzantinischen Musik und die großartigen literarischen Texte der Psalmen und der Liturgie, sowie die ganze mönchische Atmosphäre. Diese Welt, dachte er, ist seit tausend Jahren als einzigartiger Ort der Anbetung, als ein lebendiges Museum, unberührt geblieben.

Das Gebell eines Hundes riß Alexandros, der auf dem Mauersims neben dem Feigenbaum saß, aus seiner Versunkenheit.

«Hej, ich befinde mich in der Oberstadt, im Eptapyrgio», lachte er über sich, «wohin galoppieren meine Gedanken ...»

Oftmals, wenn es zu dämmern begann, war eine Kraft da, die ihn aus seinem Haus zog und veranlaßte, den steilen Weg zur Festung Thessalonikis einzuschlagen.

Er ging an zweistöckigen Häuschen vorbei, die eingehüllt waren in das Grau des Nebels. Oben am Gipfel setzte er sich auf eine niedrige Mauer neben einem Feigenbaum und betrachtete das Meer. Die Sonne war hinter dem Olymp verschwunden. Ein weicher roter Streifen am Horizont vereinte Himmel und Meer und umkostete den berühmten Berg, den die vorväterlichen Götter sich als Wohnsitz ausgesucht hatten.

In solchen Augenblicken der abendlichen Stille zog es ihn zu den Seinen. Im Geiste ließ er Vater, Mutter, Brüder und Schwestern, Freunde und Verwandte und auch Dorfgenossen vorbeiziehen. Er besuchte in der Stadt das Gymnasium, um ein Mensch zu werden, wie sie im Dorf sagten.

In seinen Gedanken begann sich ein Turm abzuzeichnen, der sich am Fuße einer gewaltigen Pyramide mit drei Gipfeln, dem Athos, befindet. Er war hoch und breit, gebaut aus Granitquadern, mit einem Dach aus Bleiplatten und mit Schießscharten ringsum. Ein Wächter des Klosters, mit Herz und Leben, der sehen und fühlen kann, hassen und lieben. Er

kam ihm wie ein verwunschener Turm vor, unsterblich, tausend Jahre auf dem Buckel, ohne alt zu werden, der seinen Vater gefangen hielt.

Vor vierzig Jahren verließ sein Vater, vierzehnjährig, mit schwerem Herzen sein Dorf und ging zum Heiligen Berg. Das Waisesein und die Armut vertrieben ihn aus seinem Ort. Und noch etwas trieb ihn fort: Die Pluderhosen. Alle anderen Jungen des Dorfes hatten sie vor Jahren schon weggeworfen und trugen Hosen wie die Europäer. Nur wenige Alte, die zeigen wollten, daß sie keine Trottel sind, die mit der Mode gingen, oder weil sie Angst hatten, sich mit diesem ‚modernen Zeug‘ zu versündigen, und die Gebete und das Fasten seit der Kindheit umsonst gewesen seien, trugen noch Pluderhosen. Da er aber im Dorf der einzige von den jungen Leuten war, der Pluderhosen anzog, warteten alle auf eine Gelegenheit, Schabernack mit ihm zu treiben und über ihn zu lachen. In solchen Fällen beschwerte er sich bei seiner Mutter. Sie versuchte, seinen Schmerz zu lindern: «Weshalb schämst du dich, mein Junge, siehst du nicht, daß selbst der alte Theologis Pluderhosen trägt? Und er ist ein guter Hausvater. Unser Bürgermeister, der erste Mann im Dorf, trägt sie auch ... Mein Gott, hast du diese verdammten Hosen erfunden, um meinen Sohn traurig zu machen? Warum, mein Kind, mußt du diesen Kummer haben?»

Seine Mutter zählte alle Alten des Dorfes auf, die Pluderhosen trugen, um ihm zu beweisen, daß er nicht der einzige war. Aber ihr Sohn konnte es nicht ertragen. Jeder Schritt war für ihn eine Kränkung. An den Straßenecken sammelten sich die Mädchen, um mit seinem Schmerz zu spielen. Sie sangen:

«Aka! Aka!

Des Jannis alte Vraka!»

Er war dem Weinen nahe. Deshalb war jetzt, da er sein Dorf verließ, sein großer Wunsch, bei der Rückkehr richtige Hosen zu tragen.

Ein Bekannter seiner Mutter vermittelte ihm den Dienst bei einem alten Mönch. Der Mönch wiederum wollte dafür sorgen, daß er das Schneiderhandwerk erlernte. Und so kam er zur Zelle des Mönchs und wurde sein Diener. Er machte sauber, kochte, grub den Garten um und mußte sich obendrein seine Beschimpfungen anhören. Nicht selten bekam er sogar Schläge. Das war aber nicht das Schlimmste. Eines Tages hörte er den Mönch zu einem Freund sagen:

«Den Kleinen habe ich jetzt ein halbes Jahr hier. Ich werde ihn nochmal so lange behalten. Und, sobald er Mönch geworden ist, nehme ich ihn zu mir nach Hause. Ansonsten schicke ich ihn zurück zu seiner Mutter.»

Als der Junge dies hörte, konnte er seine Tränen nicht zurückhalten. Schneider wollte er werden und nicht Mönch ... Der Alte wurde böse, tobte. Schließlich schob er ihm ein halbes Brot unter die Achsel, gab ihm

für ganze sechs Monate sechzig Drachmen und mit versteinertem Gesicht sagte er mitleidslos und kalt:

«Los, zieh zu deiner Mutter!»

Der Kleine schlug den Pfad bergab ein, um möglichst weit weg vom Haus des Mönchs zu kommen! Er erreichte den tausendjährigen Turm, und ohne die Falle zu kennen, trank er Wasser aus der Maultierquelle, von der es hieß, wer vom Wasser dieser Quelle trinke, komme nicht mehr los und bleibe sein Leben lang Gefangener des Turmes. An einem riesigen Nußbaum stand ein altes Haus. In den oberen Räumen hörte er das Geräusch einer Nähmaschine. Ohne richtig zu überlegen, ging er die Treppe hoch. Im Zimmer saß ein Mann mittleren Alters mit buschigen Augenbrauen und einem langen, hochgezwirbelten Schnurrbart. Der Junge sagte:

«Onkel, ich bin Waise, bringst du mir das Schneidern bei?»

Der Mann war Junggeselle. Er kümmerte sich weder um Hund noch um Katze. Er hatte eine einzige Leidenschaft: Geld zu machen. Wie sollte er sich aus heiterem Himmel um ein Kind sorgen, von dem er nicht mal wußte, woher es stammte ...

«Und was geht es mich an, ob dich deine Mutter auf die Straße geworfen hat? Was habe ich davon, wenn ich dir den Beruf beibringe? Ha, ha, ha ..., da ist mir ja ein toller Hecht an die Angel gegangen!»

Der Junge antwortete rasch:

«Ich werde für dich arbeiten ...»

Da leuchteten die Augen des Meisters auf. Es wäre nicht schlecht, einen kleinen Sklaven zu haben, der Tag und Nacht für ihn arbeitete. Aber er zögerte noch:

«Ja, aber ... bis du das Schneidern erlernt hast und Geld einbringst, wer soll für deinen Lebensunterhalt sorgen? Ich bin kein Waisenhaus.»

Der Junge gab ihm die sechzig Drachmen. Das Gesicht des Mannes nahm einen milderer Ausdruck an. Der Junge blieb bei ihm. Er würde solange bleiben, bis er den Beruf erlernt und seine Schulden bezahlt hätte. Und dann würde er nicht nur Hosen tragen, sondern sie sich selbst schneiden! In seinem Dorf würde er eine Schneiderwerkstatt eröffnen und seine eigene Arbeit haben. Er wollte nicht sein ganzes Leben beim tausendjährigen Turm verbringen.

Allmählich erlernte er die Kunst des Schneiderns. Doch die Pluderhosen wurden erneut Ziel des Spottes. Zwei ältere Jungen, die bei einem Schmied lernten, dichteten ihm einen Vers:

«Eine Vraka, wie die des Akanthiotis,
sah man in hundert Jahren nicht,
aus gewebtem Stoff ist sie
und hat einen morschen Gürtel.»

Das Gedicht machte die Runde, und die Klügeren machten dem Meister Vorhaltungen.

«Näh dem Jungen doch eine Hose», sagten sie, «daß er nicht mit dieser alten Vraka herumläuft. Hältst du ihn nur als Arbeitstier?»

Der Meister wurde wütend. Er wollte nicht, daß die Mönche schlecht über ihn redeten. Er packte den Kleinen an den Schultern und sagte:

«Hör mal, mir paßt es nicht, daß du mit dieser Pluderhose herumläufst. Wiederum kann ich dich nicht ausstaffieren. Du bist schließlich nicht mein Samen. Schreib also deiner Mutter, sie soll dir Geld für einen Anzug schicken. Sonst schicke ich dich zu des Teufels Mutter.»

Der letzte Satz hatte Zähne und biß den Jungen. In seinen Ohren brummte es: «Sonst schicke ich dich zu des Teufels Mutter!» Er schrieb an seine Mutter. Sie arbeitete bei Fremden, bettelte und schickte ihm zweihundert Drachmen. Der Meister nähte ihm einen Anzug und er zog endlich Hosen an.

Eines Tages wurde er krank und konnte nicht arbeiten. Er hatte schlimme Bauchschmerzen. Er saß auf dem Stuhl und versuchte, die Augen offen zu halten. Die Nadel zitterte in seinen Händen. Mittags hatten sie ein gutes Essen, Fleischklößchen. Der Kleine hätte gern etwas Fleisch gegessen, sein Bauch aber streikte. Als der Meister sah, daß er sich mit der einen Hand den Bauch hielt, sagte er:

«Was für eine Scheiße hast du gegessen, daß du krank geworden bist?»

Und er aß und aß, verschlang auch die Fleischklößchen, die für den Kleinen gedacht waren.

Ein Schuster, möge die Erde leicht sein, die ihn bedeckt, kochte ihm aus Mitleid reinen Minztee. Der Kleine schwitzte und das Fieber fiel. Er schlief die Stunden bis Mitternacht durch. Dann stieg wieder das Fieber und bis drei Uhr morgens machte er kein Auge zu. Gegen Morgen wurden seine Lider schwer und er schlief ein.

So verschlief er und ein Sturm brach los. Der Meister wollte, daß der Kleine täglich halb fünf aufsteht. Um die Zeit schlug im Kloster das Glöckchen der Morgenandacht. Und der Kleine hatte aufzustehen. An dem Morgen aber, zerschlagen von der Krankheit, hörte er es nicht. Der Meister geriet in Wut, weil der Junge, halb fünf noch in seinen Decken gewickelt, faulenzte. Er packte das Bettzeug und warf es samt dem Jungen zu Boden. Und da, aufgeschreckt aus dem Schlaf und gequält vom Fieber, entrang sich ein Protest der jungen Brust:

«Warum, mein Gott!»

Als sich der Junge von der Krankheit zu erholen begann, war das Weihnachtsfest heran. Nach zweijähriger Abwesenheit wollte er in sein Dorf zurückkehren. Er konnte keine Mönchskutten mehr sehen, wollte sich ein wenig erholen. Aus der Fremde zurückgekehrt, wollte er außerdem all denen, die über seine Pluderhose gelacht haben, seinen

wahren Wert zeigen. Stoff und Faden wollte er nehmen und mitten auf dem Platz seines Dorfes eine Hose nähen, daß es alle, Menschen und Steine, sähen. Sicher hatte er das Handwerk noch nicht ganz erlernt, die Erfüllung seines Traumes, Schneider zu werden, war noch in weiter Ferne. Er fühlte sich aber zufrieden. Er hatte sich seinen kindlichen Wunsch, Hosen zu tragen, erfüllt.

Er schnürte seine Sachen zu einem Bündel und mit einigen Holzfällern, die auch zum Dorf wollten, zog er los. Zwei Tage guter Fußmarsch lagen vor ihm. Und die Straße war nur dem Namen nach eine Straße. In Wirklichkeit war sie ein Gebirgspfad voller scharfer Steine und Baumstümpfe. Die um den Turm Lebenden sagen: ob jemand diesen Pfad geht oder nicht geht, er wird es auf jeden Fall bereuen. Wenn er ihn geht, wird er es bereuen, weil er halbtot vor Müdigkeit ankommt. Geht er ihn aber nicht, sieht er seine Verwandten nicht.

Jetzt, da der Junge das Kopfsteinpflaster zu seinem Haus hochging, betrachtete er einzeln die Steine und erkannte sie wieder. Nicht, weil er kürzlich auf diesem Pfad gelaufen wäre. Zuletzt geschah das vor zwei Jahren. Trotzdem erinnerte er sich fast an jeden Stein. Wie damals, als er zum Heiligen Berg ging, so hatte er auch heute nicht den Mut, den Kopf zu heben. Er starrte ununterbrochen auf die Steine. Das Herz des Jungen war grauer als der Abend. Damals, als er sein Dorf verließ und in die Fremde ging, war er voller Träume. Und jetzt? Seine Hose war auf der rechten Seite von oben bis unten zerfetzt. Ein Ast hatte sie ihm unterwegs zerrissen. Wie sollte er ins Dorf gehen?

Das Dorf hatte am Vorabend des Weihnachtsfestes seinen Feiertagsstaat angelegt. Die Höfe glänzten vor Sauberkeit. Die Fassaden der Häuser waren gekalkt worden. In jedem Haus hatten die Mädchen die Höfe mit Blumen geschmückt, obwohl es Winter war. Das Dorf, auf dem Berghang vor den Mauern der antiken Stadt klebend, schickte sich an, das Weihnachtsfest zu feiern.

Das Loch, so nannten sie ihre Hütte, befand sich im oberen Teil des Ortes neben dem Schafstall des alten Dimos. Wolltest du dorthin gelangen, müßtest du mitten durch das Dorf gehen. Der Junge schlug rascher, als er die Quelle des Timoleas hinter sich gelassen und die ersten Häuser erreicht hatte. Er spürte ein Zittern und beschleunigte den Schritt, um endlich anzukommen und sein Martyrium zu beenden. Nicht, daß er sich nicht um die Seinen sorgte. Aber jetzt kamen ihm seine alte Mutter und die Schwester gar nicht in den Sinn. Ihn beherrschte die Angst, sich lächerlich zu machen. Er dachte, sie würden wieder wie damals an den Ecken ihrer Häuser lauern und ihn wegen seiner zerrissenen Hose verspotten.

Er schritt rasch aus und ließ seinen Wäschebeutel über den Schenkel fallen, um die zerrissene Hose zu bedecken. Die Haare, lange Zeit nicht

geschnitten, bedeckten fast sein Gesicht und verliehen ihm ein wildes Äußeres. Er blickte nicht nach links und rechts, aber seine Ohren schnappten den Wortwechsel zwischen der Frau Evsplachnia und ihrer Nachbarin auf:

«Wessen Sohn ist das?»

«Woher soll ich das wissen, Frau Evsplachnia?»

«Ich habe ihn auch noch nie gesehen.»

Jetzt atmete der Junge freier. Es war gut, daß sie ihn nicht erkannt hatten. Auch konnte ihn jetzt keiner auslachen, das tut man nicht mit einem Unbekannten. Er hob schon den Kopf und sah sich die Häuser ringsum an. Er befand sich am Glockenturm der alten byzantinischen Kirche, dort wo sich die jungen Mädchen und die jungen Burschen trafen, um heimlich miteinander zu reden und ihre Liebe zu beichten. Jetzt fühlte sich der Junge besser. Er wollte nicht mehr, wie kurz zuvor, daß sich die Erde öffnete und ihn verschlucke. Jetzt würde er sogar über den Dorfplatz zu seinem Haus laufen. Er ließ sein Bündel tiefer über den Schenkel fallen, und mit den Haaren und der Jacke sein Gesicht verdeckend, lief er pfeilschnell über den Platz.

Sein Haus hatte sich nicht verändert. Halb vergessen neben dem Stall, alterte es von Jahr zu Jahr ein wenig mehr. Die Mutter schlug immerzu neue Pfähle in die Erde, um es zu stützen. Der Duft der Blumen auf seinem Hof vermischte sich mit dem Geruch der Schafe des alten Dimos. Der Junge ging hinein und freute sich, als hätte er einen Palast betreten.

Die Mutter und seine Schwester waren überrascht, als sie einen jungen Mann mit zerrissener Hose das Haus betreten sahen. Sie sprangen vom Kamin hoch und kamen näher. Die Mutter ergriff eine Unruhe. Ihr Herz wollte zerspringen. Irgend etwas zwang sie, sich den Jungen genauer anzuschauen. Sie versuchte in der Dunkelheit des Zimmers sein Gesicht zu erkennen.

«Woher bist du, mein Sohn?»

Dieser struppige junge Mann mit dem langen und ungekämmten Haar tat ihr leid. Ach, der arme Junge, dachte sie, wie viele Stunden mag er wohl gelaufen sein ... Sie hatte den Wunsch, ihn zu umarmen und zu küssen.

Sie nahm einen Stuhl und stellte ihn ganz nahe.

«Setz dich, mein Augenschein», sagte sie, «setz dich ein wenig. Du kommst sicher von sehr weit her, wirst todmüde sein.»

In der Brust des Sohnes tobte ein Sturm. Er wollte hochspringen und rufen:

«Mutter, ich bin dein Sohn!»

Statt dessen sagte er:

«Vom Heiligen Berg.»

Die Mutter stöhnte tief.

«Ich habe meinen Jannis dort, wer weiß, wie es ihm geht.»

Die Schwester betrachtete ihn genauer. Sie nahm die Öllampe vom Kamin und hielt das Licht an das Gesicht des Jungen. Das schwache Licht fiel auf seine verschwitzte Stirn mit der, trotz seines jungen Alters, tiefen Furche. Ein Strahl ließ seine goldblauen Augen aufblitzen.

«Mein Jannis», schrie die Mutter und schloß den Jungen in ihre Arme. Und so wie sich alle drei umarmt hielten, weinten sie sich lange aus.

Das Herz der Mutter war jetzt wie ein blühender Garten. Fort mit der Armut, fort mit der Not! Sie sorgte dafür, daß alles vorhanden war. Sie ging zum Herrenhaus des Kyr-Antallaximos (dort war sie Dienstmädchen) und unter tausend Schwierigkeiten gelang es ihr, einen gebrauchten Anzug seines Sohnes zu bekommen. So erschien ihr Sohn am nächsten Tag zum Weihnachtsfest bei den Leuten in Hosen, die ihm nicht gehörten.

II

Feier und Volksfest an diesem Tag im Dorf. Weihnachten. Das war kein kleiner Feiertag. An diesem Tag war Christus geboren worden und die Menschen mußten sich freuen. Es ist eine Sünde, wenn sie seine Geburt nicht fühlen. Die Dorfbewohner gingen in die Kirche, hörten den Vorsänger singen: ‚Pa-wou-ga-di‘. Diese Gesänge des alten Marinos verstanden sie nicht. Sie hörten freilich die ‚as‘ und die ‚os‘ heraus und sehr oft auch ein ‚n‘. Aber ihnen leuchtete nicht ein, daß sie eine besondere Bedeutung haben oder daß die Vokale oder Konsonanten Teile von Worten oder Sätzen sein könnten, die einen Sinn hatten und etwas ausdrückten. Sie meinten, diese Laute seien notwendig, damit die Stimme des alten Marinos zur Geltung komme, der trotz seiner sechzig Jahre schön sang und zweifellos der beste Sänger war.

Sie hörten auch den Priester Unverständliches aus dem Evangelium vorlesen. Papa-Photis, ein alter Mann mit guter Seele, hatte es immer eilig. Alles brachte er hastig hervor, damit man schnell fertig werde. Manche meinten, er begriffe wohl selbst nicht, was er da vorlas. So wie sein Vater, der die Geheime Schule besucht hatte und ebenfalls Priester war, lernte er das meiste auswendig. Deshalb war es gefährlich, wenn er sich verhaspelte und aus der Reihe kam. Eines Tages, sagte man, konnte er im Evangelium nicht die Stelle finden, die er an diesem Sonntag in der Kirche lesen wollte, weil die Ziege das Porreeblatt, das er als Lesezeichen in das Buch getan, aufgeessen hatte.

Was den Bauersleuten vom stundenlangen Gottesdienst blieb, waren das Stehen und die Ermüdung. Sie dachten, es kann nicht sein, daß Gott zufrieden ist, weil sie in die Kirche gegangen und müde geworden sind.

Für die Menschen des Dorfes war der Kirchgang die letzte Verpflichtung nach dem großen Fasten. Sie müssen, nach wochenlangem Fasten, noch ein Opfer bringen, in die Kirche gehen, einige Stunden stehen und danach erst können sie sich erfreuen. Für sie begann das Weihnachtsfest nicht mit Jesus' Geburt, sondern mit dem Verlassen der Kirche.

Jetzt tauchte die rosarote Sonne aus der Tiefe des Horizonts auf. Die Glocken verkündeten das Ende des Gottesdienstes. Die Glockentöne füllten die Luft, erreichten alle Wohnviertel und verkündeten: das Weihnachtsfest ist gekommen. Die zuhause waren, holten sofort das Festessen vom Feuer, um es nach den Tagen des Fastens zu genießen. Danach stürmten sie auf die Straße. Die noch unter dem Dach der Kirche weilten, beeilten sich, nach Hause zu den dampfenden und duftenden Töpfen zu kommen.

Zuerst sprangen die jungen Mädchen aus der Kirche. Nicht weil sie sehr hungrig waren und rasch nach Hause kommen wollten. In Grüppchen setzten sie sich seitlich der Kirche hin und begannen, sich zu unterhalten. Die eine sah das Kleid der anderen und sagte: «Ach, wie schön ...» Heimlich aber betrachteten sie die jungen Männer, die, die Haare gekämmt und geölt, aus der Kirche traten. Diese wiederum spielten die Gleichgültigen und schauten, während ihre Wangen glühten, zu den Mädchen hinüber.

Als auch die Verheirateten aus der Kirche getreten waren, kam auch der Kantor mit den Jungen, die seine Helfer waren, heraus. Neben dem Sohn des Herrn Antallaximos erschien noch ein anderer junger Mann mit frischgeschnittenem schwarzen Haar, mit goldigblauen Augen und einer tiefen Furche auf der Stirn. Ihn schien das Dorf nicht zu kennen. Und die Mädchen beobachteten diesen Unbekannten, der einen Anzug wie der des Herrn Antallaximos trug. Sie waren aufgewühlt und die eine fragte die andere:

«Wer mag das sein? Wo kommt er her?»

Ein Mädchen prustete los, als sie die anderen «wer? wer?» fragen hörte. Die übrigen Mädchen umringten sie und fragten voller Neugier:

«Wer ist es, Photini? Du kennst ihn, he, du kennst ihn doch?»

Sie war sehr stolz. Alle fragten nach ihrem Bruder. Sie freute sich. Sie ließ die Mädchen fragen, antwortete nicht.

Die Maro aber, die Tochter der Frau Evsplachnia, konnte nicht mehr an sich halten, packte die Photini am Zopf und drohte:

«Ich werde dir Haar für Haar ausreißen, wenn du mir nicht endlich sagst, woher der kommt ...»

Maro zerwühlte ihr das vor dem Spiegel so schwer geordnete Haar und tat ihr weh.

«Es ist mein Bruder», sagte sie endlich.

«Waaaas..!» staunten sie alle. Und sie hatten gedacht, es sei ein Hauptstädter, der in ihr Dorf gekommen war.

Maro verzog das Gesicht, um so ihre Gleichgültigkeit zu zeigen.

«Ihr Bruder ist das ... Der mit den Pluderhosen», spottete sie. «Pff ... ihm brachte meine Mutter Salzlake von Fischen, sonst wäre er verhungert. Kommt, Mädchen, wir gehen!»

Und Maro schüttelte stolz ihr volles Haar. Es fiel ihr auf die Schultern. Sie biß sich auf die Lippen, daß sie erröteten und sie schöner machten. Zusammen mit den anderen machte sie sich zur unteren Siedlung auf, zum Hafen. Dort stand ihr Haus.

Photini wollte zu ihrem Bruder, doch dieser sprach noch mit dem Priester. Ihr Bruder war klug. Er war der beste Schüler der Schule und konnte sich mit Gebildeten unterhalten. Sie konnte kochen und kehren und sogar den Garten umgraben, aber nicht lesen und sich über das unterhalten, was in der Kirche gesagt wurde. Traurig ging sie den steingepflasterten Weg zu ihrem Wohnviertel. Ihr Bruder, der sie gesehen hatte, verabschiedete sich vom Priester und zusammen mit Nikos, dem Sohn des Herrn Antallaximos, kam er zu ihr.

Ihr Herz schlug rascher. Sie schämte sich, sich mit zwei jungen Männern auf der Straße zu zeigen. Jetzt war sie kein kleines Mädchen mehr, wie damals, als sie den ganzen Tag mit Nikos und dem Bruder spielte. Jene Jahre sind vorbei ... Photini schämte sich, weil ihre Brüste stramm, die Hüften rund und die Schenkel wohlgeformt waren. Gern wollte sie mit dem stets gutangezogenen Nikos, dem blonden Freund aus der Kindheit, zusammen sein. Diese Anzüge mit dem seltsamen Geruch, den sie in den Schränken annahmen und die Mädchen leichtsinnig machte, daß sie von ihren Eltern neue Kleider verlangten. Doch dieser blieb unerreichbar. Er verließ das Dorf, besuchte in der Stadt das Gymnasium und kam mit neuen Anzügen wieder, die so schön waren, daß die Mädchen sich die Augen rieben.

Als sie bei Photini waren, sagte Nikos:

«Viele gesunde Jahre wünsche ich dir und ein herzliches Willkommen für deinen Bruder!»

Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie bewunderte Nikos schwarzen Anzug und staunte, daß es auf der Welt solche schöne Kleider gab. Sie wußte aber, daß diese nicht für die Bauern mit ihren schwieligen Händen, sondern für die Städter mit den zarten Gesichtern und der feinen Aussprache zugeschnitten waren. Die Bauern wüßten nicht einmal sie zu tragen. Gern hätte sie ihren Bruder Jannis an Nikos Stelle gesehen. Er sprach auch schön, drückte sich besser aus als die anderen Dorfjungen und verstand, was in den Büchern geschrieben stand. Ihr Bruder hätte es verdient, in reichen Verhältnissen geboren worden zu sein.

Nikos begann über die Stadt zu reden, über die breiten Straßen, die hohen schönen Häuser. Dann fiel Nikos ein, daß vor zwei Jahren sein Mitschüler Jannis im Unterricht gescheiter gewesen war, und um sich wichtig zu machen, redete er über Grammatik. Auf dem Gebiet war Jannis gut und er wollte mitreden, doch Nikos unterbrach ihn:

«Ach, armer Jannis, die Grammatik, die du kennst, das ist gar nichts ... Wir lernen auf dem Gymnasium eine andere, die Grammatik der altgriechischen Sprache! Was du kennst, ist keinen Pfifferling wert!» Jannis schwieg. Zufrieden ordnete Nikos seinen Schlips und begann erneut über die große Stadt zu reden. Jannis aber achtete nicht auf ihn, hörte nicht auf das, was er sagte. Er beneidete Nikos nicht, weil er reich war. Gern wäre auch er ins städtische Gymnasium gegangen. Dafür hätte er auf die schönen Kleider verzichtet. Selbst auf neue Hosen hätte er gepfiffen und die Vrika in Kauf genommen. Aber sein großer Wunsch nach Bildung würde wohl niemals in Erfüllung gehen. Er war neidisch auf Nikos, und weil er wußte, daß Neid etwas Schlechtes war, war es ihm nicht wohl in seiner Haut.

Sie hatten das obere Dorf erreicht und trennten sich. Nikos ging in sein zweistöckiges Haus, während Jannis und seine Schwester in ihr ‚Loch‘ neben dem Mistberg gingen. Nikos wußte, daß ihm seine Mutter nach dem Essen nicht zum Spielen auf die Straße lassen würde. Sie würde ihn zwingen, noch einige Stunden zu lesen. Dazu hatte er keine Lust und suchte Gesellschaft. Deshalb sagte er:

«Willst du dann nach dem Essen zu mir kommen, Jannis? Wir könnten zusammen lesen.»

Jannis war überrascht.

«Soll ich wirklich?» fragte er und sah ihn unentschlossen an.

«Natürlich. Wir schließen uns in mein Zimmer ein und lesen.»

Nikos nahm paarweise die Treppenstufen, denn in seine Nase drang der Duft des Putenbratens. Jannis wußte, daß die Mutter wieder etwas herbeigezaubert haben würde. Doch er dachte nicht so sehr an das Essen. Was soll's, essen tun wir jeden Tag, sagte er sich im Stillen. Er wollte rasch das Essen hinter sich bringen, um in Nikos Haus zu gehen und sich dem Lesen hinzugeben.

Die Mutter hatte vor dem Feuer den Tisch gedeckt. Darauf standen drei Teller mit dampfender Suppe. Er setzte sich. Die Mutter brachte auch eine kleine Karaffe mit süßem Wein. Tochter und Mutter nahmen an den anderen Seiten des Tisches Platz. Sie genossen lange das Essen. Plötzlich klopfte es an die Tür und die alte Venetia, ihre Nachbarin, trat ein. Sie war außer sich. Ihre Haare sahen wirr unter dem Kopftuch hervor. Ihre Zunge war wie festgewachsen, nur mit Mühe brachte sie hervor:

«Daß meine Augen so was sehen müssen ...»

Die Mutter sprang auf und fragte voller Sorge:

«Was ist dir wiederfahren, Großmutter Venetia? Was ist geschehen?»

«Meine Tochter, wer hat so was schon gesehen? Der große Sohn des Herrn Antallaximos steht auf dem Balkon, umarmt mit seiner Verlobten! Neben sich haben sie einen Kasten, der ständig papam-papam-papam macht. Ach, meine Tochter, Gott wird uns bestrafen. Feuer und Schwefel wird vom Himmel fallen, wie es im Evangelium steht. Wer hat so was gehört, umarmt poussieren sie vor den Leuten! Ach, die Menschen sind verdorben ... Haben kein Schamgefühl mehr. Oh, Herr, rette uns ...»

Die Mutter wunderte sich und fürchtete sich zugleich. Was würde Gott tun, wenn er von da oben sehen würde, daß sich junge Männer und junge Mädchen umarmen? Er könnte seinen Zorn über das Dorf schicken.

Da die alte Venetia von Jannis Mutter keine Erklärung bekommen konnte, rannte sie zum Hafen, um Frau Evsplachnia zu suchen. Sie wußte mehr. Vielleicht könnten sie sich, indem sie noch eine Kerze anzündeten, vor dem Zorn Gottes retten.

Die alte Venetia zog ihren Schal straff, denn trotz des Sonnenscheins war es ihr kalt. Sie hoffte, ihre Beine würden sie tragen und sie müßte unterwegs nicht stehenbleiben.

Inzwischen hatten die jungen Leute gegessen und sich auf die Straße begeben, um diesen herrlichen Sonnenschein zu genießen. Die Leute meinten, es wäre besser, es hätte geschneit. Dann hätten sie Weihnachten «mit Schnee auf dem Glockenturm» gefeiert. Die jungen Männer aber zogen die Sonne vor. Nichts hielt sie in ihren Häusern, sie wollten auf die Straße, die Mädchen treffen und mit ihnen plaudern ... Sie warfen über die Äste der hohen Bäume Seile, banden sie zu Schaukeln.

Nikos Bruder Garyphalos, der mit seiner Verlobten europäische Tänze getanzt und so die Alten, die es sahen, durcheinandergebracht hatte, holte aus dem Geschäft seines Vaters ein dickes Seil und band es an der Platane auf seinem Hof zu einer großen Schaukel fest. Dann bestiegen er und seine Verlobte Pagona die Schaukel und Nikos schob sie an. Und während sie durch die Luft flogen, geriet durch die Bewegung ihr Blut in Wallung und sie begannen zu singen:

«Bitte, ein Wässerchen, Frau Vangelio, ein kaltes Wässerchen. Wo kommt es her, Frau Vangelio, wo kommt es her? ...» Das Lied breitete sich zwischen den Häuserreihen aus, andere junge Leute vernahmen es, traten auf die Straße und reihten sich in den Tanzreigen ein. Darunter war auch Jannis mit seiner Schwester Photini. Als er Nikos sah, blieb er stehen, um ihn daran zu erinnern, daß sie zusammen in seinem Haus lesen wollten. Da Nikos aber seiner Mutter entkommen war, hatte er jetzt keine Lust, sich wieder einzuschließen. Er schaukelte seinen Bruder bis das Lied beendet war und sich andere auf die Schaukel schlangen.

Die alte Venetia aber erreichte das untere Dorf, klopfte an die Tür der Frau Evsplachnia.

«Was sind das für Sachen, Kyra-Evsplachnia! Ach, das ist der Zorn Gottes», rief sie.

«Um Gottes Willen, was ist denn los, Großmutter Venetia?» fragte diese.

Die Alte atmete tief durch.

«Ich werde dir alles haarklein erzählen. Wir haben den großen Sohn des Kyr-Antallaximos gesehen, die ganze Nachbarschaft hat gesehen, wie er umarmt mit seiner Verlobten dastand. Die eine Hand hatte der Unverschämte an ihrer Hüfte, mit der anderen hielt er ihre Hand. Eng umschlungen waren sie und neben sich hatten sie einen Kasten, der pam-pam, pam-pam-pam machte.»

«Ach, mögen Jesus und die Mutter Gottes uns vor so was bewahren», sagte Kyra-Evsplachnia und bekreuzigte sich. «Dies, Großmutter Venetia, wollen meine Ohren nicht glauben.»

Die allwissende Evsplachnia wußte keine Erklärung. Sie fühlte nur, daß es sich um Sachen des Satans handeln müßte. Wo hat es so was gegeben, daß ein Kasten singen konnte ... Sie wollte sich erheben, zum Haus des Herrn Antallaximos laufen, um ihm die Leviten zu lesen. Er solle gefälligst seinem Sohn beibringen, was sich nicht schickt. Aber ihr fiel ein, daß Weihnachten war, es nicht ging, sich mit den Leuten zu zanken. Zur alten Venetia sagte sie:

«Sein Glück, Großmutter Venetia, daß wir Weihnachten haben und ich das Heilige Abendmahl eingenommen habe, sonst wäre ich hingelaufen und hätte ihm beide Füße in einen Schuh gezwängt. Nach den Feiertagen aber werde ich ihn mir vorknöpfen.»

Die alte Venetia, sicher nun, daß im Dorf eine große Sünde begangen worden, zog von dannen. Im Gehen bat sie Gott, Erbarmen zu haben mit den «unüberlegten Leuten», wie sich der Priester ausdrückte. Sie erreichte den Säulengang, das Türchen der kleinen Kirche stand offen. Sie ging hinein und zündete dem neugeborenen Jesus eine Kerze an. Sie überquerte den Marktplatz und erreichte das obere Dorf. Und was sahen ihre Augen? Der ganze Platz zwischen Jannis Haus und dem Haus des Kyr-Antallaximos war voller Menschen. Und als sie näher kam, bemerkte sie, daß in der Hütte kein Kamin mehr vorhanden war. Nur einige Ziegelsteine ragten aus dem Dach. Sie begriff sofort, was geschehen war, und ohne eine Minute zu warten, machte sie kehrt und rannte zurück. Sie kam außer Atem an und bevor sie noch die Tür geöffnet hatte, rief sie laut:

«Ungeheuer und Zeichen, Kyra-Evsplachnia, Ungeheuer und Zeichen. Hörst, hörst ... Was meinst du, was meine Augen gesehen haben?»

«Was hast du gesehen, Großmutter Venetia?» fragte die andere überrascht.

«Ah, Ungeheuer und Zeichen, sage ich dir ... Das ist der Zorn Gottes, Kyra-Evsplachnia, der Zorn Gottes ... Auch meine Mutter, seligen Angedenkens, sagte, daß damals, als das große Sterben über die Menschheit kam, solche Dinge geschahen. Das Gleiche passiert auch jetzt!»

Da unterbrach sie Kyra-Evsplachnia.

«Sag mir endlich, was geschehen ist!»

«Wie soll ich es dir sagen ...»

«Erzähle, Zum Teuf... mein Gott, verzeih mir, ich habe mich versündigt.»

«Kyra-Evsplachnia, als ich ankam, war der Hof voller Putz und Steine. Der Kamin lag hingestreckt da. Ich sah es mit eigenen Augen ... Mutter Gottes, Gnadenreiche, hilf mir! Als wäre der Blitz reingefahren, Gottes Kugel, wie unser Priester sagt.»

Kyra-Evsplachnia hörte zu und fand keine Erklärung für das Geschehene. Da sagte sie zu der Alten:

«Geh du nach Hause, ruh dich ein bißchen aus und ich werde mit Gottes Hilfe alles ins rechte Lot bringen.»

Lange dachte Kyra-Evsplachnia nach, konnte aber zu keinem Ergebnis kommen. Schließlich zog sie ihre neuen Pantoffeln an, warf sich ihren kirschfarbenen Schal um die Schultern und ging zum Haus des alten Xekoutis.

Der alte Xekoutis, ein strammer Mann noch im hohen Alter, war der Stolz des Dorfes und viele Jahrzehnte lang die geheime Sehnsucht der Frauen. Gutaussehend, höflich und freundlich. Mochte sonst was im Ort passieren, die Menschen gingen mit ihren Problemen zum Gero-Xekoutis, der ihnen mit wenigen Worten den richtigen Weg zeigte.

Der Spitzname «Gero-Xekoutis», mit dem ihn die Bauern riefen, brachte keine ihm gegenüber negative Haltung zum Ausdruck. Im Gegenteil, er drückte Achtung diesem weisen Mann aus ihrem Dorf aus. Das Wort Xekoutis zeigte nur die Neigung der Bauern, über alles zu spotten.

Und mit der Zeit hatten die Dorfbewohner aufgehört, ihn wegen seiner Reichtümer, die er von seinem Vater, dem Kapitän Orestis geerbt hatte, zu bewundern. Er verzauberte sie besonders mit seinen Worten, wenn er ihnen Geschichten erzählte oder Ratschläge gab.

Jetzt, rannte die Frau Evsplachnia, verstört, wie sie war, zu ihm nach Hause.

Er lag, ausgestreckt, auf einem Kanapee neben dem Kamin und schaute mit nachdenklichem Blick ins Feuer. Sie grüßte ihn. Gero-Xekoutis sah sie wohlwollend an und zeigte auf einen Stuhl, auf den sie sich setzen konnte. Er richtete sich auf dem Kanapee auf.

Kyra-Evsplachnia vergaß bei ihrer Erzählung nicht einmal ein I-Pünktchen. Nachdem er sie sich angehört hatte, wandte er den Blick zum Feuer und sagte:

«Was pam-pam-pam machte, war ein schwarzer Kasten?»

«Ja, ja, ein Kasten war es, ich sah ihn mit meinen eigenen Augen. Und ich sah auch diesen Gottlosen, den Sohn des Herrn Antallaximos, eng umarmt mit seiner Verlobten.»

«Hatte der Kasten vielleicht einen Griff, mit dem sie ihn aufgezoogen haben?» fragte er weiter.

Kyra-Evsplachnia schluckte, wurde rot und wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie hustete nur. Er begriff, was mit ihr los war und holte sie aus ihrer schwierigen Lage.

«Ich suche Flöhe im Stroh, Kyra-Evsplachnia, wie sollst du so was ausmachen, bist du doch auch ein wenig älter geworden. Wie sollst du wissen, ob ein Griff dran war.»

«Ah, bravo, das sagte ich mir auch im Stillen.»

Gero-Xekoutis erklärte ihr, ohne den Blick von der Glut zu nehmen:

«Dort drüben in Amerika haben sie eine Musikmaschine entwickelt, die kann man aufziehen und dann singt sie. Man nennt sie Grammophon. So was wird auch Garyphalos in der Stadt gekauft haben. Es spielt noch andere Lieder, nicht nur Dudelsack.»

Kyra-Evsplachnia bekreuzigte sich. Was war das wieder für ein Wunder! Eine Maschine, die singen konnte! Man glaubt seinen Ohren nicht. Und was ist mit dem anderen Wundersamen? Warum stürzte der Kamin ein?

«Und wie erklärst du dir das? Warum stürzte der Kamin ein? Gottes Willen! Gottes Willen!»

«Ach, Kyra-Evsplachnia», sagte der Mann freundlich. «Laß jetzt Gott in Ruh. Der Arme hat sich um vieles andere zu kümmern, er kann sich nicht noch mit Kaminen befassen.»

Gero-Xekoutis lächelte ihr zu.

«Kyra-Evsplachnia, lassen Sie uns zu diesem Misthaufen gehen und uns alles aus der Nähe anschauen. Vielleicht brauchen die Menschen was.»

Er zog seine Lederschuhe an, warf seine Jacke über die Schultern, nahm seinen Krückstock mit dem Silbergriff und ging mit der Frau zum oberen Dorf.

Jannis gefiel es nicht, daß so viele Menschen um sein Haus standen. Was ist schon dabei, ein Kamin ist eingestürzt! Wozu soviel Aufhebens davon machen? Und als er seine Mutter sagen hörte, es sei der Zorn Gottes, daß der Kamin am Weihnachtstag zusammengefallen ist, wollte er sich allem widersetzen. Anfangs wollte er warten, daß die Neugierigen, sobald sie sich sattgesehen hätten, zufrieden abzögen. Sie hatten sich aber

auf lange Zeit eingerichtet und dachten nicht ans Weggehen. Es dauerte nicht lange und die alte Venetia erschien, in der Hand eine Tasse Kaffee für die Mutter.

«Nimm, meine Tochter und trink, und dann will ich aus dem Kaffeesatz lesen.»

Jannis' Augen blitzten auf. Das Blut stieg ihm in den Kopf und er war nahe dran, sie zu packen und aus dem Haus zu werfen. Er drehte eine Runde um die Hütte und beruhigte sich.

Die Reihen der Leute begannen sich allmählich zu lichten. Er sah die Kyra-Evsplachnia sich mit dem Gero-Xekoutis nähern.

An der Türschwelle betrachtete die alte Venetia die Kaffeetasse seiner Mutter. Sie hatte die Augenbrauen hochgezogen und verfolgte aufmerksam die Linien, die der Kaffee gezeichnet hatte. Dann begann sie zu erläutern, was sie sah.

«Ach, meine Tochter, mag mich der göttliche Blitz treffen, wenn ich lüge, das ist Gottes Zorn, hier, schau selbst ... Die Tasse spricht von selbst.»

Der Junge konnte nicht mehr an sich halten, entriß der Alten die Kaffeetasse, ging zum Waschbecken, das an der oberen Seite des Hauses zum Berg zu stand, wusch sie aus und warf sie ihr vor die Füße.

«Geh nach Hause, Großmutter, und ich verbiete dir in Zukunft, in meinem Hause aus dem Kaffeesatz zu lesen. Hör sich das einer an! Es reicht uns wohl nicht, daß uns der Satan ständig auf den Fersen ist, jetzt soll uns auch noch der liebe Gott im Auge haben!»

Die alte Venetia ging davon. Immerzu wandte sie den Kopf und bei Jannis Anblick lief sie schneller, um sich so weit wie möglich von seiner Hütte zu entfernen.

Gero-Xekoutis, der mit Kyra-Evsplachnia den Hof erreicht hatte, nickte anerkennend.

«Bravo ... » sagte er leise.

«Was hast du gesagt, Gero-Xekoutis», wandte sich die Kyra-Evsplachnia an ihn.

«Nichts, gar nichts», beruhigte er sie. «Ich habe nur gesagt, du möchtest Liakos, deinen Sohn, diesen kräftigen Burschen, zu mir schicken. Im Keller habe ich einen Ofen und etwas Kohle. Er soll alles auf dein Eselchen packen und hierher bringen, bevor es dunkel wird.»

Kyra-Evsplachnia sah ihn verständnislos an, nickte aber zustimmend und sagte:

«Wie du anordnest.»

Gero-Xekoutis warf einen Blick auf die herumstehenden Leute und sagte so laut, daß ihn alle hören konnten:

«Gehen wir, Kyra-Evsplachnia, wir haben einen langen Weg vor uns.»

Seine Worte waren wie ein Signal und die anderen begannen zu zweit oder zu dritt nach Hause zu gehen.

Als Nikos sah, daß sich der Hof leerte und keiner blieb, mit dem er seine Zeit hätte totschiagen können, wandte er sich an Jannis:

«Kommst du, ich will dir meine Bücher zeigen.»

«Ich komme.»

Am nächsten Tag lag kniehocher Schnee. Alle waren erstaunt. Woher kam dieser viele Schnee! Wahrscheinlich aus Rußland. Diejenigen, die am zweiten Weihnachtstag, wie es Brauch war, die Schweine schlachteten, stöhnten, weil ihre Finger rot anliefen, froren und dick wurden. Trotzdem freuten sich die Leute über den Schnee. Die jungen Mädchen und die Männer rannten auf die Straße und begannen eine wilde Schneeballschlacht. Sie rieben sich mit Schnee ein und die Tapfersten wälzten sich sogar in der weißen Pracht. So ergab sich wieder die Gelegenheit, sich näher zu kommen und dem anderen ein Liebeswort zuzuflüstern. Dann zogen sie sich wieder in ihre Häuser zurück und spielten den ganzen Tag Karten.

Jannis wachte, so wie er es von seiner Arbeit her gewöhnt war, in aller Frühe auf. Es langweilte ihn, allein wie ein Kuckuck im Haus zu sitzen. Er wollte sogar hinausgehen, auf dem Hof den Schnee wegschaufeln, tiefer graben, bis er auf Erde stieß. Er wollte sie kneten, um damit den Kamin wieder aufzubauen. Aber seine Mutter hielt ihn zurück. Man baue nicht an einem solchen Feiertag, sagte sie. So blieb er, schlechtgelaunt, ohne zu wissen, was ihm fehlte, tatenlos im Haus.

Nikos war gleichsam in seinem Palast auch nicht bei bester Laune. Nach dem Frühstück holte er das Grammophon aus dem Schrank und hörte sich Lieder an. Einen Augenblick lang, als Pagona, die Verlobte seines Bruders, etwas Zeit für ihn hatte, tanzte er mit ihr. Aber dann kam die Mutter, nahm das Grammophon und schloß es ein.

«Los jetzt, lerne!» sagte sie.

Er ließ den Kopf sinken. Sein Vater erlaubte ihm nicht, daß er, wie die anderen, Karten spielte. Er selbst verlor viel Geld im Spiel und wollte nicht, daß aus seinem Sohn auch ein Kartenspieler würde. So war Nikos gezwungen, bei seinen Büchern zu bleiben. Er könnte ja auch Jannis rufen! Der Gedanke war nicht schlecht. Er klopfte an Jannis' Tür.

«Kommst du rüber? Wir wollen lesen.» sagte er.

Jannis folgte ihm stumm. Er blieb den ganzen Tag bis spät in die Nacht dort. Nikos Mutter beeilte sich nicht, ihren Sohn zeitig ins Bett zu schicken. Sie hatte keine Angst, daß ihr Lampenöl alle würde. Und Nikos, zufrieden, daß er den Lehrer machen konnte, zeigte Jannis seine Bücher, sprach über deren Inhalt und was für weise Gedanken darin steckten, so weise wie die, die Gero-Xekoutis von sich gab. Er verriet ihm sogar

etwas über gewisse Märchen, die Gero-Xekoutis niederschrieb. Angeblich stand in den Büchern, daß es die Gorgone tatsächlich gab und Ähnliches mehr, woran Jannis nicht glaubte, es sich aber gern anhörte, weil es schön klang. Dann zeigte ihm Nikos Fotos aus der Stadt, die Häuser hoch bis hinauf, bronzene Statuen und eine Menge anderer Dinge und Wunder, die seine Augen bis dahin nicht erblickt hatten. Er führte ihm auch das Grammophon vor und erklärte ihm, wie es kam, daß es singen konnte. Nikos erläuterte dem Erstaunten, welchem Zweck das eine oder andere Werkzeug diene. Das waren bittere Augenblicke für Jannis. Ihm wurde bewußt, daß er niemals die Gelegenheit haben würde, das Gymnasium zu besuchen und dies alles zu lernen. Er blickte Nikos in die Augen und fragte:

«Wirst du, wenn du groß bist, Kinder haben wollen?»

Der andere verzog ein wenig die Lippen und antwortete:

«Wenn mich mein Vater zu einem großen Kaufmann macht, werde ich nicht heiraten. In der Stadt gibt es eine Menge schöner Frauen ...»

Jannis hatte nicht erwartet, eine solche Antwort zu bekommen. Er wußte jetzt nicht, wie er darauf reagieren sollte. Ihn drängte etwas auszudrücken, was ihm auf der Seele lag:

«Ich werde heiraten und Kinder zeugen. Meinen Sohn will ich, so wie es dein Vater tut, aufs Gymnasium schicken ...»

Nikos achtete nicht allzusehr auf das, was Jannis sagte und redete bis spät in die Nacht übers Gymnasium und die große Stadt.

Am nächsten Tag wagte wieder kaum einer, sein Haus zu verlassen. Nikos rief Jannis zu sich. Er blieb auch an diesem Tag lange in Nikos Haus und genoß den Reiz der Bildung. Und als er dann zufrieden die Treppenstufen des zweistöckigen Hauses hinunterging, um in seine Hütte zu kommen, überlegte er, daß er niemals zuvor solche fröhliche und erfüllte Tage erlebt hatte.

Die drei Weihnachtstage vergingen rasch. Bevor die Leute dazu kamen, ihren Feiertagsstaat anzulegen, und die jungen Männer und Mädchen sich ein wenig des Flirtes erfreuen konnten, war Weihnachten schon vorbei. Die Männer konnten sich nicht einmal sattessen an gebratenem Schweinefleisch und sich an herbem Wein gütlich tun. Alle behielten die Gerüche des Bratens in der Nase und konnten den Anblick des Fleisches nicht vergessen, das sich, bestreut mit Origano und pulvrigem Salz, über der zischenden Glut drehte und sich rötlich färbte.

Mit den Feiertagen verschwand auch die Freundlichkeit der Menschen. Wer es sich leisten konnte, schenkte dem Nachbarn etwas. So war er zufrieden, wenn er in die Kirche ging und den Priester sagen hörte:

«Brüder, ihr müßt Menschenfreunde sein ...»

Der Spender war sich sicher, daß Gott mit ihm zufrieden sein würde.

Jetzt würden viele Tage vergehen, bis sie wieder etwas über Gott hören würden. So machten sie sich nicht allzuvielen Gedanken um ihre Nachbarn. Sie hatten selbst viele Schwierigkeiten und wollten nicht noch an die der anderen denken. Und während vom Athosberg her eisiger Wind pfiff, blieben sie in ihren Häusern, machten es sich ums Kaminfeuer bequem, ohne sich den Kopf zu zerbrechen, ob der Schornstein des Nachbarn rauchte.

Jannis, seine Mutter und seine Schwester hatten sich an diesen Tagen sattgegessen. Keinen Augenblick blieb ihre Tür geschlossen. Leute kamen und brachten etwas mit. Im Dorf haben sie die Angewohnheit, die Teller gleich wieder mitzunehmen, wenn sie den Armen etwas gebracht haben. Die Mutter wußte sich nicht zu helfen. Die Steingutteller waren voll, der Topf ebenfalls. Wohin sollte sie das viele Essen tun, das die Leute brachten? Sie war aber ein erfinderischer Kopf, wusch mit heißem Wasser eine kleine Wanne gut aus, in der sie sonst die Hühner fütterte und leerte darin die Teller aus. Aber so wie sie verschiedene Speisen gleichzeitig in die Wanne tat, färbten sie sich schwarz und verdarben trotz der Kälte. Die Mutter sah dies und ärgerte sich. Sie konnte sich nicht erklären, wieso das Essen schlecht wurde. Gottes Zorn, dachte sie. Sie warf sich vor, unersättlich zu sein und daß sie Essen für viele Tage sammeln wollte. Hat Jesus nicht gesagt, kümmert euch nicht um den nächsten Tag, Gott ist großzügig? Das jedenfalls predigte der Priester ... Aber aus Liebe zu ihren Kindern sorgte sie sich um die morgige Mahlzeit, um den nächsten Tag. Und das sollte Gottes Zorn auf ihr Haus gelenkt haben?

Jannis sah, daß seine Mutter die kleine Wanne mit den sauer gewordenen Speisen in den Händen hielt. Er stand am Fenster und sah ihr zu. Traurig betrachtete sie das verdorbene Essen. Sie stellte es auf den Boden, tauchte den Finger hinein und brachte ihn an ihre Lippen. Sie schüttelte sich sofort, als hätte sie mit der Nase Säure berührt. Voller Ekel gab sie dem Wännchen einen Fußtritt. Es kippte um. Ihr Sohn trat aus dem Zimmer, blieb an der Türschwelle stehen und sah sie an. Die Mutter bemerkte es. Sie fühlte, daß ihr Sohn in dem Augenblick ihre Qual begriff. Er war kein Kind mehr.

«Ach, mein Jannis, ich habe das Essen weggeworfen. Wir werden doch nicht solche Reste essen. Ich werde heute den Hahn schlachten, mein Jannis?»

«Ja», sagte er, obwohl er wußte, daß sie gar keinen Hahn besaßen.

«Gut, Mutter!»

Und um ihren Sohn und sich was vorzumachen, sagte sie zu ihm:

«Rufe mal die Photini. Wir wollen den Hahn rupfen ...»

Er begriff, daß sie ihn so aus dem Haus scheuchen wollte, um dann, frei vom prüfenden Blick ihres Sohnes, etwas Eßbares zu besorgen.

Wortlos verließ er das Haus. Er zog die fremde Hose fester an seinen Körper, um nicht zu frieren. Aber es war Nikos Sommeranzug und durch den dünnen Stoff pfiß erbarmungslos der Wind. Er hatte das Bedürfnis, stehenzubleiben und in aller Ruhe das Dorf mit seinen alten Häusern und den Menschen zu betrachten.

Er sah, wie der eisige Nordwind den Rauch der Schornsteine packte, ihn in die Höhe und in die Ferne bis zur Tiefe des Horizonts hintrieb. Er versuchte festzustellen, aus welchem Schornstein der meiste Rauch kam. Sein Blick blieb an einer Hütte hängen, umgeben vom Mist der Tiere. Sie stand nur einige Schritte entfernt. Aus dem eingestürzten Kamin stieg nichts hinauf in den Himmel. Und der Nordwind peitschte erbarmungslos die Hütte, wütend, weil kein Rauch kam, den er gegen den Horizont hätte jagen können. Der Junge überlegte:

Mein Kaminfeuer ist erloschen ... Es ist das einzige Haus des Dorfes, in dem es kalt ist ... Das heißt, ich bin keine Bohne wert. Und trotzdem, in der Schule war ich der Erste. Und dann fragte er sich: Wieso ist der beste Schüler der Letzte des Dorfes? Kann sich das nicht ändern?

Zum erstenmal machte sich der Junge solche Gedanken. Ich muß etwas tun, sagte er sich. Nur daß er nicht wußte, was das sein könnte. Bis er es gefunden hatte, ging er auf dem Hof auf und ab, betrachtete das Dorf und die von Menschen verödeten Straßen.

Keiner hatte Vertrauen in den Nordwind, keiner traute sich, sein Haus zu verlassen. Sie hatten es sich rings ums Kaminfeuer bequem gemacht, erzählten Märchen, spielten Karten, schnitten Koteletts vom geschlachteten Schwein und ließen den Nordwind vor Wut platzen. Nur Kyra-Evsplachnia mißachtete das Wetter, hüllte sich fest in ihren Schal ein, und mit einem kleinen Topf in der Hand begab sie sich auf die Straße. Vom Hafen kommend, lief sie durch das Zentrum des Ortes, erreichte die Vorkirche, und wollte zum Mistberg am oberen Dorf. Je mehr sie an den Weg dachte, den sie zurücklegen mußte, und an die Kälte, die sie peitschen würde, umso mehr freute sie sich innerlich.

«Ach, Kyra-Evsplachnia», sprach sie zu sich, «zu Recht nennen dich die Leute Kyra. Du bist die einzige Herrin im Dorf, eine wahre Christin! Nicht nur eine Scheinchristin, sondern eine echte mit allem, was dazu gehört. Die anderen tun nur zu Weihnachten ein menschenfreundliches Werk, du aber ... Ach, Kyra-Evsplachnia, du vergißt auch nach den Feiertagen nicht das Wort Gottes ... Heute ist doch ein einfacher Wochentag, und du hast dich trotz der grimmigen Kälte aufgemacht, den Waisen was zu essen zu bringen! Bist du also keine gute Christin? Kann dir Gott die Tür zum Paradies versperren?»

Kyra-Evsplachnia ging den Hügel hinauf auf den Mistberg zu, doch unterwegs traf sie keinen, dem sie hätte erzählen können, warum sie bei eisiger Kälte draußen war. Sie hätte ein «Bravo, du verdienst eine gute

Belohnung» gehört, und das hätte ihr Kraft gegeben. Ihre Hände waren steifgefroren, ihre Beine konnten sie kaum noch tragen und keiner kam daher, der ihr hätte Mut machen können. Am Ende aber blieb sie, müde geworden, vor dem Geschäft des Herrn Antallaximos, des dicksten Menschen im Ort, stehen, setzte sich auf das Mäuerchen neben der Quelle des Timoleas, um sich ein wenig auszuruhen.

Sie betrachtete das Haus des Herrn Antallaximos, das zweistöckige, ein echter Palast. Sicher lebt der König, von dem der Bürgermeister des Dorfes behauptet, er hätte eine sechsfingerige Hand und hieße daher ‚Exadaktylos‘, auch in einem solchen Palast. Der König wird bestimmt nach Konstantinopel gehen, um den Versteinerten Patriarchen zu wecken und die Tore der Hagia Sophia zu öffnen. Wie schön wäre es zu erleben, wie der sechsfingerige König die berühmte, die große Stadt einnimmt. Dieser König wäre einmalig auf der Welt und sicher von Gott geschickt. Der Beweis dafür waren die sechs Finger an seiner Hand. Sie sah jetzt am Fenster den Dickwanst des Dorfes, für den die Leute im Schweiß ihres Angesichts schufteten, weil er so leben wollte wie der sechsfingerige König und Wut packte sie. Sie wollte nicht diesem schlechten Menschen begegnen, den der liebe Gott im nächsten Leben sicher in den großen Kessel werfen würde, daß er wie der «leichtsinnige Reiche» für ewig im Pech kochen kann.

Sie erhob sich, um sich von diesem Sünder zu entfernen, aber Herr Antallaximos sah sie, und da er Lust zum Lachen hatte, öffnete er die Tür, um mit ihr zu schwatzen. Angeblich wollte er ihre Tat loben.

«He, Kyra-Evsplachnia, sicher hast du dein Haus verlassen, um eine gute Tat zu vollbringen. Der Lohn ist dir gewiß!»

«So ist dieses Leben, mein Herr, es ist vorläufig, wie Papa-Photis sagt. Nur das andere wird ewig sein. Deshalb ist es gut, wenn wir etwas für unser Seelenheil tun.»

«Jawohl, jawohl, Kyra-Evsplachnia, deiner würdig soll der Preis sein! Für unser Seelenheil! Ich habe dem Sohn der Witwe, dem Jannis, einen Anzug geschenkt. Für unser Seelenheil müssen wir alles tun.»

Kyra-Evsplachnia schäumte vor Wut. Höre sich einer diesen Lügner an! Seine arme Frau hat heimlich jenen gebrauchten Anzug ihres Sohnes genommen und der Witwe gegeben. Und dieser Unverschämte wollte, als er es erfahren hat, dafür bezahlt werden ... Und jetzt behauptet er, er hätte eine Wohltat vollbracht ... Sie konnte nicht an sich halten ... Sie erhob ihre Stimme, daß sie im ganzen Viertel gehört würde und las ihm die Leviten. Selbst Jannis, der Sohn der Witwe, hörte ihre Worte oben am Mistberg.

«Gott soll mich davor bewahren, noch einmal einem Menschen wie dir zu begegnen. Sonst ... Hilf mir, lieber Gott, sonst versündige ich mich. Schämst du dich nicht zu sagen, du hättest eine Wohltat begangen, der du

weder für Gott noch für den Teufel eine Kerze anzündest. Gott wird dich, wie jene zwei anderen im Evangelium, für deine Lügen verbrennen. Du willst nur, daß deine Lagerhäuser voll sind und es kümmert dich einen Dreck, ob die ganze Welt zum Teufel geht. Verdammt sollen die Heuchler sein! Bist du es nicht, der sogar aus einer Fliege Speck herauschneiden will? Hast nicht du den Zorn Gottes über unser Dorf gebracht? Da, vorgestern ist aus heiterem Himmel ein Schornstein eingestürzt. Und sag mir, bei deinem Gott, warum fiel er zusammen? Weil dein Lulatsch mit seiner Verlobten - sie war ein braves Mädchen, die Gute, aber dein Sprößling hat sie verdorben - umarmt wie die Franken auf dem Balkon getanzt hat. Was soll da der liebe Gott machen, wenn er sieht, daß sich die jungen Mädchen so umarmen lassen? Nicht nur einen Schornstein läßt er einstürzen, er wird das ganze Dorf niederbrennen. Und du, Gottverfluchter, oh Gott, groß ist dein Zorn, spielst uns den Wohltäter vor. Sehen die Gottesfürchtigen so aus wie du? Sieh dir mich an. Ich habe mich vom unteren Dorf aufgemacht, um den Waisen etwas zu essen zu bringen. So handeln die guten Christen. Jetzt zeigt es sich, wer Gottes Willen erfüllt. Es heißt doch, wie gut ein Kapitän ist, zeigt sich bei stürmischer See. Aber wozu stehe ich hier und rede mit dir und versündige mich und lasse wegen dir die armen Waisen hungern. Mein Gott, groß ist deine Macht, errette mich ...»

Und dann beeilte sich Kyra-Evsplachnia, das Haus der Witwe zu erreichen.

Jannis hatte oben alles gehört. Ein plötzlicher Unwillen stieg in ihm auf gegen diese Frau. Ihre Worte hatten ihn gestört. Aber gleichzeitig erstand vor ihm die Frage: Was wirst du heute essen? Und dazu kam auch noch die vorherige Feststellung: der Schornstein deines Hauses ist kalt. Er grübelte und grübelte, bis Kyra-Evsplachnia mit dem Topf in der Hand vor ihm stand. Er ging ihr sofort entgegen.

Als sie ihn erblickte, lächelte sie stolz.

«Ah, du bist es, mein Sohn? Ach, du arme Waise, komm, laß dich küssen, ich bin doch deine Tante, mein Sohn, entfernte Verwandte ...»

Jannis sah sie finster an.

«Was hast du, Tante, in deinem Topf?»

«Salzfische, mein Sohn, ein guter Bissen ... Siehst du, ich habe wieder an dich gedacht. Du wirst sehen, wie gut sie schmecken ...»

Die Frau hielt ihm den Topf hin.

Mit einer plötzlichen Bewegung gab er ihm einen Fußtritt, daß er auf das Dach des darunterliegenden Hauses flog. Er rollte auf die Straße und die Fische mit der Salzlake lagen im Dreck. Die Frau stand mit offenem Mund da. Jannis sagte:

«Deine stinkenden Fische, Tante, und die Salzlake, die unsere Bäuche aufbläht, können uns gestohlen bleiben. Geh, heb deinen Topf auf und laß

dich hier nicht mehr blicken, sonst schneide ich dir die Beine ab.»

Erschüttert eilte die Kyra-Evsplachnia davon und hob nicht einmal ihren Topf auf. Sie wischte den Schnee von ihren Schuhen und rannte, um sich am Feuer ihres Kamins zu wärmen.

Jannis ging ins Haus. Aus Gewohnheit blieb er neben dem Kamin stehen. Auf seinem Platz stand jetzt das Kohlenbecken, dessen Glut etwas Wärme im Zimmer verbreitete. Alle waren abwesend. Er setzte sich auf den Holzschemel, stützte seine Ellenbogen auf die Knie und berührte mit seinen kalten Handflächen seine Wangen. Sein Gehirn arbeitete intensiv. Etwas in ihm sagte: Aus dir, Jannis, wird, was du dir wünschst, Hauptsache du willst es. Sieh, in zwei Jahren hast du mehr als die Hälfte der Schneiderkunst erlernt. Mach noch eine Anstrengung und du wirst den Beruf ganz beherrschen. Dann wird sich alles ändern, du wirst ein Handwerker sein. Und nach und nach, im Laufe der Jahre, wirst du dein eigenes Geschäft eröffnen, ein Haus aufbauen und dein eigener Herr sein. Lichte die Anker, Jannis, und du wirst alles schaffen!

In dem Augenblick kam seine Mutter. Sie sah ihn in dieser Haltung und wunderte sich. Sie bekreuzigte sich. Ihr gealtertes Gesicht zeigte Unwillen über die Haltung ihres Sohnes. Was hat er bloß, daß er so finster dreinblickt ... Ein König ist er, dachte sie und macht sich so viele Sorgen.

«Sind deine Schiffe untergegangen, mein Sohn, daß du so unglücklich dreinschaust?»

«Nein, Mutter, ich habe gerade meine Schiffe festgemacht!»

Ihr Verstand wollte sie verlassen. Wirklich, bei ihrem Sohn schienen ein paar Schrauben locker zu sein. Ich habe gerade meine Schiffe festgemacht, sagte er! Sie wandte sich der Ikone zu. Meine Mutter Gottes, betete sie, hast du deinen Fluch auf mein Haus gerichtet? Hüte aber meinen Sohn wie deinen Augapfel. Ich werde für dich, groß ist deine Gnade, eine Kerze anzünden. Eine große kann ich mir aber nicht leisten, ich bin arm ...

Ihr Sohn erhob sich, ging im Zimmer ein wenig auf und ab und blieb vor ihr stehen.

«Mutter, was werden wir heute essen?»

«Ein Hähnchen, mein Guter.»

Er blickte ihr in die Augen und antwortete ernst wie ein reifer Mann:

«Das kannst du jemand anderem erzählen. Wir werden weder Hähnchen, noch die Salzfische der Tante Evsplachnia essen. Ich werde Essen bringen! Gib mir mein Angelzeug.»

Sie geriet außer sich.

«Bist du noch bei Trost ... Du wirst erfrieren. Dein Gesicht wird vom Frost platzen, wenn du hinausgehst. Jannis, sei nicht so leichtsinnig.»

Wortlos ging der Junge zur rechten Ecke des Zimmers, dorthin, wo das

Bettzeug aufgestapelt war. Er hob es hoch und öffnete die Kiste darunter. Darin fand er einen alten Kasten, in dem er sein Angelzeug verstaut hatte. Aber als er es sah, verzog er das Gesicht. Die Angelhaken waren vom langen Liegen rostig geworden und eigneten sich nicht zum Angeln. Er überlegte ... Da fiel ihm eine alte Methode ein. Früher angelte er mit Dornen. Er nahm das Angelzeug und ging zur Tür. Die Mutter stellte sich ihm in den Weg.

«Bist du bei Trost, mein Kind? Oder soll ich den Priester rufen, daß er dir aus der Bibel vorliest?»

Der Junge sagte in scharfem Ton:

«Ruf den Popen, daß er die Knechtseelen segnet ...»

Die Mutter spürte, wie sie die Kräfte verließen. Sie packte ihn am Ärmel seiner Jacke und machte einen letzten Versuch.

«Ich, Jannis, kann soviel Essen finden, wie ich will. Wir können, wie man so sagt, königlich essen.»

Der Junge sah sie zornig an.

«Mutter, wach auf, ich will nicht, daß du wieder betteln gehst. Ich werde nicht das Kindchen sein, mit dem die Leute Mitleid haben und ihm die Lake vom gesalzenen Fisch bringen. Ab jetzt wird niemand einen Löffel Essen bringen. Sonst ...»

Seine Mutter setzte sich auf den Schemel neben dem Kohlenbecken. Das Benehmen ihres Sohnes hatte sie verbittert. Jetzt, da er herangewachsen war, handelte er nach seinem Kopf. Gleichzeitig aber empfand sie auch einen gewissen Stolz, eine Genugtuung. Wie laut ihr Sohn sprach, wie rot er wurde vor Zorn, welchen Mut er zeigte, als wäre er ein richtiger Mann! Wie sehr wollte sie, daß ihr Sohn immer so wäre, auch wenn es ihr Kummer verschaffte. Trotzdem kniete sie sich vor dem Lichtlein der Mutter Gottes, das zitternd brannte, nieder und bat, sie möge ihn umstimmen.

Jannis ging hinunter zum Hafen. Umgeben von Hügeln und an der östlichen Seite abgegrenzt von Felsen, blieb es dort ruhig, mochte woanders die Welt untergehen im schlechten Wetter. Der eisige Wind schlug gegen seine Brust, aber er war so aufgeregt, daß er glühendem Eisen glich. Er sah nichts, dachte nur an eins: Er mußte auf jeden Fall Fische fangen!

Er erreichte den letzten Sandstrand, dort begannen die Felsen, die zusammen mit den Wellenbrechern den Hafen wie eine riesige Sichel einfaßten. Er blieb stehen, zog den Brombeerzweig, den er am Korken der Angelschnur festgemacht hatte, hervor und begann ihn zu untersuchen. Er fand einen dicken Dorn, der wie ein Angelhaken gebogen war. Er schabte ihn mit dem Messer sauber und schnitt an seinem anderen Ende eine kleine Einbuchtung, um ihn festmachen zu können. Jetzt war seine Angel bereit. Er brauchte allerdings noch einen Köder. Ohne lange

zu überlegen, zog er Schuhe und Strümpfe aus, krepelte seine Hosenbeine bis zu den Knien hoch und stieg hinab ins eisige Wasser. Er bohrte sein rechtes Bein in den weichen Sand, machte mit ganzer Kraft eine halbe Wendung von unten nach oben und schleuderte den Sand auf die Wasseroberfläche. Da zeigten sich im Schaum des ruhigen Meeres Würmer. Er sammelte sie auf, wiederholte mehrere Male dieselben Bewegungen bis er eine Handvoll Köder hatte.

«Los jetzt, Jannis, geh'n wir die Angel auswerfen», sprach er zu sich.

Er zog rasch Strümpfe und Schuhe an und begab sich an den Rand des Hafens. Dorthin vorzudringen, war gefährlich, nur ab und zu zeigte sich ein Fischer. Und Jannis nutzte den Hunger der Fische aus. Er machte den ersten Wurf und bevor die Angel dazu kam, den Grund zu berühren, biß ein Prachtkerl von einem Rotbarsch an.

Jannis Herz begann vor Freude zu hüpfen.

«Oh Gott», rief der Junge, «hilf, daß ich den Beutel vollkriege.»

Beim zweiten Wurf fraßen ihm die Fische den Köder. Er zog und dann wurde die Angelrute leichter. Da fing er ein Gespräch mit den Fischen an.

«Ach, du hast mich überlistet, Seebarsch! Oder bist du ein Dorsch! Wahrscheinlich bist du ein Seehecht, denn die Barsche und Dorsche sind Langweiler. Das macht aber nichts, ich gönne dir den Köder. Hauptsache, du hältst dich nicht für schlau. Friß zwei, drei Köder, aber dann geh an die Angel ...»

In dem Augenblick spürte er ein kräftiges Ziehen und auf die Schnelle hatte er einen zweiten Barsch aus dem Wasser.

«Bravo, groß wie ein Eselchen bist du», sprach er zu ihm. «Du bist ein schöner Bursche, aber ich bin auch nicht zu verachten. Du hast mir einen Köder geklaut, aber das zweite Mal habe ich dich reingelegt. Du kommst jetzt zum Trottel von einem Barsch. Sei ein braver Junge!»

Seine gute Laune ließ ihn die Kälte vergessen. Er zog erneut einen Köder auf und warf die Angel aus. Dieses Mal fing er eine Perka.

«Ah, das laß ich mir gefallen, eine echte Puppe bist du ... Alles an dir ist toll, die roten und blauen Farben, der kleine Mund mit den winzigen Zähnen, die schönen Flossen. Alles an dir ist vollendet, nur deine Gehirnmasse ist gering, aber das macht nichts. Ich werde dein Fleisch essen, nicht dein Gehirn. So, mein Fräuleinchen, hinein jetzt in den Beutel und leiste den Barschen Gesellschaft. Und ihr beide seid freundlich zu ihr ...» Und er begann zu lachen.

Er hatte eine geraume Zeit geangelt, als er in der Ferne seine Schwester kommen sah. Sie war gut eingewickelt in einem großen Schal und trug noch eine alte dunkle Jacke. Sie ließ sie, obwohl sie noch keine achtzehn war, wie eine alte Frau erscheinen. Jannis sah sie in diesem Elend und ihn packte die Wut. Wie eine alte Elster hat sie sich angezogen ... Kein Mädchen zieht solche Klamotten an. Nur sie, und das unterscheidet sie

von den anderen. Wie ich mich damals von den anderen unterschied, als ich die Pluderhose trug ... Nein, sagte er entschieden. Ich werde Nahrung nach Hause bringen und für die Kleider meiner Schwester sorgen!

«Jannis, du wirst da unten erfrieren», schrie sie von weitem.

Er antwortete nicht. Er hatte seinen Blick auf den Schwimmer geheftet. Seine Schwester überquerte den Sandstreifen und kam auf die Felswand des Hafens zu. Dort blieb sie zögernd stehen, als hätte sie Angst, sich weiter vorwärts zu bewegen. Denn um diese Klippen zu besteigen, müßte sie ein wahres Zicklein sein. Nicht, daß sie nicht klettern konnte, mit Leichtigkeit hätte sie die Felsen überwunden. Aber sie war jetzt eine erwachsene Frau! Sie schämte sich, dort hinauf zu klettern, denn, wer weiß, der Wind hätte pfeifen und ihren Rock hochbauschen können. Sachen würden sichtbar werden, die nur ihr künftiger Mann sehen dürfte. So blieb sie dort an den Felsen stehen und schaute einmal nach vorne zum Bruder, einmal nach hinten zum Sandstrand. Obwohl Jannis vom Angeln gefesselt war, bemerkte er ihr Zögern und ohne den Kopf zu wenden schrie er:

«Hast du eine Gorgone gesehen, daß du zur Salzsäule erstarrt bist?»

Da machte seine Schwester einen Sprung und erreichte die Felsvorsprünge, rannte schnell los, erreichte die Spitze des Hafens, die Stelle, wo die Felsen aufhörten und die Wellenbrecher begannen. Einen weiteren Sprung und sie hätte ihren Bruder erreicht. Wieder zögerte sie. Der Bruder bemerkte es und hob den Kopf. In dem Augenblick sprang sie, und der Wind bauschte ihr Kleid auf und zwei schneeweiße Schenkel wurden sichtbar, die sich oben zu einem kräftigen Körper vereinigten. Einen Schrei ausstoßend, kauerte sie sich nieder, um ihr enthülltes Fleisch zu bedecken. Jannis wandte den Blick ab.

Das Mädchen sagte kein Wort. Sie erkletterte den Wellenbrecher und, das Kleid zwischen die Schenkel geklemmt, überwand sie vorsichtig den Rücken der Felsen und kehrte zum Sandstrand zurück.

Er blieb nachdenklich. Ihr Schrei hatte ihm Eindruck gemacht. Er begriff aber sofort den Grund. Es war, weil er ihren entwickelten, sonst verhüllten Körper gesehen hatte. Das rief eine andere Erinnerung wach, der er keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Als er vom Heiligen Berg gekommen war, machte ihm die Mutter sein Bett nicht neben dem Kamin, daß er wie früher neben seiner Schwester schlafen konnte. Im Gegenteil, sie schlief mit ihrer Tochter, und Jannis allein. Jetzt begriff er den Grund. Die Jahre, da die beiden Geschwister eng umschlungen schliefen und einer den anderen mit seinem Atem wärmte, waren vorbei. Seine Schwester war jetzt ein wohlgeformtes, heiratsfähiges Mädchen.

Dieses bartlose Familienoberhaupt begriff, daß er ab jetzt nicht nur das schwierige Problem des täglichen Brotes lösen mußte, sondern daß das

Schicksal ihm noch andere Verantwortung aufgebürdet hatte. Er mußte für die Aussteuer seiner Schwester sorgen. Das verlangte die Pflicht des Bruders ... Jannis, sprach er sich Mut zu, du wirst es schon schaffen! Er suchte sie mit den Augen. Sie hatte sich niedergekauert, war in ihren alten Klamotten zu einem Knäuel zusammengesunken, um sich vor der Kälte zu schützen.

«Photiniiii, warte ... Ich bin gleich da», schrie er. Er zog die Angelschnur durch die Kiemen der Fische und mit raschen Schritten lief zu ihr. Er atmete tief durch und ordnete seine Sachen. Es störte ihn, daß sie diese zerschlissene Jacke trug.

«Warum hast du diesen alten Fetzen angezogen?»

«Weil es kalt ist ...»

Er betrachtete sie nachdenklich, zog seine Jacke aus und gab sie ihr.

«Nimm diese, sie ist neuer und gib mir deine.»

Sie blieb unbeweglich stehen. Ihre schwarzen Augen sahen ihn stolz an.

«Gib mir deine, was überlegst du wie ein Rebhuhn ...», beharrte er.

Seine Schwester gehorchte. Beide rannten los. In den Händen hatten sie die zappelnden Fische. Sie wollten wegkommen vom Hafen, die Hütte erreichen, essen und sich am Kohlenbecken wärmen.

III

Das Wetter hatte die Berge ringsum weiß gekalkt. Aber ausgetobt hatte es sich noch nicht. Es brachte einen eisigen Wind heran, den die Leute bis zu den Knochen spürten, und ließ die Vögel in den Ästen der Bäume erfrieren. Wer seinen Steinguttopf voll Wasser zufällig in der Küche stehenließ, fand ihn am nächsten Tag zersprungen vor und ging zu Herrn Antallaximos, um einen neuen zu kaufen. Das Meer tobte auch. Es zerbrach Eisen, schlug gegen die Wellenbrecher, daß sie erzitterten. Die Seeleute hatten Herzrasen, sie fürchteten, es könnte die Schutzmauern brechen und ihre Boote hinausschleudern. Selbst die Hirten erzitterten vor diesem Wetter, obwohl sie ihre Tiere in Stallungen untergebracht hatten.

Als der Tag verging und der Abend hereinbrach, wurde es still im Dorf. Niemand entschloß sich, bis zum Kaffeehaus zu gehen, denn er bedachte den Rückweg bei diesem Wetter. Und so war der Kyr-Sotiris, der Kaffeehausbesitzer, gezwungen, sein Geschäft zu schließen.

Nur der alte Xekoutis widersetzte sich dem Wetter und ging auf die Straße. Er bewohnte ein zweistöckiges Haus im unteren Teil von Akanthos, neben dem Meer. Es war rechteckig gebaut, an beiden Stockwerken mit Balkons zur Seite des Wassers. Statt eines Ziegeldaches besaß das Haus eine Dachterrasse mit steinernem Geländer. Es war das

alte Herrenhaus des Dorfes. Es heißt, sein Vater, der Kapitän Orestis, hätte Bauleute aus Triest geholt, um es zu bauen. Die Zeit hatte das ihre getan, an der Seeseite war der Putz abgefallen und seit langem hatten die Wände keine Farbe gesehen. Aber das Haus bewahrte sein herrschaftliches Äußeres.

Der türkische Statthalter, der die Kopfsteuer für die Hohe Pforte, den Sultan, eintrieb, begehrte dieses Herrenhaus. Das wußte der alte Xekoutis. Deshalb hatte er ein Schriftstück aufgesetzt, daß nach seinem Tod das Haus in den Besitz der Kirche übergehe ...

In diesem Haus lebte der Gero-Xekoutis irgendwie vergessen von der Zeit in seiner eigenen Welt. Als sich 1821 die Dörfer auf Chalkidiki erhoben, hieß es, war sein Onkel der Mann, der nicht den Kopf vor den Türken senkte. Die Türken hatten außerhalb von Akanthos, am Dreschplatz des schwarzen Jünglings, wie er heute genannt wird, die Männer zusammengetrieben, um sie zu zwingen, dem Halbmond zu huldigen. Sie zwangen sie, unter ihren gekreuzten Schwertern hindurchzugehen. Jener lief nicht unter den gekreuzten Schwertern hindurch, er griff sie an. Die Türken verfolgten ihn und nahmen ihn fest, quälten und töteten ihn.

Die Mutter des Gero-Xekoutis sprach voller Stolz und Trauer über seinen Onkel. «Dein Onkel war sehr tapfer», sagte sie. «Er hat sich nicht den Türken unterworfen. Sie haben ihn umgebracht und mit ihm ermordeten sie auch die anderen Männer. Es gab kein Haus im Dorf, in dem die Mütter und Schwestern nicht schwarz trugen ...»

Der Gero-Xekoutis war Einzelkind des Kapitän Orestis, der mit seinem Zweimaster, der «Freiheit», das ganze Mittel- und Schwarze Meer befuhr. Er brachte Getreide aus Odessa, transportierte Holz vom Heiligen Berg, Zitronen und Apfelsinen aus Kreta, brachte Salz nach Barbaria und Pilger nach Jerusalem.

Ein unerschrockener Mann war er. Jedesmal, wenn ein Krieg ausbrach oder ein Gebiet Griechenlands sich erhob, verschwand er. Dann hieß es, die «Freiheit» sei untergegangen, mal bei Maleas, mal in den Dardanellen und mal in der Meeresenge von Ikaria. Als 1841 auf Kreta die Revolution ausbrach, hieß es, die «Freiheit» sei bei Ikaria untergegangen. Als der Krimkrieg losging, wollten Gerüchte wissen, daß er bei den Dardanellen einen Treffer abbekommen hatte und 1866, als Kreta sich erhob, soll die «Freiheit» bei Maleas gesunken sein. In Wirklichkeit aber fuhr sie wiederholt nach Kreta und durchbrach mehrmals die Blockade, die die Hohe Pforte über die Insel verhängt hatte. Kapitän Orestis tauchte 1869 wieder auf, als die griechische Regierung aufgehört hatte, Kreta mit Freiwilligen zu unterstützen.

Nach dem Krieg sah man die Segel der «Freiheit» bei den Dephterides, den Inseln zwischen der Halbinsel des Heiligen Berges und der Bucht von

Akanthos wieder. Zerschlagen aber stolz, die Maste gebrochen und mehrfach zusammengebunden, die Segel zerlöchert und oft zusammengeflickt, mit Rissen am Schiffskörper, zugestopft mit Brettern und Teer, lief das Schiff in den Hafen ein. Kapitän Orestis, mit schwarzem Vollbart und langem Haar wie ein Mönch, stand am Heck und lachte mit blitzenden Zähnen, ein echter Kursar.

Jedesmal, wenn die «Freiheit» einlief, warf die Kapitänsfrau die schwarze Kleidung ab und rannte, um ihren Mann willkommen zu heißen.

Als sein Sohn sechs Jahre alt wurde, schickte ihn Kapitän Orestis ins Kloster der Heiligen Anastassia in der Nähe von Thessaloniki, um die vierklassige Grundschule zu besuchen. Als er mit zehn fertig war, nahm er ihn als Schiffsjunge auf die «Freiheit» mit. Bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr hatte er ihn auf dem Schiff und der Junge machte alle Reisen mit, harte Arbeit, Sturmwinde, Häfen, Pulver.

Eines Tages fuhr die «Freiheit» im Triester Hafen ein. Da sagte Kapitän Orestis zu seinem Sohn: «Tu in diesen Quersack Silberzeug und laß uns in die Stadt, zu Haghionikolas gehen.»

In der Heiligen Kirche des Haghios Nikolaos empfing sie der Priester, der dort mit seinem Diakon ein stattliches Haus mit Herrenzimmer, Altar und Bibliothek bewohnte.

«Mein Priester», sagte Kapitän Orestis. «Ich bringe dir meinen Sohn. Bei mir hat er das Meer und die Gesetzlosigkeit kennengelernt. Ich will, daß du aus ihm einen Menschen machst. Nimm auch diesen Quersack! In fünf, sechs Jahren werde ich meinen Sohn abholen und dann bringe ich dir noch einen vollen Quersack.»

Kapitän Orestis kehrte nicht mehr zurück. Seine Spur ist 1877-78, im Laufe des russisch-türkischen Krieges verloren gegangen. Niemand weiß, was aus ihm geworden ist, wo seine Gebeine liegen.

Gero-Xekoutis blieb sieben Jahre in Triest. Es heißt, er hätte Jura und Medizin studiert. Aber seine große Liebe gehörte der Archäologie. Nach sieben Jahren kehrte er nach Akanthos zurück. Er traf die Kapitänsfrau, seine Mutter, wieder in schwarz an. Nun aber legte sie ihre schwarze Kleidung nicht wieder ab.

Am Anfang befaßte sich Gero-Xekoutis mit den Weinbergen, den Olivenhainen und den Maisfeldern, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Sein Haus wurde fast zum Klostergut. Die unterschiedlichsten Menschen kamen dort vorbei. Manche hatten eine Flasche mit, um etwas Öl mitzunehmen, andere einen Quersack für Mais und Getreide und wiederum andere eine Karaffe für Wein. Später vernachlässigte er die Äcker und widmete sein Leben Erkundungen. Zuerst befaßte er sich mit den Sagen und Legenden. Er sprach mit allen alten Frauen und Männern des Dorfes und schrieb auf, was sie von den Eltern, den Groß- und

Urgroßvätern gehört hatten. Von ganz wichtigen bis zu nebensächlichen Dingen, selbst Märchen, die die alten Leute mit ihrer Phantasie schmückten, notierte er sich. Sie erzählten über König Alexandros, die Gorgonen und den Versteinerten Patriarchen, der sich hinter der geheimen Tür der Haghia Sophia versteckt hielt. Alles, woran sie sich erinnerten und was seit dem Fall von Konstantinopel geschehen war.

Danach befaßte er sich mit den Liedern des Dorfes. Er schrieb die Verse auf und bemühte sich sogar, sie in byzantinischer Art zu vertonen. Er habe viel Öl und viele Dochte für die Nachtlampe verbraucht, hieß es, denn er habe kein gutes Verhältnis zur byzantinischen Musik gehabt. Außerdem machte er sich Notizen über die historischen Ereignisse, die mit den Liedern und den örtlichen Tänzen, die er schließlich auch aufzeichnete, im Zusammenhang standen. Er beschrieb die Tanzschritte, und machte, hieß es, auch reizende Zeichnungen über die Haltung der Tänzer.

Was Gero-Xekoutis schrieb, band er selbst zu einem Buch mit dickem Ledereinband und gab ihm in seiner reichen Bibliothek, die er im Laufe seines Lebens mit großem Fleiß zusammengestellt hatte, einen Platz. Diese Bibliothek hatte er nach dem Tode der Kapitänsfrau im schönsten Zimmer des Herrenhauses, über dem Balkon der ersten Etage, gegenüber der Ägäis, untergebracht. Dort, wo sonst seine Mutter saß, strickte und das Meer betrachtete, stelle Gero-Xekoutis mitten in den Raum einen großen Schreibtisch aus Nußbaum und einen Sessel. Und hier saß er stundenlang, las und schrieb und ließ das Fenster offen, daß sich das Zimmer mit der Luft der Ägäis füllte.

In ihrer großen Mehrheit stand die Dorfbevölkerung dem, was Gero-Xekoutis tat, wohlwollend gegenüber.

«Er tut ein gottgefälliges Werk», sagten viele.

Freilich gab es auch welche, die ironisch über ihn sprachen.

«Wer in Akanthos ist so gebildet, um dies zu lesen?» fragten sie und fügten hinzu: Wenn eines Tages Gero-Xekoutis das Diesseits segnet, werden die Leute genug Papier haben, um ihren Hintern zu wischen. Aber auch dies sagten sie mehr aus der Neigung heraus zu verspotten und weniger, weil sie das Werk für unbedeutend hielten.

Es hieß, Gero-Xekoutis wäre traurig, weil er keine Brüder besaß. Seine Mutter hatte sich geweigert, noch mehr Kinder in die Welt zu setzen. Einmal sagte sie zu Kapitän Orestis: «Ein Kind habe ich dir geboren und das ist auch noch zu viel. Ich werde keine Kinder in die Welt setzen, die du zu Korsaren machst.»

Der Gero-Xekoutis freute sich, wenn ihn die Dorfbewohner nach den Geschichten fragten, die er niederschrieb, und er gab sie mit großer Freude wieder. Oft vergaß er sich sogar und redete länger als die Geduld der Bauern zum Zuhören reichte.

Besondere Freude aber machte es ihm, diese Geschichten kleinen Kindern zu erzählen. Und er tat dies, wo es sich gerade ergab, auf dem Mauersims seines Hauses, unter den Maulbeerbäumen oder auf der Treppe des Hafens. Fragte ihn ein Kind über das, was es in der Schule oder zuhause gehört hatte, begann er mit vor Freude leuchtenden Augen zu erzählen. Oft sammelten sich zwei und drei Kinder und hörten ihm zu. Mit großer Begeisterung sprach er über Alexander den Großen.

«Wohin ich auch reiste», sagte er den Kindern, «war er vor mir schon da: In Odessa, in Ägypten, in Syrien. Und ein Haufen Menschen dort in den Häfen begannen mit mir ein Gespräch über Alexander den Großen. Viele von ihnen sagten: Was wir wissen, verdanken wir Alexander dem Großen ... Wißt ihr, meine Kinder», betonte Gero-Xekoutis mit Bewunderung, «das Pferd Alexanders des Großen zog Buchstaben hinter sich her.»

Die Kinder lauschten mit Begeisterung dem Gero-Xekoutis, und immer wieder suchten sie nach einer Möglichkeit, mit ihm zu sprechen. Oft liefen sie von der Schule weg, weil ihnen der Unterricht keinen Spaß machte oder der Lehrer zu streng war und gingen zu ihm.

Und jetzt, da Gero-Xekoutis sein altes Herrenhaus verließ und sich in Richtung Dorfberg bewegte, hatte er wieder was im Sinn. Er öffnete die eiserne Gartentür und eingehüllt in einen leicht zerschlissenen Mantel, unterm Arm ein schwarzes Buch, betrat er die Straße. Mit jugendlicher Körperhaltung, ein wirklicher Herr, der beim Gehen mit dem Krückstock gegen das Straßenpflaster schlug, daß es Funken sprühte. Mit von der Sonne und vom Meeressalz verbrannten Stirn, der langen Nase und den verträumten Augen schritt er festen Schrittes aus, erreichte überm Strand die Hauptstraße, ließ die Vorkirche hinter sich und, der schmalen Gasse folgend, erreichte er den Dorfberg. Er ging zu Jannis Hütte, überquerte den Hof und klopfte an die Tür. Jannis Mutter war im Begriff «wer» zu rufen, doch der Sohn hinderte sie mit einer Handbewegung daran.

«Ich werde öffnen!»

Der Junge erhob sich und schob den Türriegel zurück.

«Komm herein ...», sagte er.

An der Schwelle erschien Gero-Xekoutis.

«Oh, ich sehe meinen Lehrer ...», rief Jannis überrascht und erfreut. «Und ich meinen fleißigsten Schüler», antwortete der alte Mann mit ruhiger und freundlicher Stimme.

Nachdem sie die erste Überraschung überwunden hatte, freute sich auch die Mutter über das Auftauchen des weisen alten Mannes.

«Komm in unsere arme Hütte, Gero-Xekoutis. Setz dich dort auf den Schemel, es ist reichlich warm. Und herzlichen Dank für das Kohlenbecken und die Kohle ...»

«Ah, vergiß es», lächelte er.

Er setzte sich auf den Schemel, legte das Buch auf den Boden und rieb sich zwei-, dreimal die Hände über der Glut des Kohlenbeckens.

«Soll ich dir etwas süßen Wein bringen, Gero-Xekoutis?» fragte die Mutter.

«Ein wenig schadet nicht», sagte er und nickte.

Die Mutter brachte kleine Gläser und eine kleine Karaffe mit Wein. Sie füllte die Gläser bis zur Mitte.

«Daß wir im nächsten Jahr auch noch gesund sind!» sagte die Mutter.

Sie stießen die Gläser aneinander und tranken.

Nach kurzem Schweigen wandte sich Gero-Xekoutis an den jungen Mann.

«Jannis, ich möchte dich um einen Gefallen bitten», sagte er.

«Von mir einen Gefallen?» Jannis sah ihn forschend an, hob leicht die Schultern als Zeichen, daß er nicht begriff.

Die Mutter blickte zur Tochter hinüber, die auf einem Schemel neben dem Kohlenbecken saß, und ihre Stimme war ein Befehl.

«Komm Photini, wir gehen die Ziege versorgen!» Die zwei Frauen verließen die Hütte.

«Ja, von dir», sagte der alte Mann und betonte das letzte Wort. «Sieh mal, Jannis, alle folgen wir unserem Lebenskreis. Und ich bin nicht mehr jung. Sicher fühle ich mich nicht krank und gebrechlich. Aber auch ich muß, bevor viel Zeit verstreicht, zur Erde, die mich geboren hat, zurückkehren. Vorher aber muß ich eine Schuld begleichen!»

Jannis begann eine kleine Unruhe in sich zu spüren, als würde gleich etwas Schweres ihn niederdrücken. Gleichzeitig jedoch fühlte er auch Vertrauen, weil er wußte, daß von Gero-Xekoutis niemals etwas Böses ausgehen würde.

«Weißt du», fuhr der alte Mann fort, «wir hier sind Siegelbewahrer einer schweren Erbschaft. Dieser Ort hier verbirgt in sich einen großen Schatz, den Schatz von Akanthos, der bis heute nicht geplündert worden ist. Einige Stücke dieses Schatzes befinden sich in Verstecken im Keller der Kirche, hinter dem Beinhaus. Andere im Keller unseres Ortssekretärs und wiederum andere in Verstecken. Du mußt wissen, Jannis, daß über kurz oder lang ein Krieg kommen wird. Und wenn der Türke weg ist und diese Erde griechisch wird, mußt du den Schatz aus den Verstecken holen, daß ihn die Sonne sieht und er Geist bekommt. Dieser Schatz, Jannis, ist die Tugend unserer Vorfahren.»

Jannis lauschte ihm ergriffen.

Gero-Xekoutis fuhr fort:

«In diesem schwarzen Buch hier sind die Verstecke beschrieben, in denen die Funde des Schatzes aufbewahrt werden, den wir bis heute kennen. Natürlich ist uns erst ein kleiner Teil bekannt. Den Rest werden wir ausgraben, wenn wir uns befreit haben. In deinen Tagen oder in den

Tagen deiner Kinder. Vielleicht finden wir dann auch den goldenen Webstuhl, der nach der Überlieferung immerzu webt und webt.»

Er trank einen Schluck vom süßen Wein.

«In diesem Buch, Jannis, sind auch die Gräber beschrieben, damit ihr Grabungen durchführen könnt. Es gibt Tausende Gräber aus Homers Zeit, vor ihm und bis zum Fall von Konstantinopel. Alles befindet sich nur einen Meter tief in der Erde. Oft holen sie die Pflüge der Bauern ans Tageslicht.»

Der alte Mann hob das schwarze Buch vom Boden.

«Dieses Buch hier, Jannis, habe ich in meiner Bibliothek versteckt. Unter dem Schreibtisch aus Nußbaum, genau in der Mitte, kann man vom Marmorfußboden vorsichtig eine kleine Platte abnehmen. Darunter befindet sich eine Schatulle aus Blei, daß die Nässe nicht durchdringen kann. Darin verstecke ich das Buch. Wenn unsere Gegend hier griechisch wird, hast du oder haben deine Kinder die Pflicht, den Schatz von Akanthos ans Tageslicht zu bringen.»

Der alte Mann hielt einen Augenblick inne, um einen Schluck Wein zu trinken. Dann fuhr er fort:

«In den Verstecken im Keller der Kirche befinden sich Akanthiotische Goldmünzen, auf denen der Stier und der Löwe abgebildet sind. Diese Münzen haben unsere Vorfahren aus dem Gold geprägt, das hier in der Gegend gefunden wurde. Im Altertum waren sie sehr verbreitet. Ich habe sie in den Museen Rußlands gesehen. Gleichzeitig befinden sich dort der Kranz mit der Blüte und Goldmünzen, auf denen der mazedonische Stern und der Akrokeramos zu sehen sind. In einem anderen Versteck der Kirche ist ein Tonkrug mit zwei Henkeln, auf dem der König in seiner Kutsche und harfenspielende Mädchen dargestellt werden. Im Keller des Dorfsekretärs haben wir in einer Lade für Getreide eine marmorne Grabplatte versteckt, auf der ein Mann und ein Junge, wahrscheinlich Lehrer und Schüler, dargestellt sind. Und im Giebel ist ein Löwe abgebildet. Auf einer anderen Platte ist ein Löwe dargestellt, der einen Stier tötet. Wir haben dort noch Wandgemälde, eine Synthese aus Löwe, Tiger und Affen, sowie die Büsten eines Mannes und eines jungen Mädchens. Dies alles ist eine Erbschaft, die uns unsere Vorfahren vor Tausenden von Jahren hinterlassen haben.»

Schweigen breitete sich in der Hütte aus.

«Wie kann ich, Gero-Xekoutis, eine solche Verantwortung übernehmen?» sagte Jannis, die Schwere des Auftrags des alten Mannes spürend. «Außerdem muß ich einen Beruf erlernen, für meine Schwester und meine Mutter sorgen.»

Der alte Mann sah ihn an und lächelte freundlich.

«Hab keine Angst», sagte er mild. «Aus dieser unserer Erbschaft wirst du ständig Kraft schöpfen ... Dieses Buch wird dich und alle, die es nach dir übernehmen werden, unerschrocken und unbesiegbar machen.»

Jannis fühlte sich verzaubert. Es kam ihm vor, als wäre all das, was er in diesem Augenblick erlebte, unwirklich und er träume vor dem Erwachen einen sehr intensiven Traum. Er streckte die rechte Hand nach dem Buch aus, hob es hoch und fühlte seine Schwere.

Der alte Mann unterbrach seine Gedanken.

«Zwei Worte werde ich dir noch sagen und dann gehen. Denn ich befürchte, deine Mutter und deine Schwester werden draußen in der Kälte erfrieren. Hier drin steht, daß ich dir meine Bibliothek überlasse. Ich werde morgen auch dem Dorfsekretär eine Abschrift geben. Du weißt, daß in dieser Bibliothek das schwarze Buch über den Schatz von Akanthos versteckt ist. Wenn sich die Dinge verzögern, beauftrage eins deiner Kinder mit dem Schutz des Schatzes, bis der gesegnete Tag kommt, an dem er ans Tageslicht gebracht werden kann.»

Der alte Mann erhob sich, um zu gehen.

Jannis tat den Umschlag unters Hemd und begleitete ihn zur Tür. Als er auf den Hof trat, drehte er sich zu Jannis um und sah ihn freundlich und zufrieden an.

«Ich wünsche dir, daß du jenen Tag erlebst ...» sagte er lächelnd. Dann rief er laut: «Frauen, ich gehe! Und daß uns das nächste Jahr gesund vorfindet!»

Und er schlug die Gasse bergab ein, um sein Herrenhaus am anderen Ende des Dorfes, zum Meere hin zu erreichen.

Die Mutter und die Schwester kamen sofort vom hinteren Teil der Hütte, als sie hörten, daß der alte Mann gehe. Sie zitterten beide vor Kälte. Die Mutter hielt drei große Kohlenstücke in den Händen. Sie tat sie sofort aufs Kohlenbecken.

«Mein Gott, ist das eine Kälte!» stöhnte Photini.

«Trink ein wenig Wein», schlug ihr die Mutter vor.

Jannis sagte kein Wort. Keine der Frauen fragte ihn was. Tochter und Mutter brachten einen niedrigen Tisch und taten die gebratenen Fische darauf. Schweigend aßen sie, stumm gingen sie etwas später ins Bett.

Ohne den Zeitpunkt seiner Rückkehr zu kennen, begab sich Jannis am nächsten Tag auf den Weg zum Heiligen Berg. Aber diesmal war sein Blick nicht auf die scharfen Steine des Kopfsteinpflasters gerichtet. Auch senkte er nicht den Kopf. Er schämte sich jetzt nicht, im Gegenteil, er war stolz auf das, was er beschlossen hatte. Sein Herz füllte sich mit Freude, wenn er sich seine Schwester vorstellte, die zu den Mädchen des Dorfes sagte: «Wißt ihr das Neueste? Wie solltet ihr es auch vorstellen können ... Ich, ihr Armen, brauche keine gebrauchten Sachen mehr zu tragen. Ich

brauche meinen Körper nicht wieder in zerschlossene Jacken hüllen. Das ist vorbei. Ich habe einen Bruder, er wird mir Kleider kaufen und mich wie eine Prinzessin schmücken ...» Und die Mädchen, die ihn wegen seiner Pluderhose verspottet hatten, würden jetzt die Photini wegen ihres Bruders bewundern und beneiden.

Während er voranschritt, kam ihm sein Dorf nicht aus dem Sinn. Sein Herz war mit seiner Erde verbunden und er mußte ständig an seinen Heimatort denken, an Mutter und Schwester, an den Sohn des Herrn Antallaximos. Als Nikos Privatunterricht nahm und sich auf das Gymnasium vorbereitete, ging auch Jannis hin und verfolgte den Unterricht des Lehrers. Und wenn der Lehrer auch an ihn Fragen richtete, sah er sich in Gedanken mit einer Tasche unterm Arm mit den anderen Kindern ins Gymnasium gehen und die ersehnte Frucht der Bildung genießen. Während er in seiner Phantasie das Schülerdasein durchlebte, fühlte er sich glücklich. Und er vergaß auch all die anderen Bekannten und Verwandten nicht. Er dachte auch an den Gero-Xekoutis und die wichtige Aufgabe, die er ihm gestellt hatte ...

Er ging zum Heiligen Berg, entschlossen, für seine Familie zu sorgen und sich somit einen zweiten Lebenswunsch zu erfüllen: Er wollte ein richtiger Hausherr werden. Der große Traum seines Lebens nach Bildung mußte vorläufig noch warten ...

IV

Alexandros erhob sich vom Mauersims und wie damals sein Vater, der zum Heiligen Berg wollte, begab er sich auf den gepflasterten Pfad der zum Eptapyrgos führte. Wie nah er sich seinem Vater fühlte! Als wäre er in ihm und lenkte seine Schritte zum tausendjährigen Turm. Aber er beherrschte sich. Nein, er würde nicht zulassen, daß sein Vater ihn in die Nähe seines Gefängnisses zöge. Im Gegenteil, er würde ihn befreien und die Seele seines Vaters in seinem Körper aufnehmen, daß auch er das Leben seines Sohnes lebe, daß er fühle, wie der Wunsch seines Lebens nach Bildung durch seinen Sohn in Erfüllung ginge.

Und während er kräftig mit dem Fuß stampfte und keinen weiteren Schritt vorwärts tun wollte, richtete er mit seinem ganzen Willen den Blick in die Ferne und ganz dem Geist seines Vaters hingegeben, fing er an, zu ihm zu sprechen: «Ja, Vater ... Ich fühle dich. In diesem Augenblick kreisen deine Gedanken um mich. Aber auch ich denke an dich. Ich weiß, du fühlst dich wie ein aus der Gesellschaft Verstoßener. Mir ist dein Vertrag mit dem Tod auch bekannt: er solle dich nicht holen, bevor ich nicht mit dem Studium fertig bin ... Ich begreife, daß ich der

Grund für dein Gefängnisdasein bin. Du hättest in deinem Haus mit deinen Lieben leben und ein wenig deine letzten Stunden genießen können. Ich bin der Grund. Aber was soll ich tun, sag es mir ... Ich kann den Besuch des Gymnasiums unterbrechen. Ich höre in diesem Augenblick auf. Aber du wärest darüber am meisten von allen verbittert. Ich werde später das Fehlende ergänzen können. Dir aber wird die Bitterkeit bleiben, weil du dein Ziel nicht erreicht hast. Dein Lebenswerk wird unvollendet bleiben. Habe nur noch etwas Geduld, mein Vater, Geduld bis dein Ziel, mich studieren zu lassen, Wirklichkeit geworden ist. Und dann werde nicht ich dein gebildeter Sohn sein, der Mensch der Bildung wirst du sein. Ja, mein Vater, es ist mir bewußt, du lebst in mir. Komm also, Vater, in meinen Körper, ich werde dir Gastfreundschaft gewähren. Komm in meine Jahre ... Ja, vor sechsunddreißig Jahren warst du auch sechzehn. Und damals gingst du den Weg zum Heiligen Berg, den Weg in die Sklaverei. Vater, vergiß dies, sag dir, du bist nicht zum Heiligen Berg, sondern in die große Stadt, nach Thessaloniki zum Studium gegangen. Komm, Vater, an meiner Stelle hier in die Stadt und beobachte dein Leben.»

In Alexandros Herz machte sich eine eigenartige Freude breit, die er zum erstenmal fühlte. Es war, als hätte er dem Vater ein kleines Geschenk zurückgegeben, eins der vielen, die ihm der Vater und das gewogene Schicksal dargebracht hatten. Sein erleichtertes Herz ließ ihn nicht die Erde berühren und leichten Schrittes begann er von der antiken Akropolis bergab in die Stadt zu gehen, wo er ein Zimmer gemietet hatte. Er hatte es eilig anzukommen, gut zu lernen, sehr gut, um am nächsten Tag vorbereitet aufs Gymnasium zu gehen.

Als Alexandros das kleine Haus in Ano Polis erreicht hatte, betrat er sein längliches Zimmerchen mit dem kleinen Tisch, dem Holzstuhl, dem Bett, das an der westlichen Fensterseite stand und dem kleinen Schrank mit seinen Sachen.

Er lächelte, als er auf dem Bett verstreute Seiten mit seiner selbst für ihn schwer lesbaren Schrift sah. Wie viele Jahre schreibe ich schon, überlegte er. Fast drei, und das Buch ist immer noch nicht fertig! Ich schreibe und schreibe, aber die Ereignisse stoßen das Geschriebene um, und ich fange wieder von vorne an. Eines Tages dachte er daran, seinem Werk den Titel «Die Brücke von Arta» zu geben. Aber dann kam ihm dieser Titel irreführend vor. Bei einem solchen Titel hoffte der Leser vielleicht etwas über Brückenbau zu erfahren. Er aber befaßte sich mit den Menschen, die er aus der Nähe kennengelernt hatte, mit den Menschen der Mühsal. Daher gab er seinem Buch in diesem Arbeitsstadium den Titel «Die Sklaven». Er glaubte, dieser Titel entspreche mehr den Themen, die er im Buch behandelte. Eines Tages würde er es zu Ende bringen, denn er war sich sicher, daß es nützlich sei,

wenn andere auch erfahren, was er erlebt hatte. Seine Freunde in der Stadt Thessaloniki kannten weder das Leben der Menschen im Dorf noch konnten sie sich vorstellen, was für ein Leben sie führen. Oft, wenn sie am breiten Strand der Stadt entlang promenierten, erzählte Alexandros Szenen aus dem Dorfleben und überraschte seine Freunde. Sie begannen über das Gehörte zu diskutieren, sich ihre eigenen Gedanken zu machen, sich darüber zu streiten, was richtig und was falsch sei und wie es hätte richtiger gemacht werden können.

Mit der Zeit streckten sich ihre Diskussionen auch auf andere Themen aus, auf gegenwärtige, die von Interesse waren oder auf welche, die von der Schule und dem Leben angeregt wurden. Es hatte sich eingebürgert, jeden Dienstag einen Spaziergang entlang dem Meer zu unternehmen und zu diskutieren, zu philosophieren, wie sie sagten. Und weil diese Diskussionen stehenden Fußes, gewöhnlich an den Abenden, am Strand stattfanden, gaben sie sich den keinesfalls bescheidenen Namen «Die Strandphilosophen».

In dem Moment, da Alexandros seine herumliegenden schwer leserlichen Seiten einsammelte, klopfte es an die Tür und Achilleas, ein junger Mann in seinem Alter, betrat das Zimmer.

«Befäßt sich der Sklave mit seinen ‚Sklaven?‘» fragte er, als er Alexandros mit den Manuskriptseiten in den Händen sah.

«Und in diesem Augenblick speziell mit den Strandphilosophen, bitte sehr!»

«Eine große Ehre für uns, aber weißt du, mich interessieren mehr die lebenden Menschen und nicht ihre Karikaturen auf dem Papier. Und da heute, so Gott will, ein Dienstag ist, bin ich gekommen, dich für unseren traditionellen Spaziergang abzuholen. Draußen vor der Tür warten noch ein paar.»

Gern ließ Alexandros die Seiten auf den Tisch fallen und folgte seinem Freund. Draußen vor der Haustür sagte Achilleas zu den anderen, die auf dem steingepflasterten Weg warteten:

«Laßt uns schnell zum Strand gehen, Nebel ist gefallen und die Lichter der Stadt werden eine Augenweide sein.»

Die jungen Leute zogen hinab zum Meer.

Zuallererst hatte sich Alexandros mit dem langen und hageren Achilleas zusammengetan. Obwohl Achilleas gar nicht so schrecklich dünn war, nannten ihn seine Mitschüler «Billardstock». Achilleas erzählte Alexandros oft, was er von seinem Vater, der Gewerkschafter in der Innung der Maschinenbauer war, gehört hatte und diese Geschichten beeindruckten ihn sehr. Aber auch Achilleas interessierte sich sehr für das, was Alexandros voller Freude vom Dorf und vom Heiligen Berg erzählte. Innerhalb eines Jahres wurden sie die besten Freunde und oft geschah es, daß während des Gesprächs der eine nicht das genaue Wort

fand, um das Gewollte auszudrücken, und dann sagte der andere, ja, ja, ich habe verstanden, was du meinst ... Und beide staunten, daß der eine es fertigbrachte zu erraten, was der andere meinte.

Achilleas hatte einen Freund, den Dimos, der mit seiner Stimme, dem wilden Haar und der oft abrupten Art zu schreien, Eindruck machte. Er schrie und stritt sich, war aber nicht nachtragend. Achilleas und Dimos trafen sich oft an den Abenden, gingen zum Luna-Park hinter der Kirche der Haghia Sophia, um Billard und Tischfußball zu spielen. Manchmal rauchten sie heimlich eine Zigarette und amüsierten sich bis kurz vor Mitternacht. Im Lunapark gerieten sie oft in Wortgefechte, weil Achilleas sich vergaß und entsprechend der sozialistischen Auffassung, die in seinem Hause herrschte, gesellschaftliche Analysen von sich gab. Das reizte Dimos, der an eine viel materialistischere Auffassung der Dinge glaubte. Diese Diskussionen hatten meistens ein ruhmloses Ende. Sie waren sich uneins, was Dimos resümieren ließ:

«Gut, rede du darüber, Achilleas, wie man das Wort Kotelett schreibt. Mich interessiert nur, wie ich es auf meinen Teller bekomme!»

Eines Tages, Alexandros unterhielt sich mit Achilleas, kam Dimos dazu und an Alexandros gewandt, sagte er:

«Also, Alexandros, du hast Ähnlichkeit mit dem Schauspieler Stephos Kasassis und bist mir sympathisch. Wollen wir Freunde werden?»

«Warum nicht?» antwortete Alexandros.

Und so entstand die erste Dreiergruppe der Freunde. In dieselbe Schulklasse ging auch Manthos, dünn, nur Haut und Knochen, ein ewiger Liebhaber der Physik. Schon in der ersten Klasse des Gymnasiums las er Physik und Chemie, die in den höheren Klassen behandelt wurden, studierte die Relativitätstheorie und las Bücher und Abhandlungen, die sich mit der menschlichen Herkunft und der Entstehung des Universums befaßten. Er wollte Arzt werden und behauptete, daß er nicht an Jesus glaube.

Eines Tages sagte Alexandros zu Manthos:

«Manthos, wir sind drei Freunde, willst du nicht auch zu uns kommen?»

«Mit Freuden», antwortete Manthos.

Und so wurden sie vier.

Diese Vierermannschaft fiel dem Mitschüler Charilaos, dem Besten der Klasse, auf. Er war schön, reich, gesellig und wollte nicht, daß es einen solchen Zirkel gab, an dem er nicht beteiligt wäre. Er näherte sich den vier Freunden, hörte ihnen zu und beteiligte sich an ihren Gesprächen. Er betonte, daß er ihre Gesellschaft wunderbar fände. Eines Tages schlug ihm Manthos vor:

«Charilaos, willst du nicht auch in unsere Gruppe kommen?»

«Was wollen wir mit dem fetten Kerl?» beschwerte sich Dimos. «Er ist naiv und die anderen hänseln ihn.» Aber der stürmische Dimos beharrte nicht auf seiner Meinung und so wurde mit Charilaos die Gruppe der Strandphilosophen auf fünf erhöht.

Sie hatten noch nicht die Strandpromenade erreicht, als Manthos sie am Rathausplatz zum Stehen brachte. Er holte aus seiner Tasche Omnibusfahrtscheine und während er sie an die Freunde verteilte, sagte er:

«Ich werde euch enttäuschen, denn heute Abend werdet ihr nicht, am Strand promenierend, die Schönheit der Nacht genießen können ... Ich hatte die Idee, ein Gelage vorzubereiten. Getränke und Speisen, alles von mir gekauft und bezahlt. Es befindet sich schon im Landhaus meiner Großmutter in Ano Toumpa. Wir werden zuerst mit dem Bus fahren und dann einige Minuten zu Fuß gehen.»

«Bravo, Manthos!» rief Dimos aus, «Du bist sogar zu Überraschungen gut ... Da du das Risiko des Gelages, sprich Unkosten, übernimmst, hat keiner Einwände.»

An der Bushaltestelle nach Toumpa, auf dem Rathausplatz, warteten die jungen Leute auf die Abfahrt ihres Busses. Plötzlich sahen sie ein blondes Mädelchen in Schulschürze, die zerschlissene Tasche voller Bücher, die Rathausstraße herunterkommen. Die jungen Männer bemerkten ihren etwas gezierten Gang.

«Die kenne ich», sagte Dimos. «ich sehe sie oft an der Bushaltestelle, wenn ich zum Deutschunterricht gehe. Es tut mir leid, Freunde, aber ich werde später zum Schmaus kommen. In zwei Stunden etwa. Bis dahin genießt ohne mich die Speisen und die Getränke, sowie die Herrlichkeit dieser Nacht. Ich werde die Herrlichkeit des Blondchens genießen.»

Als die Schülerin an ihnen vorbei ging, betrachtete Dimos sie mit dem Blick eines alten Bekannten und sagte:

«Fräulein, dürfen wir sie ein bißchen necken?»

Sie wandte ihren Blick Dimos zu, lächelte und setzte ihren Weg fort.

Freude überströmte Dimos Herz. Er ließ seine Freunde zurück und folgte dem blonden Mädchen. Bald liefen sie nebeneinander wie alte Bekannte.

Der Bus nach Toumpa kam und die jungen Männer stiegen ein. Sie blieben in der Mitte des Ganges stehen, hielten sich an den Rücklehnen der Sitze links und rechts fest. Die Fahrgäste, die lange Zeit an der Haltestelle gewartet hatten, setzten sich. Sie wurden richtig durchgerüttelt, denn der Weg war voller Löcher. Ab und zu neigten sie sich zu ihrem Nachbarn, wenn der Bus die Kurven nahm. In einer halben Stunde etwa hatten sie die Endhaltestelle erreicht.

Am Kiosk gegenüber kaufte Manthos die Nachmittagszeitungen und dann begaben sie sich zum Landhaus. Es herrschte dichte Dunkelheit. Nirgends war der Mond zu sehen und am Himmel gab es keine Sterne.

«Schade um die Lobhudeleien, die wir dem Himmel darbringen», beschwerte sich Alexandros. «Jetzt, da er klar zu sein hätte, zieht er so ein Gesicht.»

«Beschimpf ihn nicht», sagte Charilaos, «wir werden dann sowieso im Haus sitzen.»

«Was hast du gesagt, im Haus?» fragte Alexandros. «Du irrst dich, mein Freund, wir sind Kinder des freien Himmels und wollen Land und Gebirgsluft. Wenn du dich in Räume einschließen willst, dann sag dich von den Strandphilosophen los. Wir wollen reichlich Luft. Ist jemand dagegen?»

Es gab keinen Einwand.

«Vorwärts also», sagte Alexandros, «wir werden den Tisch draußen auf dem Hof decken, daß alles bereit ist, sobald der Verehrer der blonden Schönheit eintrifft.»

Achilleas bemerkte:

«Sicher, Freunde, wir werden den Tisch decken und uns amüsieren. Nur, daß der eine nicht den anderen sehen wird.»

Manthos blieb nachdenklich. Er fühlte sich nicht wohl. An einer Lampe sollten ihre Pläne scheitern? Er strengte seinen Geist an.

«Hier sind vier Personen», sagte er schließlich. «Der eine ist künstlerischer Natur, die drei anderen sind mathematische Köpfe. Sagt mir, was für Mathematiker und Physiker sind wir, wenn wir nicht in der Lage sind, auf die Schnelle eine elektrische Anlage zustande zu kriegen ... Ich werde euch beschämen ... Los, laßt uns drei, vier Batterien und ein Dutzend Lampen kaufen gehen. Wir werden den fehlenden Sternenhimmel ersetzen.»

Alles geschah in Eile. Alles mußte in zwei Stunden, bis zu Dimos Rückkehr, bereit sein. Alle vier begaben sich an die Arbeit. Jeder auf seinem Gebiet. Alexandros befaßte sich mit den Speisen. Er verstand was vom Kochen, hatte er es doch in den Sommern, als er mit seinem Vater allein war, gelernt. Achilleas ging in den Lagerraum des Landhauses und holte Draht und Leitungskabel für die elektrische Anlage. Er war in seinem Element. Er fand die schwärzesten Drähte und befühlte sie. Er betrachtete danach seine schmutzigen Hände und freute sich. Charilaos war fortgelaufen, um Batterien und Lämpchen zu kaufen. Er wollte rennend die Strecke zurücklegen, um den anderen zu zeigen, daß er schnell, ja, der Schnellste war. Einmal hatte ihn Achilleas geneckt und gesagt, er könne keine schnellen Tänze tanzen, weil er dick wäre und sich wie ein Elefant bewege. Das ließ sich Charilaos nicht gefallen und suchte nach einer Möglichkeit, das Gegenteil zu beweisen.

«Spuck aus und bevor es trocken ist, bin ich zurück.»

Achilleas spuckte in eine Ecke und Charilaos rannte, so schnell er konnte davon. Und wirklich, die Spucke war noch nicht trocken, als er zurückkam. Stolz wandte er sich an Achilleas:

«Erkennst du mich als Läufer an?»

«Natürlich, sicher, du hast einen tollen Lauf zurückgelegt ...» Und zu Manthos sagte er: «Übergib ihm die Statuette!»

Alle lachten aus vollem Herzen. Notgedrungen lachte er mit. Dann machten sie sich erneut an die Arbeit. Manthos saß an einem Tisch neben Alexandros und malte. Sie hatten beschlossen, ein kunstvolles Schild zu malen und es vor dem Landhaus aufzuhängen. Mit großen Buchstaben würden sie schreiben:

OBDACH DER STRANDPHILOSOPHEN

Manthos, der Maler der Gruppe, hatte die Tabelle gemalt. Er hatte im Haus gesucht und einige Zeichenfedern und schwarze chinesische Tusche gefunden. Ihn hat es nicht gestört, daß das Werkzeug mangelhaft war, er war so begabt, daß er auch mit einem Schilfrohr hätte malen können. Die Buchstaben hat er sogar mit Schatten gezeichnet. Sobald er einen Buchstaben fertig hatte, fragte er Alexandros, der neben ihm stand:

«Wie gefällt es dir?»

«Ausgezeichnet!»

Und mit großem Elan begann Manthos einen neuen Buchstaben zu malen. Charilaos und Achilleas machten körperliche und wissenschaftliche Arbeit zugleich. Sie breiteten die Kabel und die Drähte aus, um sie zu messen und die Länge der Installation zu schätzen. Charilaos konnte es nicht erwarten, nahm Papier und rechnete die Länge in Maßeinheiten aus, so wie sie es in der Schule getan hatten. Die Mechaniker hatten herausgefunden, daß sie eine Anlage von fünf Metern Länge, wie sich Achilleas ausdrückte, oder von fünfhundert Zentimetern, wie Charilaos meinte, hätten bauen müssen.

Vor der Fassade des Hauses, zum Osten hin, dort, wo sie den Tisch deckten, standen fünf, sechs Mandelbäume. Die Jungen zogen also, trotz der Dunkelheit, die Kabel von einem Baum zum anderen und bildeten so ein Viereck über dem Tisch. Auf fast jeden Meter kam ein Lämpchen. Charilaos, dick wie er war, schwitzte und lief rot an, als er auf den Baum klettern mußte. Der Schweiß tropfte ihm vom Vollbart. Er aber sagte kein Wort. Nur im Stillen war er neidisch auf seinen schlanken Freund, der ohne zu schwitzen auf die Bäume kletterte. Der andere bemerkte es und neckte ihn:

«Charilaos, du kannst nicht alles haben ... Du kannst entweder dünn oder dick sein, entweder Elefant oder Billardstock!»

Charilaos versuchte zu zeigen, daß es ihm nichts ausmachte. Im Stillen aber zwickte ihn die Bitterkeit.

Sie hatten noch einen Einfall. Sie umwickelten die Lämpchen mit gelbem Papier. So würden sie wie ein goldener Kronleuchter sein, ein Kronleuchter, der am Himmel hing und sich auf grünblättrige Bäume stützte.

Nachdem Alexandros mit den Vorbereitungen für das Essen in der Küche fertig war, holte er aus dem Keller des Landhauses den Bratrost und einen halben Sack Holzkohle. Er breitete die Kohle aus, tauchte Papier in etwas Öl und zündete es an. Die Flamme schoß hoch, die Kohle begann zu brennen. Allmählich beruhigte sich das Feuer und die glühenden Kohlenstücke breiteten im dunklen Garten Glanz und Wärme aus. Dann stellte er den sauber geschrubbten Bratrost auf die Glut, breitete das Fleisch aus und beobachtete, wie die Hitze es briet. Durch den Garten zog der Duft des Fleisches.

Auch die anderen jungen Leute rochen den Braten, sie kamen näher und setzten sich an den Tisch. Sie hatten noch nicht ihre elektrische Anlage eingeschaltet und der Vorgarten des Landhauses wurde nur vom Licht der glühenden Kohlenstücke beleuchtet. Das Fett vom Fleisch tropfte auf die Glut, brachte sie zum Zischen. Ein Wölkchen Rauch stieg mit dem Duft nach oben, dem Himmel zu.

«Seht mal, wie der Geruch in den Himmel steigt und die Überirdischen ergötzt!»

«Für uns Irdische bleibt leider nur das Fleisch», spottete Manthos.

Alle lachten.

«Jedenfalls hatten unsere Vorfahren es sich schön ausgedacht», betonte Alexandros. «Sie sorgten für die einen wie für die anderen, für die Irdischen und für die Überirdischen.» Die jungen Leute warteten in der Dunkelheit, daß auch der fünfte zu ihnen käme. Es waren fast zwei Stunden vergangen, da er sie für die Augen der blonden Schülerin verlassen hatte. Die Stille der Nacht lag über allem. Nur ein paar Frösche schrien ihr «Quaquaquaqu». Der Lärm der Stadt war nicht zu hören. Nur ihre Lichter verrieten, daß dort Menschen lebten. Die Strandphilosophen saßen um den Tisch und warteten. Sie warteten auf Dimos, um mit der feierlichen Eröffnung des Festes zu beginnen. Wenige Minuten bevor die zwei Stunden voll waren, wurden Schritte hörbar. Als er bei ihnen war, hob Dimos die Hand, blickte auf seine phosphorisierende Uhr und sagte stolz: «Ich bin eine und eine halbe Minute eher gekommen.»

«In Ordnung, du bist wenigstens in einer Sache in deinem Leben konsequent!» sagte Manthos.

Dimos betrachtete den Hof und konnte in der Dunkelheit nichts erkennen. In seinen Augen saß die Lust zum Kritisieren.

«Was habt ihr so lange gemacht?» erhob er seine Stimme. «Habt ihr nichts vorbereitet?»

Da stand langsam und stolz Manthos auf und nahm die Haltung eines Redners an.

«Liebe Strandphilosophen», sagte er. «Ich erkläre das Fest für eröffnet!»

Er vereinigte zwei Drähte und der ganze Hof wurde ins goldfarbige Licht getaucht. Sie breiteten das dampfende Fleisch auf zwei große Teller aus, streuten darauf Salz, Origano und Pfeffer und preßten den Saft mehrerer Zitronen aus. Aus einer reichlich großen Flasche füllten sie die Gläser mit rotem Wein.

«Auf unsere Gesundheit!» sagten alle und stießen die Gläser aneinander.

Sie begannen genießerisch zu essen und zu trinken. Ab und zu blickte der eine den anderen an und bestätigte mit den Augen: «Schön, sehr schön!» Sie schalteten auch ein kleines Transistorgerät ein und hörten leise Volksmusik.

Sie leerten den ersten Teller, nahmen sich noch mehr Fleisch und gossen Wein aus der großen Flasche nach. Sie waren satt und zufrieden.

Da begann Charilaos über Frauen zu sprechen. Er erzählte von seinen Eroberungen und wie viele Freundinnen er sich im Sommer, als er in Athen war, angelacht hatte. Er konnte sich vor Mädchen nicht retten, behauptete er. Er ging spazieren und sie bildeten, sozusagen, Schlangen hinter ihm. Charilaos Prahlereien langweilten Dimos. Er hatte viel mehr Eroberungen vorzuweisen und darüber hinaus erzählte er viel schöner. Niemals aber sprach er so zu den anderen von Frauen. Er war kein Märchenerzähler.

«Hört mir mal alle zu», unterbrach er Charilaos. «Ihr wißt, wenn ich spreche, denke ich nicht daran, ob ich jemanden kränke oder nicht. Solche Feinheiten liegen mir nicht. Ich frage mich vorher: Dimos, ist das richtig, was du sagen wirst? Und wenn es richtig ist, sage ich es. So also werden wir jetzt nicht über Frauengeschichten reden. Wir sind Philosophen und müssen philosophieren!»

Dimos bemerkte, daß seine vier Freunde schweigsam blieben. Charilaos Augen waren traurig. Aber um seine Trauer nicht zu zeigen, hielt er den Kopf erhoben.

Die Freunde blickten Dimos nachdenklich an. Er freute sich, daß keiner zu diesem Thema sprechen konnte. Er sah jedem einzeln in die Augen, als wollte er sagen: «Hier zeigt sich der wahre Mann ... Kannst du über Frauen reden?»

Dann lachte er aus vollem Herzen und ergriff das Wort.

«Ich, um euch die Wahrheit zu sagen, bin zufrieden mit meinem Leben. Ich bin kein sehr guter Schüler. Ich bin aber nicht nur Schüler ... In Physik bin ich kein solcher Experte wie Manthos oder in Mathematik wie Charilaos. Ich spreche auch nicht über Philosophie wie Achilleas. Ich

beschreibe auch keine Papierseiten wie Alexandros, der damit die Lichte seines Dorfes anzündet, um die antike griechische Flamme zu finden. Ich beherrsche aber andere Dinge, die oft nützlicher sind. Ich führe ein anderes Leben, werfe die Schultasche in die Ecke und greife zur Hacke. Könnt ihr graben? Ihr werdet sagen, ihr seid gute Schüler und ich bin es nicht. Gut ... Ich bin aber nicht nur Schüler. Ich jage auch Frauen ... Jawohl, ich werde die Physik und die Mathematik nicht auswendig lernen. Ich werde aber die Frauen studieren ... Und fast habe ich schon angefangen, sie zu begreifen. Und weißt du, was es heißt, noch ein Kind zu sein und die Frauen zu verstehen? Ich, meine Freunde, ich philosophiere über die Frauen. Jawohl, ich philosophiere! Glaubt ihr, es gibt nur Philosophen wie den Sokrates und den Aristoteles? Vor euch steht der Weise der Weisen, der Philosoph der Frauenphilosophie, der große Casanova. Das ist mein Lehrer. Ihn werde ich studieren!

Vielleicht kennt ihr den Quatsch, den die Professoren lehren, aber ihr kennt nicht das Wesentliche, die Frau, die ein Leben lang euer Gefährte sein wird. Und wenn jemand meint, er wüßte was, dann soll er reden. Er soll sagen, was eine Frau ist ... Was sie macht ... Womit sie sich befaßt ...»

Stille hatte sich breitgemacht, keiner sprach. Die anderen erkannten seine Überlegenheit an. Er holte Atem, um fortzufahren. Er war jetzt in Begeisterung geraten. Sein Gesicht glühte, hatte sich leicht gerötet und eine Haarsträhne war herabgefallen.

«Wie Alexandros beim Schreiben dasitzt und nachdenkt, so denke auch ich nach. Denn wenn du nicht nachdenkst, begreifst du nicht die Frauen. Deshalb gehe ich nicht gleich nach Hause, um zu schlafen, wenn ich mich von einer Freundin trenne. Was ich tu? Ich strecke mich auf dem Bett aus und philosophiere bei ausgeschaltetem Licht. Ich denke darüber nach, was Frau bedeutet, was sie macht und in welcher Beziehung sie zum Manne steht. Ich finde heraus, womit sich die Frau und womit sich der Mann befaßt und arbeite ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten heraus.»

Da unterbrach ihn Manthos: «Welche Arbeit tut der Mann und welche die Frau?»

Dimos atmete tief durch, sein Blick ging ins Wesenlose, dann sagte er ernst:

«Der Mann macht zahllos viele Arbeiten, die Frauen nur eine und diese im Bett!»

Die vier brachen in Gelächter aus.

«Großer Quatsch!» spottete Manthos.

Dann sprach Achilleas.

«Ich glaube, wir haben uns lange genug mit dem Weisen der Weisen befaßt. Laßt uns jetzt über etwas Prosaisches reden ...! Sag mal, Manthos,

was ist aus dem Aufsatz geworden, den sie uns heute im Gymnasium aufgegeben haben?»

«Oh, ein weiterer glorreicher Tag in unserem Schölerdasein ...», lachte Manthos bitter. «Stellt euch vor, in den ersten zwei Unterrichtsstunden lernen wir aus dem Epitaph des Perikles und in den nächsten zwei Stunden verlangen sie, daß wir einen Aufsatz zum Thema: ‚Die Bedeutung des Opferganges des Priesters Papanikolas, der von den Kommunisten niedergemetzelt wurde‘, schreiben. Was schreibst du denen, also? Ich gab ein fast leeres Blatt, auf das ich ‚Freiheit‘ schrieb, ab.»

«Das reicht», bemerkte Achilleas, «dieses Wort sagt alles ... und nach den alten Griechen, in der Kürze liegt die Weisheit!»

«Schließlich war es ein Fehler, daß ich mich nicht intensiver, so wie Mathos mit der Mathematik befaßt habe», bemerkte Alexandros lächelnd. «Das, was Manthos mit einem Wort zum Ausdruck bringt, dazu benötige ich drei bis vier Zeilen. Ich besinne mich nicht mehr genau, aber so etwas habe ich auch geschrieben, wenn die Hand nicht frei ist, weigert sie sich zu schreiben.»

«Äußerst poetisch», betonte Dimos und zog die Augenbrauen hoch. «Und sichert dir freilich einen achttägigen Rausschmiß aus der Schule. Alexandros, auf zu Höherem!»

«Das Erstaunliche ist», ergriff Manthos wieder das Wort, «daß wir Aufsätze nur entsprechend den Rundschreiben des Bildungsministeriums schreiben. Ich hätte gern gewußt, welche Rolle schließlich unsere Lehrer spielen, wenn die Themen vom Ministerium kommen. Und das Schlimme, hinterher zeichnet das Ministerium die besten Aufsätze aus. Sagt mir, damit ich es begreife, worauf zielt dies alles ab?»

«Der Kluge begreift!» bemerkte Achilleas.

Die jungen Leute sahen sich voller Trauer an.

Etwas später sagte Charilaos:

«Das hättet ihr nicht machen sollen». Er sah Manthos und Alexandros tadelnd an. «Es ist sinnlos. Ihr müßt an eure Zukunft denken. Was macht ihr, wenn sie euer Führungszeugnis verderben? Ihr könnt nicht an die Universität ... Spielt also nicht die Helden ...»

«Ich spiele nicht den Helden», beschwerte sich Manthos. «Aber ist das ein Zustand? Keine Woche vergeht, ohne daß vom Ministerium ein Schreiben kommt, in dem von uns ein neuer Aufsatz gefordert wird. Ein Thema nach dem anderen, lauter Aufsätze, Klausurarbeiten und Preise! Und die Themen erst! Mal die Bedeutung der Armee, mal der Seestreitkräfte und jetzt der Opfergang des Papanikolas! Ich ertrage das nicht mehr! Ich weigere mich, es zu tun, mögen sie mich bestrafen!»

Schweigen herrschte zwischen den jungen Leuten. Die Atmosphäre wurde schwer.

«Hoffen wir, daß unsere Lehrer mehr Grips haben als wir und das Ministerium», unterbrach Achilleas das Schweigen. «Sonst sehe ich Sturmwinde aufkommen ...»

Kurz danach beschloß Achilleas ein viel unterhaltsameres Thema zu wählen und wandte sich an Alexandros.

«Ich habe eine Botschaft für den weisen Alten deines Dorfes, den Gero-Xekoutis, der so viele Jahre schon am Gehirn der Kinder deines Dorfes lutscht. Sie betrifft Alexander den Großen.»

«Ich kann dir versichern», sagte Alexandros, «daß ich ihm deine Botschaft überbringe, sobald ich ihn im Himmel besuchen werde!»

«Darüber hinaus», fuhr Achilleas fort, «habe ich irgendwo gelesen, daß Alexander der Große sehr unglücklich war, weil es keine weitere Welt gab, die er hätte erobern können!»

«Sehr interessant, wenn es wahr sein sollte», bemerkte Alexandros. «Jedenfalls besinne ich mich an die Worte des Gero-Xekoutis: Das Pferd Alexanders des Großen zog hinter sich Buchstaben her! Und wenn ich mich nicht irre, im Text seines Schwures heißt es, daß in seinem Reich die Menschen sich nur auf Grund ihrer Tugend unterscheiden werden.»

Da sprang Manthos hoch.

«Leb du weiter in deiner Welt, Alexandros! Wo hast du die Tugend gesehen? Und wen interessiert sie? Was sind das für Sommernachtsträume?»

«Ich habe nicht gesagt, daß dies Gültigkeit hat», erklärte Alexandros, «sondern was der Held des Gero-Xekoutis schwor!»

«Ich danke sehr», sprach Manthos mit Ironie in der Stimme, «das weiß selbst ich. Symposium im assyrischen Otida 324 vor Christus. Ich befürchte aber, mein lieber Alexandros, daß es für dich nützlicher wäre, wenn du dich, anstatt dich mit den Weisheiten des Gero-Xekoutis abzugeben, mit dem befassen würdest, was in den letzten Tagen in den Zeitungen stand. Wenn du sie mit offenen Augen liest, wirst du völlig über deine armselige Tugend informiert werden. Ob sie was wert ist. Und wen sie interessiert.»

«Ich fahre fort, Zeitungen zu lesen und sogar mit offenen Augen», antwortete Alexandros.

«Dann hör mir mal zu», sagte Manthos. «Ich habe drin im Zimmer die Zeitungen der letzten Tage. Gern lese ich dir vor, was darin steht, vielleicht funktionieren deine Ohren besser als deine Augen.»

Er ging ins Haus und brachte einen Armvoll leicht zerknitterter Zeitungen mit. Er legte sie auf den Stuhl neben dem Tisch. Dann nahm er sich jede Zeitung einzeln vor und begann sie, entsprechend seinem Thema, zu untersuchen.

«Hör mal, Alexandros», sagte er und sah ihn an. «Alle diese Zeitungen befassen sich mit den Greuelthaten, die am 6. und 7. September 1955

gegen unsere Landsleute in Konstantinopel und Smyrni, auf Imvros und Tenedos begangen wurden. In unseren Tagen, also.

Es werden wörtlich die Zeugenaussagen eines Amerikaners und einer Deutschen wiedergegeben: ‚Der Pöbel war wie entfesselt. Niemals in der neueren Geschichte hat diese antike Stadt solche Zerstörung und Barbarei erlebt. Es steht nichts mehr aufrecht, was das erneute Vorgehen des Pöbels gerechtfertigt hätte. Die Zerstörung ist vollständig. Alles ist dem Erdboden gleichgemacht.‘ Sie sprachen von einer zweiten Einnahme Konstantinopels. Der Pöbel, der raubte und zerstörte, wurde mit Lastwagen herangeschafft, schwenkte Fahnen und schrie: ‚Bis zwölf Uhr zerstören wir, nach zwölf schlachten wir sie ab.‘ In dieser Zeitung werden des weiteren Aussagen eines Abgeordneten aus Konstantinopel wiedergegeben, die er vor dem türkischen Parlament am 12. September machte: ‚Ich begab mich auf die Allee, die neben meinem Haus, in der Nähe des Heldentempels Taxim verläuft. Von dort beobachtete ich die jungen Leute. Kurz zuvor mußte ich sechs Tage auf einen Lastwagen warten, um etwas Erde für meinen Garten zu holen, und jetzt zählte ich 21 Lastautos voll verschiedenster Leute vorbeifahren, die neue Fahnen schwenkten. Danach folgten weitere 13 Lastwagen mit gleicher Ladung. In kürzester Zeit breitete sich diese ansteckende Krankheit, diese Mobilisierung, in alle Himmelsrichtungen, gegen die Inseln, gegen die Küstengebiete des Bosphorus und die Gebiete des Perama aus.‘»

«Wollt ihr jetzt hören, was zerstört wurde?» fragte Manthos. «Es wurden, schreibt diese Zeitung, 80 Kirchen, 2000 Häuser, 4400 Geschäfte, Fabriken, Hotels, humanitäre Einrichtungen, Friedhöfe und Schulen vernichtet. Und hier steht etwas über das Glück, eine Frau zu sein: die Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen in Konstantinopel und auf den Inseln Imvros und Tenedos übersteigen die 2000. Und wenn ihr auch etwas für eure Augen haben wollt, könnt ihr auf Fotos in diesen Zeitungen die Katastrophe betrachten.»

Manthos drehte die Zeitungen nach rechts und links, damit die anderen unter dem schwachen Licht der elektrischen Installation etwas erkennen konnten.

«Hier ist die zerstörte Kirche des Haghios Dimitrios der Tataulen, hier die Kirche der Vlachernon, hier der Panagia Soudas Egrinalou, da ist das Heiligtum der Zoodochou Pighis, hier der Tempel der Haghia Triada und des Haghios Nikolaos des Top Kapi.»

Dann zeigte Manthos die Zerstörungen der Gräber der Patriarchen, des Friedhofs Sisli, des Friedhofs auf der Insel Proti, sowie auch Bilder von der Zerstörung der Zappischen Mädchenschule und des Denkmals des Wohltäters G. Sariphis.

Bitterkeit, Trauer und Empörung fühlten die jungen Leute, während Manthos die Bilder der Zerstörung zeigte. Obwohl sie seit Tagen über

diese Barbareien und Katastrophen gelesen hatten, lebten sie jetzt, da sie die Zeitungen mit den Greuelthaten betrachteten, wieder vor ihren Augen auf.

Manthos wandte sich erneut an Alexandros.

«Hast du es gehört und gelesen? Plünderungen, Vergewaltigungen, Brandstiftungen an Kirchen. Zerstörungen von Friedhöfen! Selbst als Toter findet man nicht seine Ruh! Kannst du dir vorstellen, was es heißt, eine halbe Million Menschen werden entwurzelt, die dort seit der Entstehung Konstantinopels lebten? Menschen werden gezwungen, ihre Heimat zu verlassen, die Gebeine ihrer Vorfahren mitnehmend. Dies alles geschieht, alle hören und sehen es in Ost und West und schweigen. Warum schweigen sie? Weil sie meinen, daß dies alles zu ihrem Gunsten ist. Und es wäre auch mehr in deinem Interesse, wenn du dich, statt dich mit den Schwüren Alexanders des Großen, daß in seinem Weltreich die Tugend herrschen wird, zu befassen, begreifen würdest, was in den heutigen Reichen Gültigkeit hat! Es gibt auch heute Weltreiche, nur daß dort die nackten Interessen regieren. Das ist das Gesetz, das die Welt regiert! Alexandros, wach auf!»

Alexandros betrachtete Manthos voller Mitleid und antwortete:

«Ich werde nicht behaupten, daß deine Bemerkungen außerhalb der Wirklichkeit sind. Und wenn die Menschen heute entdeckt haben, daß die Staaten vom Interesse regiert werden, Ruhm und Ehre Alexander dem Großen, der vor zweitausenddreihundert Jahren als erster Gesetze zum Funktionieren seines Reiches machte. Und er bestimmte sogar als oberstes Gesetz die Tugend! Und wenn du willst, gehe ich weiter. Als Verhaltensmaßregel inspiriert mich mehr die Tugend und nicht das Interesse. Und schließlich ist dies unsere geistige Erbschaft! Das haben unsere Vorfahren gelehrt! Und wir sind gegenüber jenen und uns verpflichtet, diese Erbschaft zu pflegen und weiterzureichen.»

«Endlich ist Alexandros ein Realist geworden», lachte Achilleas gutmütig. «Jetzt hast du wirklich den Pulsschlag gefühlt! Ich bitte dich, Freundchen, komm wieder auf die Erde! Über welche Erbschaft sprichst du und in welchem Land wird sie gepflegt? Von welcher Gesellschaftsordnung sprichst du? Wer befaßt sich in diesem Land mit der Pflege der Tugend? Soll ich dir in den Zeitungen zeigen, womit sich die Menschen dieses Landes befassen? Andere Dinge beschäftigen sie. Weißt du, was vorgestern die Hauptthemen waren? Wie teuer die Kleider der Königin sind! Was ihr Schmuck kostet und wie viele an ihren Partys, die das Volk bezahlt, teilgenommen haben. Und was ich anführe, ist das Harmloseste. Und willst du wissen, wie die Bürger dieses Landes, in dem Augenblick, wo andere abgeschlachtet und entwurzelt werden, die Tugend pflegen? Indem sie Kreise ziehen um das Bett eines Sterbenskranken!»

«Was heißt hier sterbenskrank?» mischte sich Charilaos ein. «Eine Leiche ist er. Sie kreisen um die Leiche des tapferen Generals, bis sie sich endlich geeinigt haben. Und wundert euch nicht, wenn ihr eines Tages seht, daß sie ihn einbalsamiert über den Syntagmaplatz tragen und er mit erhobener Hand die Vorübergehenden grüßt!»

«Deine Phantasie, Charilaos, schlägt Purzelbäume», bemerkte Manthos.

«Wieso?» beschwerte sich Charilaos. «Hast du, Manthos, nicht von Realismus gesprochen? Und was ich dir sage, ist realistisch. Alle Leute dieses Landes befassen sich mit einem Sterbenskranken. Nein, sagen sie, er ist nicht sterbenskrank, er lebt und regiert das Land ... Und was wird aus uns, wenn er uns verläßt ... Wir, die Waisen ... Warte, sage ich dir, und sie werden noch eine Ikone anbringen, die er anbetet und die Wunder tut!»

«Sachte, sachte», bemerkte Achilleas, «uns reicht der eine, wir brauchen keine anderen Lazarusse!»

Auf die Kritik seiner Freunde antwortete Alexandros mit einem ironischen Lächeln:

«Wie weise ihr redet, Freunde. Jeden Abend, wenn ich an der Taverne ‚Varelakia‘, gegenüber von meiner Wohnung, vorbeigehe, höre ich das Gleiche. Es ehrt euch, so jung zu sein und schon so weise zu sprechen, wie die Erwachsenen in den Kaffeehäusern, die auf der Gabel reichlich Anchovis und im Bauch genug Retsina haben!»

«Komm zum Kern», beharrte Manthos.

«Natürlich, zum Kern!» wiederholte Alexandros. «Zu deinem Realismus. Wenn es Realismus ist, anzuerkennen, daß die Gesellschaftsordnungen heute vom Interesse bestimmt werden, dann ist es ebenfalls Realismus, wenn du die Hosen runterläßt und deinen Arsch zeigt ... Haben aber unsere Vorfahren uns dies gelehrt? Oder zählt, was wir für eine gerechtere, menschlichere Gesellschaftsordnung tun? Und warum nicht, für eine Gesellschaftsordnung, die von der Tugend bestimmt wird! Ist das vielleicht unser schweres Erbe? Müssen wir etwa nicht entsprechend diesen Idealen dieses Erbe vertiefen und pflegen, daß wir auch ein Steinchen zum Gebäude der Tugend beitragen!»

Die jungen Leute hörten zu und blieben stumm. Alexandros Worte hörten sich schwer an. Schwer und nicht zu verwirklichen. Sie hatten dem aber nichts Besseres entgegenzusetzen.

Alexandros versuchte, das Thema zu wechseln. Er zog die Flasche mit dem roten Wein zu sich heran. Dieser Wein stammte aus Akanthos, seinem Geburtsort, und er hatte ihn Manthos bei Schulbeginn gebracht, als er vom Dorf in die Stadt gekommen war.

«Wißt ihr», sagte er, «daß dieser Wein von unserem Weinberg ist? Und die Weintrauben haben überwiegend zarte Hände junger Mädchen abgeschnitten.»

«Ah sicher», lästerte Manthos, «selbst im Wein machst du ihren Duft aus.»

«Und wißt ihr», fuhr Alexandros fort, «daß Thukydides die Weinberge von Akanthos erwähnt? Er sagt, daß meine Dorfgenossen sich damals, im Peloponnesischen Krieg, von den Athenern losgesagt und die Front gewechselt haben. Sie sind zu den Peoloponnesiern übergegangen, damit ihnen Vrassidas, der König von Sparta, nicht die Weinberge zerstörte.»

«Bravo, bravo, ich bin mit ihnen einverstanden», spottete Dimos, «Ruhm und Ehre den alten Akanthiern!»

Für einen Augenblick blieb Alexandros nachdenklich.

«Ich glaube, wir haben etwas vergessen», sagte er schließlich. «Müssen wir an diesem Abend nicht ein Trankopfer darbringen?»

«Ja, natürlich, natürlich», rief Achilleas. Er überlegte einen Moment. «Aber welchem Daimon sollen wir diesen schönen Wein spenden?»

Alexandros bemerkte: «Ich schlage vor, daß wir diesen schönen Wein aus Akanthos unseren antiken Vorfahren widmen!»

«In Ordnung», sagte Achilleas. «Derjenige, der die Idee hatte, muß sie auch ausführen!»

Zuerst füllten sie die Gläser. Dann ergriffen sie sie und erhoben sich. Sie ließen einige Tropfen von ihrem Wein auf die Erde fallen. Alexandros sagte: «Auf den Geist unserer antiken Vorfahren!»

Sie führten die Gläser an die Lippen. Sie tranken den Wein und gossen die letzten Tropfen wieder auf die Erde. Dann setzten sie sich an den Tisch. Sie kosteten wieder den duftenden Wein. Da sagte Manthos:

«Der Geist unserer Vorfahren! Mal sehen, was aus uns wird! Werden wir ihn pflegen? Oder werden aus uns eines Tages, wie Kazantzakis schreibt, lauter Doktorchen, Anwältchen, Politikaster ...»

Sie diskutierten bis spät in die Nacht.

Gegen Mitternacht ging der Schmaus zu Ende. Sie trugen die Tische und die Stühle ins Haus. Die elektrische Installation ließen sie für das nächste Mal hängen.

Dann verließen sie das Landhaus. Die Busse fuhren seit langem nicht mehr. Aber das störte sie nicht. Sie lenkten ihre Schritte zuerst zum Meer. Dann gingen sie die Küste entlang bis sie den Weißen Turm erreichten. Sie blieben dort einen Augenblick stehen und betrachteten die Lichter der Stadt. Die Stadt breitete sich vor ihren Augen halbrund aus. Die erleuchteten Fenster glichen im dichten Nebel Sternchen, die zitternd aufleuchteten und wieder erloschen.

Und dann ging jeder seinen Weg nach Hause.

V

Die Tage vergingen. Alexandros besuchte, mit der Tasche unterm Arm, wie jeder andere Schüler, das Gymnasium. Immerzu aber quälte ihn ein Gedanke: «Was wird aus meinem Aufsatz? Wie werden sie ihn bewerten? Was würde der Direktor machen? Hat er etwa das Rundschreiben entworfen? Oder haben es andere, höhere Beamten des Ministeriums es geschickt?»

Als an diesem Morgen die Schulglocke läutete und er sich einreihete, fühlte er die Augen des Direktors auf sich gerichtet. Ein schlimmes Omen, dachte er. Etwas später, als Alexandros die Treppe hinaufging, um in seine Klasse zu kommen, ergriff der Direktor seinen Oberarm und sagte kalt:

«Warte auf mich in meinem Büro!»

Festen Schrittes betrat der Junge das Büro. Dort sah ihn Herr Ypsilantis, sein Mathematiklehrer. Er fühlte, daß sein Lehrer stolz auf ihn war, und das verschaffte ihm Genugtuung. Nach der eiskalten Art des Direktors, erfreute ihn die Sympathie des Mathematikers. Er blieb vor dem Schreibtisch des Direktors stehen. Er sah einen Haufen gelber Hefte. Das sind sicher die Aufsätze, dachte er. Auf dem obersten war mit schwarzer Tinte eine 9 geschrieben.

«Meine Katalognummer», flüsterte der Junge. «Das ist mein Heft!»

Der Mathematiker kam heran, klopfte ihm weich auf die Schulter und sagte leise:

«Du verdienst jedes Lob. Der Schuldirektor bewundert dich auch und hat auf der Lehrerkonferenz gesagt, daß zum ersten Mal ein Schüler mit soviel Mut aufgetaucht wäre! Und dann sagte er noch, daß solch ein junger Mensch eine Ehre für unsere Schule sei.»

Diese Worte verliehen Alexandros Mut. Der Schuldirektor lobte ihn ... Demnach könnte alles anders kommen, als er es erwartet hatte ... Der Mathematiklehrer zog eine Runde im Büro, besann sich dann an etwas, näherte sich Alexandros und sagte:

«Da war die Rede von einem Aufsatz. Hast du einen sehr guten geschrieben?»

«Ich weiß nicht», antwortete Alexandros verlegen.

«Das Thema, das euch mit dem letzten Rundschreiben aufgegeben wurde, war sehr reich. Du hast freilich Erfahrung in solchen Dingen und hast wunderbar geschrieben, ist es nicht so? Und wenn die Ministerialbeamten den Bogen überspannt haben, denn, wie ich höre, schicken sie immerzu Aufsatzthemen, so entschuldigt sie die Tatsache, daß es gute Themen sind. Ist es nicht so, Freundchen?»

«So ist es.»

Diese Worte beeinflussten den Schüler positiv. Er wollte lächeln, in der Hoffnung, daß nichts Unerfreuliches geschehen würde. Da er mich lobt, wird er höchstens ein paar Bemerkungen zu machen haben, dachte er. Möglich, daß der Direktor begriff, in welcher Lage er sich im Augenblick, da er den Aufsatz schrieb, befand. Vielleicht fand er sogar, daß der Junge recht hatte und würde Wasser aufs Feuer gießen.

Der Mathematiker ergriff die Gelegenheit, solange der Schuldirektor noch nicht eingetroffen war, sich mit Alexandros zu unterhalten. Das gefiel ihm sogar.

«Diese Aufsätze haben etwas Gutes an sich, sie zeigen, wer entwicklungsfähig ist. Andererseits hat der Lehrer, da es lauter Klausurarbeiten sind, nicht die Möglichkeit, seine Schüler zu formen und zu bilden. Was sollen wir aber tun? Hängt etwa alles von uns ab? Wir führen nur Anweisungen aus, nicht wahr? Was dich jedenfalls anbetrifft, Freundchen, ist es keine schlechte Sache, nicht wahr. Bis jetzt bist du zweimal Wettbewerbserster gewesen und ich hoffe, das wird öfters sein, vielleicht ist es schon ...»

Der Gymnasiumsdirektor kam herein und warf einen Blick um sich. Er sah Alexandros, packte ihn am Arm, zerrte ihn in sein besonderes Büro und begann zu schreien.

«Wir wollten nachsichtig mit dir sein, weil dein bisheriges Betragen einwandfrei war. Es war aber, wie es scheint, Zeit, daß du dein wahres Gesicht zeigst ... So, also! ... Und du hältst uns sogar eine Predigt! ... Verschwinde vor meinen Augen! Du bist ein Revolutionär! Ich habe deinen Aufsatz gelesen, ich habe dich verstanden, sehr gut sogar. Willst du dich widersetzen! Willst du dich gegen die Beschlüsse der Schule stellen? Hau ab, verschwinde! Ich verweise dich für acht Tage von der Schule, geh, habe ich gesagt, raus aus meinem Büro, geh mir aus den Augen!»

Alexandros erreichte die Tür und ging. Und während er, wie vom Blitz getroffen, die Treppen hinunterlief, trafen ihn noch die Schreie des Direktors wie Messerstiche: «Verschwinde, Revolutionär, geh mir aus den Augen!»

Schwer wie Blei, mit einem Herzen voller Bitterkeit und Trauer, ging er nach Hause. Dort fand er einen Brief seines Vaters vor, in dem folgendes stand:

«Mein lieber Junge,
es tut mir leid, Dich mit Sorgen belästigen zu müssen, die eigentlich zu den Erwachsenen passen. Aber, mein Kind, Du mußt alles wissen und bereit sein, selbst mit dem Schicksalhaften fertig zu werden. Du weißt sehr gut, daß alle Lasten auf mir liegen. Bisher konnte ich dich schlecht und recht studieren lassen, während ich meine Gesundheit vernachlässigte

und wie Du weißt, vermied, zum Arzt zu gehen. Aber dieses Jahr ist schwierig. Es gibt keine Arbeit, und ich kann nur Kleinigkeiten verdienen. Zuletzt habe ich mich, um Stoffe kaufen zu können, um 5000 Drachmen verschuldet, von denen ich noch keinen Meter verkauft habe. Dafür stehe ich noch in der Kreide. Du verstehst sehr gut meine Situation. Zum erstenmal in meinem Leben war ich gezwungen, mir von unserem Schwager ein wenig Geld zu borgen, um es Dir schicken zu können. Aber auch seine Arbeiten gehen nicht besser und so kann auch er die Situation nicht retten. Deshalb, mein Junge, werden wir wahrscheinlich gezwungen sein, Dich vorläufig vom Gymnasium zu nehmen! Das ist es, was ich Dir schreiben wollte, und verzweifle nicht, das wäre nicht richtig. Hilf auch Du, soweit Du kannst, die Situation zu retten.

Ich küsse Dich, Dein Vater!

Zuerst fühlte Alexandros, wie das Zimmer dunkler wurde, und machte die Augen auf und zu, um sich zu vergewissern, daß er sehen konnte. Einen Augenblick lang glaubte er, die Erde, auf der er stand, versinke. Er lehnte sich an den Tisch, um sich zu stützen. Dann fühlte er etwas wie Erleichterung, als wäre eine Bombe geplatzt, deren Explosion er erwartete.

«Endlich ist auch das geschehen!» flüsterte er.

Er mußte überlegen. Er hatte endlich begriffen, daß, wenn ihm jemand helfen konnte, er selbst es war. Er schaute sich im Kreis um, betrachtete alle Gegenstände, als könnte von ihnen eine Idee kommen. Er sah die Wände, das Fenster, die Tür, den Spiegel, einen Bilderrahmen, das Bett, den Stuhl. Aber ein Licht ging ihm nicht auf. Und trotzdem glaubte er, daß es eine Lösung gab ... Ich werde sie finden, sagte er sich trotzig. Dann fiel sein Blick auf den Tisch. Darauf lagen verschiedene Dinge. Was nicht in den Koffer oder in den Schrank paßte, das stellte Alexandros auf den Tisch. Er entdeckte dort den Hausschlüssel. Was kann ich damit anfangen, fragte er sich. Ich kann Türen öffnen, ja, ich kann die Tür eines Hauses öffnen und stehlen. Die Idee gefiel ihm nicht und er legte den Schlüssel beiseite. Dann hob er ein Lexikon der englischen Sprache auf. Und was fange ich hiermit an? Ich schreibe englisch, freilich nicht gut. Ich kann mit anderen beim Übersetzen nicht konkurrieren, um Geld zu verdienen. Er legte auch das Buch neben den Schlüssel. Dann betrachtete er die Streichhölzer, das Lineal, das Löschpapier, die Bücher, die Messer. Er besaß auch eine Karte, auf der Wiesen voller Blumen zu sehen waren. Blumen, flüsterte er, was sagt dir das? Blumen ... Blumen kann ich verkaufen ... Aber er fand auch das nicht befriedigend. Getränke könnte ich anfertigen. Das aber war schwierig. Ach, ja, da wäre noch die Kamille. Sicher, ich könnte auf den Wiesen Kamille sammeln und sie verkaufen. Er hatte in der Zeitung gelesen, daß Kamille von großem Wert

ist. Er besann sich, daß außerhalb von seinem Dorf, auf der Großen Wiese, sehr viel Kamille wuchs, die jedes Jahr ungenutzt blieb. Er könnte sie sammeln und verkaufen. Und so würde die Situation gerettet sein.

Er suchte seinen Lehrer auf. Dieser Lehrer sprach zu den Schülern über die Bedeutung der Kamille. Und um darüber hinaus zu zeigen, welchen finanziellen Nutzen diese Pflanze erbringen könnte, erwähnte er einen Freund, der mit Kamille handelte und gutes Geld verdient hatte. Als der Lehrer seinen alten Schüler sah und dieser ihm erklärte, wozu er die Kamille sammeln wollte, war er gerührt. Er beeilte sich, den befreundeten Händler zu suchen und ihn zu bitten, seinem Schüler zu helfen. Der Kaufmann hatte Augen, die Vertrauen einflößten und Alexandros ermutigten. Und er gab ihm auch einige Ratschläge, wie er die Blumen sammeln und trocknen sollte.

Anschließend kam Alexandros nach Haus und er griff zum Bleistift, und voller Trauer und Stolz schrieb er an seinen Vater. Mit vorsichtig gesetzten Worten brachte er seinen Optimismus und zugleich seine Dankbarkeit für die bisherigen Bemühungen und Opfer des Vaters zum Ausdruck. Er schrieb, daß es ihm leid täte, eventuell die Schule verlassen zu müssen, gleichzeitig begriff er, daß die Möglichkeiten sich erschöpft haben und er sehe es als eine große Leistung seines Vaters an, daß er ihn so viele Jahre auf dem Gymnasium hat lernen lassen. So gesehen, habe er von allen Kindern von Akanthos das meiste Glück gehabt. Von den fünfundvierzig Mitschülern seines Dorfes, war er der einzige, der sich hatte weiterbilden können. Er bedankte sich bei seinem Vater für die bisherigen Bemühungen. Es bedurfte großer Mühen und Kämpfe und er fühlte, daß er auf irgendeine Weise die Sehnsucht des Vaters nach Bildung, die unerfüllt geblieben war, verkörperte.

Dann schrieb er, daß er versuchen wolle, einige Unkosten zu tilgen, falls sein Vorhaben gelingen sollte. Und wenn er jetzt nicht weiterlernen könnte, wolle er später, als Werkstätiger, eine Abendschule besuchen und die Ausbildung beenden.

Am Ende schrieb er, daß auch auf dem Gymnasium nicht alles rosig ist, daß auch er auf Schwierigkeiten gestoßen wäre. Die Schule sei ein Teil der Gesellschaft und auch sie übe Unterdrückung auf die Schüler aus. Er habe Schwierigkeiten, diese Unterdrückung zu akzeptieren, da auch in den Lehrbüchern Freiheit und Tugend gelehrt würde. Leider, schrieb er an seinen Vater, habe ich es abgelehnt, einen Aufsatz zu schreiben und die Folge war, daß sie mich für acht Tage aus der Schule verwiesen haben. Er schrieb, daß ihm dies leid täte, aber er könne nicht dem zuwider handeln, was ihm täglich in den guten Büchern des Gymnasiums gelehrt werde.

Als er den Brief an seinen Vater beendet hatte, fühlte er Erleichterung. Eine Last war von ihm gefallen. Dann erinnerte er sich der Kamille, die er in den Osterferien sammeln würde und Freude erfüllte sein Herz.

ZWEITER TEIL

Das Suchen

I

Der Bus durchfuhr Berge und Täler. Von einer bis zur anderen Grenze des Landkreises eine durchweg schöne Gegend, beneidenswert. Weder das Festland noch das Meer, aber auch nicht der Himmel haben mit ihren Schönheiten gespart und haben sie großzügig verteilt. Du kannst hier alles finden, Ebene, Berg, Meer, Sonne, nichts fehlt. Und darüber hinaus Oliven, Weinberge, Getreide, Obst. Und nicht nur das, in ihrem Innern versteckt die Erde Metalle. Beim Anblick dieser Landschaft öffnet sich dein Herz, du bewunderst Schönheit und Reichtum und sagst dir, hier ist das wahre Paradies. Aber während der Busfahrt siehst du auch einsturzbereite Häuser, und du wunderst dich, wie ein solches Elend möglich ist. Und wieso lassen die Menschen den Reichtum ungenutzt über und unter der Erde liegen, anstatt zur Hacke zu greifen und ihn zu nutzen. Und du kommst nicht umhin zuzugeben, daß du dich im Land der Blinden befindest.

Viele Dörfer, durch die er fuhr, bewunderte Alexandros. Er wartete freilich auf den Anblick von Akanthos, das nahe am Meer, inmitten der gleichnamigen, halbkreisförmigen Bucht lag. Die weißen Häuschen mit den roten Ziegeldächern, die wie kleine Evzonen in Reih und Glied standen, warteten auf ihn. Dieses neue Dorf hier glich nicht dem anderen, das im Berg versteckt lag, als würde man es verfolgen. Stolz breitete es sich von den Füßen des Hügels von Akanthos bis hinunter zum großen ausgetrockneten Graben aus. Und ohne Furcht sonnte es sich unter der strahlenden Sonne, erfrischte sich am salzigen Meereswasser und ließ sich von der Meerbrise der Ägäis erfrischen.

Er bewunderte sein Dorf, umkreiste es mit den Augen, sog mit der Nase seinen Duft ein, hörte seine Geräusche und seine Seele labte sich. Er hielt seinen Kopf aus dem Busfenster, sah und fühlte. Und überlegte: Diese Welt hier vereinigt sich mit der, die du in deinem Herzen trägst, und beide sind sie gleich schön. Sieh, manchmal wird das Leben wunderbar wie ein Traum. Aber diese Gegend hier ist von selbst ein endloser Traum. Hier wird sich der neue Abschnitt deines Lebens vollenden, in dieser Luft, an diesem Meer unter seinem Himmel. Fern sind die Schulbänke und die Lehrer, die dich von der Schule verwiesen haben. Diese Menschen hier fragen nicht wie und warum, wer du bist, der du in der Schule den Kopf erhebst. Sie verscheuchen dich auch nicht aus ihrer Nähe. Sie sagen nur, iß dein eigenes Brot, schade nicht deinem

Nachbarn, und darüber hinaus bist du dein eigener Herr, du kannst denken und handeln wie du willst ... Und doch sind all diese armen Menschen bis zum Hals mit Verpflichtungen belastet, arbeiten von einer Nacht bis zur nächsten, essen, trinken, schlafen und wachen wieder auf, um von neuem zu beginnen.

Bei seiner schnellen Fahrt kam der Bus an einem Pferdewagen vorbei. Das Pferd hob seitlich den Kopf, sah den Bus, wie oft mag es so was gesehen haben, und dann setzte es gradeaus seinen Weg fort. Das Gleiche tat auch der Kutscher, hob den Kopf, sah und senkte ihn wieder. Das ist es, sagte sich Alexandros, Mensch und Tier folgen in dieser Gegend dem gleichen Rhythmus, sind den ganzen Tag zusammen, was der eine sieht, sieht auch der andere.

Der Bus erreichte Akanthos, hupte zweimal, daß ihn alle hören, fuhr rasch durch die Vororte und erreichte den Marktplatz. Mit dem Bremsen kam Alexandros zu sich, seine Gedanken hörten auf zu kreisen, er schaute sich um. Viele Menschen hatten sich bereits versammelt. Ein Haufen Neugieriger umkreiste den Bus, und unter ihnen waren welche, die auf ihre Verwandten warteten. Auf ihn wartete niemand. Sein Vater war weit weg auf dem Heiligen Berg, arbeitete dort wie auch Ghakis, sein großer Bruder. Sein zweiter Bruder, der Lambros, war viel weiter weg, in Brasilien. Seine große Schwester, die Marika, stand kurz vor der Hochzeit und lebte bei ihren Schwiegereltern, während die kleine, die Niki, sich schämte, allein an der Bushaltestelle auf ihren Bruder zu warten. Womöglich würde er sie mitten unter den Leuten küssen! Nur sein Schwager war am Bus und hieß ihn willkommen. Er teilte ihm mit, daß es allen gut ginge. Dann nahm Alexandros seinen Koffer, ging quer über den großen Platz des Dorfes, bog rechts ab und lenkte die Schritte auf sein Haus zu.

Die Tage, an denen die in der Fremde Lebenden zurückkehren, gehören den alten Frauen. Sie kommen zuerst heraus, um sie zu bewundern. Sie umarmen sie weinend und küssen sie auf den Hals. Wenn die jungen Leute in die Fremde gehen, bitten die alten Frauen Gott, ihnen das Glück zuteil werden zu lassen, sie bei der Rückkehr zu empfangen. So ist es, alle müssen ihre Freude haben. Die jungen Leute amüsieren sich in den Kaffeehäusern, am Meer, im Grünen. Den Alten aber steht solches Vergnügen nicht zu. Deshalb sind sie an den Tagen, da die anderen aus der Fremde heimkehren, auf Beobachtungsposten: Welche wird sie zuerst sehen, welche wird er zuerst umarmen.

Alexandros kennt das. Eine alte Frau wird den Anfang machen, und dann werden alle anderen in den Chor einstimmen: «Mein Gott, wie groß du geworden bist ... Du hast alle überholt ... Nach und nach wirst du den Athosberg erreichen. Ein richtiger Mann bist du geworden ... herzlich willkommen, herzlich willkommen ...»

Stolz geht er auf sein Haus zu. Paarweise nimmt er die Stufen. Er öffnet die Tür, klopft nicht an. Der Bus war eher als sonst eingetroffen, und er wollte die Seinen überraschen. Er wollte plötzlich vor seiner Mutter auftauchen, als wäre er vom Himmel gefallen. Und er hatte noch eine Idee: Er würde sie mit einem Satz begrüßen, den sein Bruder, der in Brasilien weilte, benutzte. Er bewegte sich auf die Treppe zu. Stille. Er öffnete die Küchentür. Am Kamin stocherte die Mutter im brennenden Holz und die Flamme berührte den Dreifuß und den tiefen Topf.

«He, Heimat!» rief er.

«Mein Lambros!» Die Mutter sprang auf.

Sie versuchte zu gehen und vermochte es nicht. Sie stützte sich auf einen Stuhl.

«Ach, wie habe ich mich erschrocken! Ich dachte, Lambros wäre es, ich war überrascht ... Du hast genau die gleiche Stimme wie Lambros ...»

Alexandros kam näher. Die Mutter umarmte ihn.

«Ach, mein Alexandros ... Ich reiche nicht hoch zu dir. Ein ganzer Mann bist du geworden.»

Sie blieben neben dem Kamin stehen. Alexandros bemerkte eine Schachtel mit Fotos und Briefen des Bruders in der Fremde. Fünf Jahre waren vergangen und sie konnte sich nicht daran gewöhnen. Immer wieder las sie seine Briefe und betrachtete die Fotos.

«Lambros?» fragte er mit Trauer in der Stimme.

«Ja, ach ... Er hat mich nun vergessen. Einen schwarzen Stein hat er hinter sich geworfen!»

Es schmerzte den Jungen, die grauer gewordenen Haare und das zerfurchte Gesicht der Mutter zu sehen. Er versuchte das Thema zu wechseln.

«Und ich habe die gleiche Stimme wie Lambros, nicht wahr, Mutter?»

«Aber wirklich, die gleiche, unverwechselbar. Ihr seid euch in allem gleich, nur im Kopf nicht ... Sonst in allem. Auch er hat auf der Straße mit dem Fuß nach Steinen gestoßen und dabei fiel ihm das Haar in die Stirn. In allem, in allem gleicht ihr euch, auch in der Stimme. Einmal ging er fort und blieb ganze drei Monate weg. Er war von Geburt aus ein Partisan. Und als er zurückkam, war ich im Garten und goß die Pflanzen. Und da sehe ich plötzlich Lambros vor mir. ‚Hej, Heimat‘, ruft er und mein Herzchen begann zu rasen. Meine Knie zitterten wie Espenlaub und mir brummte der Kopf. Und seitdem ist mir dieses Schmerzgefühl geblieben, und wenn ich an ihn, meinen Partisanen, denke, packt mich ein Zittern. Der Arzt sagt, ich solle nicht an ihn denken, aber ich kann es nicht. Ach, eine Mutter vergißt nicht. Nur, ihr Jungen holt euch Frauen und ade, ihr vergeßt die Mütter. Ach, was meinst du, wird er sich wieder an mich erinnern?»

«Ob er sich wieder an dich erinnern wird, fragst du. Aber natürlich wird er an dich denken. Er hat jetzt gerade geheiratet, ist verliebt ... Heißt es nicht, wer verliebt ist, wird blind?»

«Ja, mein Kind, aber darf er die Mutter vergessen! Seit zwei Jahren hat er keinen Brief geschickt. Voriges Jahr zu Weihnachten hat er mir hundert Dollar überwiesen. Was soll ich mit den Dollars? Ich will, daß er mir schreibt. Und wenn er geheiratet hat, recht hat er getan. Ich habe nichts mehr dagegen. Nur am Anfang habe ich ihm geschrieben, daß er noch zu jung zum Heiraten sei und er solle damit ein wenig warten. Ich verstehe was davon, habe ich doch mit siebzehn geheiratet. Aber ist das ein Grund, der Mutter nicht mehr zu schreiben, weil sie ihm einen Rat geben wollte?»

«Nein, Mutter, recht hast du getan, ihm dies zu schreiben. Schon bald wird er begreifen, daß zwischen der Liebe einer Frau und der Mutterliebe ein großer Unterschied ist.»

Die Mutter nickte.

«Das sagt auch der Priester. Es ist das Blut, sagt er, das ihn nicht vergessen läßt. Hat ihn etwa ein Baumstumpf zur Welt gebracht? Hat er keine Mutter, keinen Vater, keine Schwestern? Es wird dauern, sagt der Priester, aber er wird sich wieder besinnen!»

«So ist es, Mutter!»

Aber sie beklagte sich wieder:

«Was soll's, wenn er sich irgendwann besinnt ... Wenn ich erst tot bin, was habe ich davon? Ach, er hat mich jetzt vergessen ...»

Um die schwere Trauer zu vertreiben, die im Raume herrschte, fragte Alexandros:

«Wann wird denn Ghakis kommen?»

«Morgen ist er fertig mit seiner Arbeit und er wird sich sofort auf den Weg machen.»

Er ging durch das Haus, betrachtete die Zimmer und war traurig. Früher summtte dieses Haus an den Feiertagen wie ein Bienenstock. Fünf Kinder rannten und balgten sich den ganzen Tag. Die Eltern riefen sie zur Ordnung und waren dabei stolz auf sie. Im ganzen Viertel widerhallten das Weinen und das Lachen. Und jetzt? Vorbei sind jene Jahre! Die Jungen und Mädchen hatten sich in alle Himmelsrichtungen verstreut und geblieben war nur die Erinnerung. Er war traurig, die Zimmer kalt und eisig zu sehen, und er suchte nach einem Anlaß, um wieder zu gehen.

Da besann er sich, daß er eine Verpflichtung hatte ... Er ging über die Straße auf ein ärmliches Haus zu. Er sprang über den niedrigen Zaun und betrat den Hof. Die alte Krystallo beobachtete ihn vom gegenüberliegenden Fenster. Sie öffnete es und rief:

«Bravo ... Bravo ... ein richtiger Kerl bist du geworden!»

Er rannte die halbverfaulten Treppenstufen des Hauses hinauf. Er klopfte an die Tür mit den großen Spalten im Holz, die seit langem keine Farbe mehr gesehen hatte, und rief:

«Großmutter, Katerini.»

Er ist voller Freude. Das Schicksal hat ihm eine eigene Großmutter nicht vergönnt. Seine Großeltern sind gestorben, bevor er überhaupt geboren worden war.

«Großmutter!» rief er wieder.

Er lauschte. Seine Ohren erreichte ein tiefes Stöhnen, das begleitet wurde von einem Fluch: «Gott möge es ihm heimzahlen!» Was ist los? Er war überrascht ... Er hatte in seinem Wohnviertel auch eine Großmutter, die ihn liebte, stolz auf ihn war und ihn küßte, sobald er heimkehrte. Und so spürte auch er die Liebkosung einer alten Hand, die ihm das Schicksal vorenthalten hatte. Jetzt verdarb ihm das Gehörte die Laune.

Er klopfte erneut. Es kam keine Antwort. Nur der gleiche Fluch: «Gott soll es ihm heimzahlen!» Der Fluch einer Hundertjährigen kam ihm schrecklich vor, als käme er von Gottes Lippen, ganz Feuer. Er spürte, daß er auch einen Teil der Schuld trug. Am liebsten wäre er umgekehrt und hätte auf den Kuß der Großmutter verzichtet. Er hatte keine Lust, sich Flüche anzuhören. Aber die Tür ging auf und an der Schwelle stand Kyra-Katerini. Sie war vom Alter gebeugt. Aber als sie ihn sah, richtete sie sich auf, umarmte ihn.

«Oh, da ist unser Prachtkerl!»

Die alte Frau breitete ihre Arme aus, um ihn an sich zu drücken.

«Er ist da, gekommen ist er, unser Ungezogener hat uns nicht vergessen! Und was hast du uns Schönes vom fernen Land mitgebracht? Geht es meiner Schwester gut?»

«Sehr gut.»

Sie zog ihn am Ärmel über die Schwelle.

«Komm, der Großvater will dich auch sehen.»

Sie erblickte ein Päckchen in den Händen des jungen Mannes. Sie freute sich.

«Ah, was wird das wohl wieder sein ... Ich habe verstanden ... Du hast mich nicht vergessen? Bravo, bravo und ich dachte, du würdest, wenn du einmal groß bist, deine Versprechen vergessen. Du aber, bravo, bravo, denkst an alles! Ich schnitt damals unten am Graben Schilfrohr, um meinen Garten einzuzäunen und du hast sie dir heimlich geholt und hast Drachen gebaut. Ach, wie meine Hände beim Schneiden bluteten ... Und du sagtest damals: «Wenn ich groß werde und du wirst eine Großmutter sein, werde ich dir Geschenke bringen. Nur, gib mir jetzt ein Schilfrohr. Und siehe da, jetzt bringst du mir deine Geschenke. Bravo ...»

Sie gingen ins Zimmer. Der alte Mann saß auf dem Holzschemel und zeichnete mit der Kohlenzange Figuren in die Asche des Kamins. Er hob

seine schweren Augenlider und betrachtete Alexandros. Als er ihm die Hand geküßt hatte, wurde er weicher, der Stein verschwand aus seiner Brust und die Flüche und die Verwünschungen ertranken im Glas der Freude. Wirklich, wie nichtig wird die Bitterkeit, sobald neben ihr die Freude auftaucht. Der Alte bekam gute Laune, erinnerte sich an Vergangenes. Ach, wie glücklich waren jene Jahre! Er heftete seine Augen auf die Flammen im Kamin, verlor sich in Gedanken, und da ihn der junge Mann nicht unterbrach, sprach er immerzu:

«Also, mein Sohn, von klein auf habe ich bis zu meinem fünfundachtzigsten Lebensjahr gearbeitet. Ich habe die Aussteuer zusammengebracht, habe Söhne und Töchter verheiratet. Ach, auch wenn ich mich abmühte, das waren Jahre! Damals waren die Menschen glücklich. Damals hättest du mich sehen sollen ... In jenen Wintern fielen zwei Meter Schnee. Wir bauten einen Schneemann, schlachteten Ziegenböcke. Tanzten, ach, das waren Jahre! Damals waren die Leute anders, sie waren nicht hinterhältig. Jetzt haben sie sich geändert. Ihr, mein Lieber, geht ins Kino, und was habt ihr davon? Kyr-Nikos, der Dickwanst, knöpft euch das Geld ab. Ihr seht auch, daß die auf der Leinwand große Limousinen fahren, gut angezogen sind, gut essen und sich danach küssen. Sie tun ihre Arbeit und stecken das Geld ein, ihr lacht nur albern und bleibt mit leeren Bäuchen zurück. Mein Guter, ich weiß auch was von der Welt, habe ich doch einen weißen Kopf. Das sind keine echten Dinge. Sie rennen alle ins Kino und sehen sich an, was ihnen vorgesetzt wird. Sie sehen andere Leute sich gegenseitig mit Waffen umbringen. Und dann kaufen auch die Knirpse Pistolen aus Plaste und kämpfen. Diese Bilder taugen nicht für uns. Ihr müßt euch wie wir in jenen Jahren amüsieren. Ach, könntest du das sehen ... Wir, die Älteren, gingen hinter das alte Dorf, dort wo der Quendel wächst, und dann ging es los. Schöne Spiele, nicht mit den blöden Pistolen. Wir rannten, sprangen, warfen mit dem Stein, schlossen uns nicht in die Häuser ein, wo es nach Zigaretten stinkt. Wir hatten auch einen reichen Hirten und er rief einmal im Jahr die jungen Leute zusammen, briet Lämmer und führte Wettkämpfe durch. Der Sieger bekam einen Lorbeerkranz. Und dann saßen wir da, beisammen, die Beine kreuzweise übereinander geschlagen und aßen den Braten. Ach, Alexandros, was ist das für eine Zeit heute ... Die Leute gehen nicht in die Berge. Vor Sonnenaufgang auf dem Berg sein und der Wind schlägt dir gegen die Brust, und du spürst, wie stark und wie glücklich du bist. Das waren Jahre! Und jetzt? Betrachte mich und begreife. Wer hätte es erwartet, daß man mich eines Tages, der ich doch wie ein wildes Tier war, mit dem Stock einschüchtert. Und wo sein Recht finden ... Wenn man dich damals benachteiligte, gingst du zum Ratsältesten und bekamst dein Recht ... Und heute? Ich habe, weil meine Frau gestorben war, im hohen Alter diese Alte da geheiratet. Ich wollte,

daß uns meine Kinder beerben, sie die ihren, wir konnten uns nicht einigen und zankten uns ständig. Am Ende sind wir wie zwei Kuckucks allein zurückgeblieben. Und eines Tages gaben mir die, die es sich in meinem Haus breitgemacht haben, zu trinken. Ich liebe den verdammten Wein. Und sie ließen mich ein Papier unterschreiben. In meinem Suff unterschrieb ich, daß ich das Haus an sie verkauft habe, daß ich fünftausend Drachmen bekommen habe und sie die Erben seien. Als ich wieder nüchtern war, fragte ich sie: Was wird aus dem Haus? Aus war's ... Sie hatten das Papier, auf dem stand, daß das Haus ihnen gehörte. Nein, schrie ich, wieso gehört das Haus euch? Habt ihr einen Stein herbeigeschleppt? Haben beim Bau dieses Hauses eure Hände geblutet? Ach, höre Alexandros, heute entscheiden alles die Papiere. Wir hier, die Bauern, verstehen nichts davon. Bitte schön, sie haben mich betrunken gemacht, ich unterschrieb und sie haben mir das Haus gestohlen. Was verstehe ich von Papieren? Das ist wie bei den Wahlen, der Parteibonze kommt, gibt ein Glas Wein aus und sagt mir, wähle den da. Ob den einen oder den anderen, was verstehe ich schon davon. Ich, Alexandros, liebe die Papiere nicht. Jetzt, da sie mir mein Haus weggenommen haben, weiß ich, was ich bei den nächsten Wahlen zu tun habe. Auch wenn mir der Wein schmeckt, ich werde vom Parteiboß kein Glas annehmen. Was ich tun werde? Ich werde ein Stück Papier nehmen, darauf einen Wolf malen und von jemanden drunter schreiben lassen: ‚Daß euch der Wolf auffrißt!‘ Und das werde ich in die Wahlurne als Wahlzettel stecken. Da sie mir mit ihren Scheißpapieren das Haus gestohlen haben, werden sie es von Gott heimgezahlt bekommen. Es dauert bei ihm lange, aber er vergißt nicht! Meine Augen werden es vielleicht nicht mehr sehen, du aber wirst sehen, wie sie von ihren Kindern auf die Straße geworfen werden. So wie sie es mit mir gemacht haben.»

Schweigen machte sich im Raum breit. Und Alexandros, der sich alles aufmerksam angehört hatte, wurde das Herz schwer. Voller Sympathie blickte er auf den alten Mann, der mit der Kohlenzange im Kamin stocherte. Er bedankte sich bei ihm für die gründliche Erzählung. Er sagte ihm, daß die Menschen in der Stadt die Berge lieben und Wanderungen dorthin unternehmen und daß auch er oft mit seinen Freunden auf den Chortiatis und den Olymp steigt. Dann berichtete er der alten Katerini, wie gut es ihrer Schwester in Thessaloniki ginge, die er vor wenigen Tagen erst besucht hatte. Die Bitterkeit im Herzen der Alten legte sich. Ihr Blick wurde ruhiger. Danach verabschiedete sich der junge Mann und ging nach Hause.

Gott ließ den nächsten Tag heraufziehen. Die Dunkelheit hob sich allmählich ab, es dämmerte, die Sterne gingen unter und die Sonne

schickte sich an, von Athos Seite her, aus dem Meer aufzutauchen. Alexandros wartete nicht, daß man ihn weckte. Mit Sonnenaufgang war er auf den Beinen und trug das Werkzeug für seine Arbeit zusammen. Er würde sofort beginnen! Er hatte keine Zeit zu verlieren. Er packte den Rechen, hielt ihn fest in der Hand.

«Wirst du mir gehorchen?» fragte er den Rechen und machte im Garten einen Versuch. So würde er die Blumen zusammenharken, die er dort drüben auf der Großen Wiese schneiden würde. Dort drüben wuchs viel Kamille, keiner sammelte sie und nur Karfreitag schnitten die Mädchen Wiesenblumen, um den Epitaph zu schmücken. Die Kamille blieb unberührt und verschönte die Gegend. Die Menschen betrachteten sie und hatten daran ihre Freude, die Vögel betrachteten sie von oben her, gerieten in Begeisterung und zwitscherten. Diese Blumen würde er schneiden und sammeln.

Er betrachtete sein Werkzeug, es war schwer. Allein würde er die ganze Arbeit nicht tun können. Wen sollte er mitnehmen? Er überlegte lange, schließlich hatte er's. Er würde den Nikolas nehmen, den verrückten Nikolas. Seit vielen Jahren lebte der in einem alten Haus in der Nachbarschaft. Irgendwann war er mit einem Kaiki aus Limnos gekommen. Das Schiff sank beim Einlaufen und ließ zur Erinnerung den verrückten Nikolas zurück. Man sagt, er sei ein Kerl von einem Mann gewesen und hätte sich in eine Lehrerin verliebt. Sein Vater aber stimmte dieser Hochzeit nicht zu und er habe die Paraskevoula nicht heiraten können. Da wurde der Sohn wütend, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß er entzwei ging und sagte: «Ich werde sie nehmen, auch wenn ihr vor Wut platzt!» Da trübte sich der Geist des Vaters, und unüberlegt wie er war, schlug er dem schlafenden Sohn mit einem Holzknüppel übern Schädel. So verlor Nikolas den Verstand.

Die Nachbarn liebten Nikolas. Er war freilich verrückt, tat aber keinem etwas zuleide. Und wer wiederum eine schwere Arbeit hatte, rief den Nikolas. In der ganzen Nachbarschaft schnitt er das Holz und als Gegenleistung brachten ihm die Hausfrauen im Wechsel mittags und abends zu essen. Und so schlug er hier Wurzeln und blieb für immer. Nikolas hatte auch eine Katze und er nannte sie Paraskevoula. Er gab ihr die Fische, die er angelte, und, ausgestreckt auf dem Strohsack, betrachtete er sie stolz.

Als Alexandros sich anschickte, Nikolas zu rufen, erschien die Mutter mit einem Pullover in den Händen.

«Zieh das an», sagte sie, «es ist kalt.»

«Wer hat so was gehört, um diese Jahreszeit Pullover tragen!» sagte er und weigerte sich, das Kleidungsstück anzunehmen.

«Aber, mein Junge, heute ist es kalt.»

«Unmöglich!»

Die Mutter bestand nicht mehr drauf.

Alexandros ging zur Hütte des Verrückten. Er ging durch den kleinen Garten, öffnete die Tür ohne anzuklopfen, als wäre er hier zuhause. Er sah Nikolas, der seine Katze Paraskevoula streichelte, Haar und Vollbart aschgrau, auf der Strohmratze liegend, zugedeckt mit einem schwarzen Hirtenmantel aus Ziegenhaar. Als die Katze Alexandros sah, sprang sie aus den Händen des Verrückten und blieb in einer Ecke, nahe an der Barackentür, stehen. Nikolas hob den Blick und sah ihn gleichgültig an.

«Wie geht es dir, Nikolas?»

«Gut ... gut ... gut», und er fuhr fort, die Katze zu betrachten.

«Hej. Nikolas, erkennst du mich?»

«Wieso nicht?» sagte er und blickte wieder zur Katze.

«Wer bin ich denn?»

Der Verrückte lächelte.

«Du bist der Alexandros ... Ghakis ... Lambros ... Wieso, ich kenne dich.»

«Gut, Nikolas.»

Er holte aus der Tasche ein Päckchen Zigaretten und bot eine dem Verrückten an.

«Willst du eine Zigarette, Nikolas? Hier, nimm die ganze Schachtel.»

«Gut ... gut ... gut ...»

«Jetzt, Nikolas, werden wir auch eine Arbeit tun. Wir werden zur Großen Wiese gehen. Kommst du mit, Nikolas?»

«Ich komme ... ich komme ... warum ich nicht kommen?»

Rasch ging er mit Nikolas nach Hause, lud ihm einiges Werkzeug auf, den Rest nahm er. Zuerst bogen sie rechts ab, erreichten das Ende der Straße. Auf dem Hof des Eckhauses kehrte die alte Thomai, die berühmte Kommandeurin des Bürgerkrieges, bereits früh am Morgen die Steinplatten.

«Wohin des Weges?» wunderte sich die Alte, als sie Alexandros und Nikolas, mit dem Werkzeug beladen, daherkommen sah.

«Zur Großen Wiese, wir wollen Kamille mähen.» Alexandros blieb einen Moment stehen und sah sie nachdenklich an. «Das Studium kostet Geld!»

Die Augen der alten Frau erstrahlten.

«Sieh einer an, dem Land sind nicht alle Köpfe abhanden gegangen», sagte sie. «Du handelst richtig», ermutigte sie ihn. «Du mußt gut sein in der Arbeit und im Studium!»

«Ich danke, ich danke sehr!» Alexandros sah sie voller Hochachtung an.

Dann gingen sie bergab, zum Meer, um die Hauptstraße zu erreichen und auf die Große Wiese zu kommen. Auf dem Marktplatz sah er die

beiden Kaffeehäuser des Dorfes. Das eine hatte die Tabelle «Kaphenion Aristoteles», das gegenüber die Tabelle «Kaphenion Akanthos».

Er lachte. Aristoteles als Tabelle eines Kaffeehauses! In diesem Augenblick ging über dem Meer die Sonne auf und brachte mit ihren Strahlen dort drüben in Stajira, gegenüber von Akanthos, die Statue des Aristoteles zum Leuchten. Alexandros überlegte: Aristoteles, dein Körper ist drüben in Stajira und dein Name hier, an einem Dorfkaffeehaus. Wo aber mag dein Geist sein?

II

Alexandros und Nikolas waren die ersten, die auf Arbeit gingen. Er versuchte, mit Nikolas ins Gespräch zu kommen.

«Nikolas, wir gehen als erste auf Arbeit.»

«Gut ... gut ...» antwortete dieser.

Wahrlich, ich habe es mit einem Verrückten zu tun. Ich kann mich mit ihm nicht einmal unterhalten. Da bemerkte er, daß Nikolas eine Jacke trug.

«Nikolas, hast du eine Jacke angezogen ... Um die Jahreszeit?»

«Ich friere.»

Der junge Mann brach in Gelächter aus.

«Bravo, Nikolas, du bist weiser als die Weisen!»

Und während sie sich, ohne eine Unterhaltung führen zu können, auf die Große Wiese zubewegten, begann er nachzudenken. Eine alte Geschichte über das Kaffeehaus «Aristoteles» kam ihm in den Sinn. Gehört hatte er sie als kleines Kind von seinem Vater. Damals war dieses Kaffeehaus das einzige im Dorf, das ein Radio besaß. Gerade war der Krieg zu Ende gegangen. Der Erzbischof Damaskinos, ein kluger Kopf, sollte eine wichtige Rede halten, und die Politiker ließen ihn nicht reden und verlangten die inhaltliche Änderung seiner Rede. Da geriet er in Zorn und mutig und empört schrie er ihnen ins Gesicht:

«Erpressen läßt sich der Geist von Damaskinos nicht!»

Und alle Einwohner des Dorfes liefen an diesem Tag ins Kaffeehaus «Aristoteles», um zu hören, was der große Erzbischof zu sagen hatte. Und wirklich alle hatten sich im Kaffeehaus versammelt. Und der Erzbischof sagte, wie es ihm wiederholt der Vater bestätigte, daß nun, da der Krieg vorüber sei, für alle Völker eine neue Epoche des Friedens und der Gerechtigkeit beginnen müsse. Und die Völker, die im Krieg ihre Tugend gezeigt und sich für die Freiheit und die Gerechtigkeit geopfert haben, müssen jetzt im Frieden auch ihre Tugend zeigen und eine neue Welt ohne Unterdrücker, ohne Mangel und Unwissen aufbauen. Aber, sagte der Erzbischof, es besteht große Gefahr, daß die Erwartungen der Völker

nicht erfüllt werden, daß eine Epoche beginnt, in der das Recht des Starken herrscht und die Kämpfe, die Opfer und das vergossene Blut der Völker umsonst waren. Und abschließend sprach der Erzbischof von der Gerechtigkeit Gottes und rief aus:

«Oh, vielgequälte Tugend!»

«Tugend!» flüsterte Alexandros, den Blick hinauf zum Hügel von Akanthos hebend. «Was für ein Zauberwort!»

Sich der Großen Wiese nähernd, erblickte Alexandros auf der oberen Seite der Straße, zum Hügel hin, wo früher die Wache von Eleoussa war, in einem Getreidefeld einen kleinen Birnbaum. Ihm fiel ein, daß dieser harmlose Baum während des Bürgerkriegs, als Alexandros klein war, ihnen Angst und Schrecken einjagte.

Damals drehten sich die Kinderspiele fast immer um eins, den Krieg. Mit dem Erwachen gaben die Mütter den Kindern eine Scheibe Brot mit Öl und Salz drauf. Und sie rannten zur Wache der Eleoussa, um Patronenhülsen zu sammeln, die von der nächtlichen Schlacht dalagen. Beim Suchen in den Schützengräben mußten sie aufpassen, um nicht auf das noch feuchte Blut der Kämpfer zu treten, die die Nacht zuvor verwundet oder getötet worden waren, und sich die Sachen zu beschmutzen.

Der Wachposten von Eleoussa war ständig Angriffsziel der Partisanen, denn hätten sie ihn eingenommen, wäre auch das Dorf in ihre Hände gefallen. Aber auf Grund der Höhe, der Schützengräben und der Maschinengewehre, die dort installiert waren, fiel Eleoussa, trotz der ständigen Angriffe, nicht.

Eines Abends, es war einer der gewöhnlichen Angriffe, war ein Partisan an die Schützengräben von Eleoussa gekommen und überwand auch das Minenfeld vor der Wache, das sie schützen sollte. Er warf eine Handgranate und zerstörte eine Batterie. Die Verteidiger des Wachpostens aber machten ihn aus und verwundeten ihn an der Brust. Der Partisan kroch bis zum Birnbaum vor, lehnte sich an den Baumstamm und schrie in die Nacht: «Ich verlange mein Blut zurück ... Mein Blut will ich haben ...» Dann hauchte er sein Leben aus. Und seitdem erzählten die älteren Kinder des Dorfes den jüngeren, daß der Partisan ein Gespenst geworden sei, und jeden Abend höre man seine Stimme vom Birnbaum her verlangen: «Mein Blut will ich haben.» Die älteren Kinder gingen, um ihren Mut zu zeigen, abends sehr nahe an den Birnbaum heran und behaupteten, sie hätten die Stimme gehört. Alexandros und die Kleineren aber wechselten die Straßenseite, sobald sie den Birnbaum erblickten.

Dann fielen ihm die Steinschlachten ein. Alle Wohnviertel des Ortes waren in Gruppen unterteilt, die sich mit Steinen bekämpften. Ziel war das Eindringen einer Gruppe in das Territorium der anderen und das

Zurückdrängen der Feinde bis zum äußersten Rand. Alle Kinder hatten damals zwei und drei Narben von Steintreffern am Kopf, die ‚Bareta‘, wie sie sie nannten. Jedesmal, wenn sie von neuem am Kopf verwundet wurden, tat ihnen die Mutter roten Pfeffer in die Wunde und verband sie mit einem Stück von ihrem alten Tuch. Und alle Kinder liefen mit einem Tuch herum, das um Kopf und Kinn geschlungen und in der Höhe des rechten oder linken Ohres zusammengeknotet war.

Während Alexandros mit Nikolas seinen Weg fortsetzte, warf er noch einmal einen Blick auf den Birnbaum.

«Mein Gott, was hat dieses Land durchgemacht!» flüsterte er.

Sie waren über eine Stunde gelaufen und jetzt standen sie auf der Großen Wiese. Er sah ringsum die blühende Gegend. Ein wahres Wunder! Alles duftete. Eine Augenweide! Kamille, Mohn, Wiesenblumen, alles was das Herz begehrte. Die eine Farbe ergänzte die andere und verschönte die Wiese. Wie soll ich diese Blumen abschneiden, fragte er sich ... Schade um soviel Schönheit! Es tat ihm leid, er konnte nicht den Anfang machen. Er reichte Nikolas die Sichel.

«Nikolas, fängst du an?»

Der Verrückte antwortete nicht. Er sah ihn über eine Handvoll Blumen knien, die um eine rundliche Quelle mit klarem Wasser wuchsen. Nikolas kniete sich auf den Blument Teppich nieder und berührte mit seinen Lippen die Quelle. Und als er aus ganzem Herzen getrunken hatte, brach er eine Blume ab, führte sie zu seinem grauen Bart, von dem noch Wasser tropfte.

«Sieh ... sieh ... sieh ...»

«Was ist, Nikolas?»

«Sieh ... sieh ... sieh ...»

Er hielt eine wunderschöne Margerite in der Hand. Alexandros nahm sie ihm ab, zeigte durch große Gesten seine Bewunderung und schaffte es, daß sich der Verrückte wie ein kleines Kind freute. Dann steckte er sie ihm hinter's Ohr. Aber Nikolas nahm die Blume und steckte sie hinter Alexandros' Ohr. Dieser freute sich.

«Ich danke dir, Nikolas, ich danke dir sehr.»

«Gut ... gut ... gut ...», antwortete dieser.

Der junge Mann nahm die Sichel in die Hand. Einen Augenblick lang betrachtete er seine Handflächen. Jetzt würden sie von der Arbeit Hornhaut bekommen. Das begeisterte ihn, verlieh ihm eine besondere Freude. Nicht nur Diskussionen. Die waren freilich auch gut, aber sie reichten nicht, sie allein vermochten seine Seele nicht auszufüllen. Er wollte sich fest mit dem Dorfmenschen verbinden, Seele mit Seele. War er etwa nicht in diesem Dorf geboren? Hat er nicht hier seine Kinderjahre verbracht? Jetzt werden sich seine Hände mit Hornhaut bedecken, sein

Gesicht wird die Sonne verbrennen, er wird die gleichen Arbeitssachen tragen wie sie.

Die Lust auf Arbeit und die Zufriedenheit, die er dabei empfand, ließen ihn keine Müdigkeit spüren. Und er schwang kraftvoll die Sichel, schnitt die Blumen und harkte sie zu Häufchen zusammen. Während sie arbeiteten, gingen unten in der Ebene Leute vorbei. Einige kannten ihn nicht, riefen ihm ein «Guten Tag» zu, fragten sich, was der Unsinn mit der Kamille soll und setzten auf ihren Karren, auf den Mulis oder Eseln ihren Weg fort. Die ihn besser kannten, fragten, wozu er die Kamille abmähe, und als sie es erfuhren, wünschten sie ihm guten Erfolg. In den Augen einiger aber sah er seltsame Flämmchen aufblitzen, sogar Neid. Sie sahen die geschnittenen Blumen und bedauerten, es nicht selbst getan zu haben. Und manche beschimpften sich ob ihrer Kurzsichtigkeit. Aber Alexandros tat, als könne er ihre Gedanken nicht lesen.

Eine Gruppe von etwa zehn Mädchen ging vorüber. Sie hatten ihre Köpfe in Tüchern gehüllt, daß sie die Sonne nicht verbrenne. Sie wunderten sich, ihn neben dem Verrückten zu sehen.

«Geht denn das, ein Verrückter und ein Gymnasiast zusammen?»

«Wieso denn nicht? Er wird mir das Arbeiten mit der Sichel beibringen und ich bringe ihm das Lesen und Schreiben bei.»

Aber der Verrückte antwortete:

«Ich lesen und schreiben kann ...»

«Zum Kuckuck, so wie die Dinge heute gekommen sind, nützt es einem gar nicht, gebildet zu sein!»

Inzwischen hatten sie von einem großen Wiesenstück die Blumen abgemäht. Die Häufchen scharten sie dann zu einem großen Haufen zusammen. Sie breiteten die Säcke auf der Erde aus, trennten die Kamille von den übrigen Blumen und warfen sie auf die Säcke. Es bedurfte großer Geduld, die Blumen auszulesen. Nikolas hatte sie. Vorsichtig las er die Kamille heraus und merkte auch, wenn Alexandros eine neben den Sack warf. Er bückte sich, hob sie auf und bevor er sie an ihren Platz tat, hielt er sie, um ihm zu zeigen, daß er einen Fehler gemacht hatte, unter die Nase.

«In Ordnung, Nikolas, ich habe es gesehen!»

Gegen Mittag hatten sie die ganze abgemähte Kamille eingesammelt. Alexandros hob den Sack hoch, er war schwer. Er freute sich. Seine Schätzungen schienen sich zu bewahrheiten. Sie hatten sogar mehr geerntet, als er erwartet hatte. Von nur einem Wiesenstück hatte er mehr als fünf Oka Kamille geholt. Er begriff, daß seine Arbeit gut verlaufen würde, und er war froh, daß er in den Genuß der Einnahme kam, die bis dahin ungenutzt in die Erde verschwand. Und während er sich so seinen Gedanken hingab, blieb sein Blick auf der bleifarbenen Pyramide des Berges Athos hängen, die zum Osten hin im Sonnenlicht aufblitzte.

Dahinter, neben dem tausendjährigen Turm, war sein Vater. Gerne hätte er ihm etwas von seiner Freude übermittelt.

«Wer hätte das gedacht», flüsterte er, «Vater? Vielleicht hat jetzt deine Bitterkeit ein Ende! Du hast gearbeitet, geschuftet, hast Blut und Wasser geschwitzt, jetzt wird sich das Blatt wenden. Diese Kamille wird mir helfen, das Gymnasium zu beenden.»

Er band den Sack mit der Kamille zu. Auf dem Hof würde er sie zum Trocknen ausbreiten und dann zum Händler in die Stadt bringen.

«Nikolas, jetzt gehen wir nach Hause essen.»

«Ich angeln gehen, Paraskevoula will Fisch.»

Alexandros lachte.

«In Ordnung, Nikolas, geh. Und komm dann zum Essen.»

«Gut ... gut ... gut.»

Aber als Nikolas die Angel ergriffen und den Köder an dem Haken angebracht hatte, vergaß er seinen Hunger.

Die Sonne begann unterzugehen. Sie war vom tagelangen Scheinen auf die Menschen müde. Es war an der Zeit, die Arbeiten zu unterbrechen und sich ein Weilchen von ihrer ermüdenden Tätigkeit auszuruhen. Einige Arbeiterinnen sangen neben Alexandros eine traurige östliche Weise. Darin wurde die Sonne beschuldigt, sie verzögere absichtlich ihren Untergang. Die müden Frauen könnten deshalb nicht nach Hause, wo die hungrigen Kinder auf sie warteten. Er hielt an diesem Nachmittag auch einen Augenblick inne, um sich Rechenschaft abzulegen. Er sah, daß die Arbeit voranging. Da war die soeben geschnittene Kamille und etwas weiter drüben, die zu Haufen geharkte und die andere, die gesäuberte und auf Säcken ausgebreitete. Sie trocknete auf dem Hof seines Hauses in der Sonne.

Neben ihm grub ein Ochsentreiber Wurzeln aus der Erde seines Ackers. Er war auch auf dem fernen Heiligen Berg beschäftigt und war Ostern nach Hause gekommen. Er sammelte Steine und schickte sich an, seinen Acker umzupflügen. In diesem Moment versuchte er mit seinem Ochsen einen großen Stein aus der Erde zu ziehen. Mochte aber der Ochse noch so sehr ziehen, der Stein war nicht aus einer Vertiefung zu holen. Da packte den Mann die Wut und er begann, das Tier zu beschimpfen und zu schlagen. Doch das half nichts. Da wurde der Ochsentreiber zum wilden Tier und fluchte auf alle und alles. Der Priester in der Kirche kennt nicht so viele Heilige, wie der Mann sie beschimpfte. Im gleichen Augenblick läutete auch die Glocke des Dorfes. Der Mann hielt inne, ließ seinen Ochsen in Ruh und bekreuzigte sich. Der junge Mann, der dies alles gesehen hatte, wunderte sich. Wann ist der Ochsentreiber ehrlicher gewesen, als er die Heiligen verfluchte oder jetzt, da er zu Gott betete?

Absichtlich zögerte er hinaus, nach Hause zu gehen. Er hatte sich der Natur beim Sonnenaufgang erfreut, er wollte jetzt auch den Sonnenuntergang genießen. Er warf den Sack mit der Kamille über seine Schulter und bewegte sich langsam auf das Dorf zu. Er stieß auf einen alten Mann, der Opanken und eine graue Hose trug. Von weitem schon roch er nach Milch und Schafen. Dieser fragte:

«Warum, mein Sohn, bist du so spät noch auf der Straße?»

«Ich habe mich absichtlich verspätet, Onkel, um der Hirtenflöte zu lauschen.»

Die Augen des Alten lachten.

«Um die Stunde? Um die Flöte zu hören, mußt du bezahlen.»

«Bezahlen?»

«Nicht mit Papiergeld ... Du wirst anders bezahlen müssen. Du wirst warten müssen, bis es richtig dunkel ist, wirst dann hinauf zum Gehölz und zu den Weiden steigen. Und wenn die Dunkelheit hereinbricht, werden die Hirten auf die Hügel treten, von weitem ihre Schafe betrachten und die Flöte spielen. Begreifst du nun, was du bezahlen mußt? Du wirst mit Weg bezahlen und mit vor Schlaflosigkeit wie Paprikaschoten rot gewordenen Augen.»

Alexandros lachte.

«In Ordnung, da Papiergeld keinen Wert hat ... Nur, daß ich am heutigen Abend keine Zeit habe.»

Er ging weiter und kam an Tassoulas Haus vorbei. Tassoula war seine Mitschülerin in der Grundschule. Jetzt war sie siebzehn geworden, bereitete sich vor, nach Brasilien zu gehen und Aristidis zu heiraten. Er war einer der acht, der zusammen mit Lambros als Gastarbeiter nach Brasilien gegangen war.

Alexandros dachte an seinen in der Fremde lebenden Bruder. Eines Tages hatte Lambros den großen Entschluß gefaßt. Er hielt den Heiligen Berg nicht mehr aus, konnte nicht mehr in seinen ungewaschenen Sachen leben und nur ab und zu ins Dorf gehen, um zwei, drei schöne Tage zu verbringen. Er wollte sich freimachen, hielt diese Misere nicht mehr aus.

Lambros bereitete sich auf alles gut vor. Zusammen mit acht anderen jungen Leuten aus ganz Griechenland würde er als Gastarbeiter nach Brasilien gehen. Er brauchte noch die Unterschrift seiner Eltern, denn er war noch nicht achtzehn.

Seine Mutter war überrascht, als sie hörte, daß Lambros fortgehen wollte. Und was würde er in Brasilien machen? Sollte ihr Kind, das unbändige, so weit weg gehen ... Sie hatte so viele Hoffnungen in ihn gesetzt. Dieser wilde Sohn hatte sie mehr als ihre anderen Kinder ermüdet. Deshalb liebte sie ihn wohl sehr. Es war, als stünde er ihr näher. Und darüber hinaus, was hatte jenes Land ihrem Kind gegeben, daß es jetzt so aus heiterem Himmel ihr den Sohn stehlen wollte? Sie hat ihn

neun Monate im Bauch getragen, und bis er reif wurde, hat er sie so ermüdet, daß sie zehn Jahre früher gealtert ist. Und jetzt, da sie ihren Lohn haben, sich an ihm erfreuen wollte, stiehlt ihn ihr die Fremde. Als ihr Sohn auf seinem Entschluß beharrte, wurde ihr finster vor Augen, sie wurde ohnmächtig.

Die Mutter wollte Lambros auf keinen Fall fortlassen. Er merkte, daß sie ihn in ihrer Nähe behalten wollten. Vergötterte er sein Land etwa nicht auch? Aber was sollte er mit all dem anfangen, da es mit Unglück beladen war. «Mutter», sagte er, «ich gehe nur für wenige Jahre fort, werde Geld verdienen und wiederkommen. Und dann, Mutter, werden wir gut dastehen! Kannst du dich erinnern, als ich klein war, sagte ich, für die Trauer, die ich dir zugefügt habe, wollte ich dir einen Rucksack Goldlire bringen? Jetzt, Mutter, will ich dir einen ganzen Sack bringen. Ich werde einige Jahre fort sein, so, als wäre ich zur Armee gegangen. Ob ich Soldat bin oder in Brasilien, du siehst mich so oder so nicht.»

Die Mutter wollte nichts davon hören. Schließlich, um ihren Sohn umzustimmen, wandte sie sich an den alten Sophoklis, den Dorfsekretär, und bat um Hilfe.

«Gehen wir, mein Söhnchen, zum Dorfsekretär», sagte sie. «Er ist ein weiser Mann und wird uns Rat geben.»

Sie trafen ihn im Gemeindebüro an.

«Barba-Sophoklis», sagte Lambros, «ich fahre nicht allein dorthin. Wir sind neun aus ganz Griechenland. Ich, der Aristidis, und weitere sieben. Einer ist Lehrer, ein anderer ist ein ehemaliger Polizist, alles junge Leute mit viel Grips! Neun sind wir. Wir werden dorthin fahren, arbeiten, reich werden. Ich sage dir, wir werden Brasilien erobern!»

Der Sekretär hörte ihn voller Mitleid an.

«Mein Junge, weißt du wo Brasilien liegt?»

«Ja, sehr weit weg», antwortete Lambros. «Wir werden einen Monat mit dem Schiff fahren.»

«Gut, gut», stimmte der alte Sophoklis zu. «Neun Griechen! Mein Junge, ihr neun reicht nicht mal zum Frühstück für die Krokodile im Amazonas. Ach, du armes Griechenland, schickst die Blüte deiner Jugend fort, die jungen Männer, die Eisen verbiegen können, holt sich die Fremde, diese Verführerin. Sie werden, heißt es, in Brasilien reich werden. Woll'n wir sehen, ob sie sich jemals die Fahrkarten für die Rückfahrt leisten können!»

Voller Trauer sah er Lambros und die Mutter an.

«Nicht ihr seid schuld an allem. Andere sind es! Ein Segen, sagen sie, sei das Auswandern!»

Er wandte sich an Lambros Mutter.

«Was soll ich dir, mein Mädchen, sagen. Du kannst auch nichts machen. Wollen wir hoffen, daß Gott alles gut einrichtet. Und du,

Lambros, vergiß nicht, Briefe zu schreiben, ja? Nicht, daß wir gezwungen sind, die Seeleute, die nach Brasilien fahren, zu fragen, ob sie etwas von Lambros aus Akanthos gehört haben. So, mein Kind, und mach, was dir Gott eingibt. Und vergiß nicht, daß du Grieche bist! Seid euch untereinander einig, ihr neun. Trefft euch ab und zu und geht Weihnachten und Ostern in die Kirche. Und daß euch keine von jenen nacktärschigen, die die Häfen bevölkern, den Verstand raubt. Gute Mädchen hat auch unser Griechenland! Alles Gute, auf den Weg, Lambros!»

Mutter und Sohn kehrten schweren Herzens nach Hause zurück. Alles war nun beschlossen. Im Monat darauf würden die neun das Schiff nach Brasilien besteigen.

Alexandros dachte an den traurigen Tag der Abreise seines Bruders. An einem Morgen bereiteten sie zuhause Lambros' Sachen vor. Aber alle nahmen sich soviel Zeit, wie sie konnten. Selbst diese wenigen Augenblicke wurden zu Jahrhunderten. Die Schulglocke hatte bereits geläutet. Die Mutter reichte ihm die Tasche und gab ihm auch eine Drachme, damit er Bonbons kaufte und sich diesen Tag versüßte. Sein Bruder gab ihm fünf. Lambros hob ihn hoch und während er die heißen Tränen auf den Wangen des Jüngeren spürte, flüsterte er ihm ins Ohr: «Vergiß nicht, ich hole dich nach. Alles, was wir uns nachts im Bett erzählt haben ... Weißt du noch? Warte, bis du groß bist und das Gymnasium besucht hast, dann kommst auch du nach Brasilien.» Er küßte ihn auf die Augen. Alexandros rannte die Treppen hinunter. Weiter unten war ein im Bürgerkrieg niedergebranntes Haus mit einem Abort ohne Tür. Er ging hinein, stützte sich an die Wand, drückte seine Augen an seinen Oberarm und begann stumm zu weinen.

Io, die auf dem Weg zur Schule war, sah ihn, ergriff seine Hand und sie setzten gemeinsam den Weg fort. Im Dorfzentrum versteckte er sich hinter den Kiefern. Er fürchtete, der Vater könnte sehen, daß er die Schule schwänzte. Er wollte noch einmal seinen Bruder sehen, wollte sehen, wie er dahinschreitet, großgewachsen, die Haare im Gesicht, beim Gehen nach Steinen tretend.

Der Omnibus hupte, gleich würden sie abfahren. Und sein Bruder? Er hatte ihn noch nicht gesehen. Er richtete sich auf, stützte sich an einen Baumstamm. Da war er! Wieso hatte er ihn nicht gesehen, als er zum Bus ging? Der Augenblick war da. Er sah die Mutter die Arme ausbreiten. Dann verdüsterte sich alles. Die Tränen rannen. Io faßte ihn an der Schulter: «Komm, Alexandros», sagte sie, «nimm es dir nicht so zu Herzen ...». Der Bus war abgefahren, als er zu sich kam und Thanassis, den Kringelverkäufer, erblickte. Der schrie einigen kleinen Kindern zu:

«He, kommt, heute könnt ihr umsonst die Kringel haben! Hier, nehmt! Lambros, mein Freund, fährt nach Brasilien und ich verschenke die Kringel!»

Viele Jahre später erinnerte sich Thanassis an die verschenkten Kringel, die er verteilt hatte. Aber niemals hat ihm diese Verschwendung leid getan.

Während er an Tassoulas Haus vorbeiging, betrachtete er dessen ärmliches Äußeres und den an Blumen und Weinlauben reichen Garten und dachte: «Was wird sie wohl gerade machen? Stickt sie für ihre Aussteuer oder sitzt sie da und weint?» Als er genau vor dem Eingang stand, hörte er ein warmes Lied aus dem Haus kommen. Er erkannte Tassoulas Stimme:

«Viele Schiffe laufen aus und kommen nicht zurück
und schmerzvoll weinen zwei Herzen, die Meilen trennen.
Bitter ist die Trennung, Verzweiflung und Schmerz.
Lieber sterben, als einsam zurückbleiben.»

«Zufall?», fragte sich Alexandros. Man sagt, Tassoula würde in einem Monat nach Brasilien fahren, um Aristidis, ihren Liebsten zu treffen. Alle aber wissen, sie geht, weil sie kein Geld, kein Haus und keine Aussteuer hat, um jemanden aus dem Dorf zu heiraten. Und welchen Liebsten? Als Aristidis das Dorf verließ, spielte sie noch mit Stoffpuppen! Und wie sehr verliebt man sich mittels eines Fotos?

Manchmal zögerte Tassoula selbst und hatte Angst. Wie wird der Aristidis wohl jetzt sein? Sie lebten im gleichen Viertel und sie konnte sich gerade so an ihn erinnern. Damals kam er ihr groß, dunkelhäutig und etwas wild vor. Aber, dachte sie, Aristidis ist aus dem gleichen Dorf, dem gleichen Viertel, es wird mir schon nichts Böses passieren. Fuhren nicht ganze Schiffe voller Mädchen nach Australien, die die Männer treffen wollten, die sie nur von einem Foto her kannten? Und einige fuhren überhaupt ohne Vermittlung. Sie würden, hieß es, jemanden auf dem Schiff kennenlernen, deshalb hängten die Armen ihren Schlüpfen am Mast auf. Man sagte auch, sie würden jemanden im Hafen kennenlernen, in dem das Schiff anlegen würde.

Alexandros setzte seinen Weg fort. Und da er es nicht eilig hatte, betrachtete er die Häuser des Dorfes, er sah, wo die meisten Blumen wuchsen, welches gut gepflegt war. Mit dem ersten Blick, den er auf den Garten warf, wußte er, ob in diesem Haus ein Mädchen wohnte. Und wenn der Garten in besonders gutem Zustand war, dann war das Mädchen heiratsreif. Im matten Licht machte er eine Mädchengestalt aus, entwickelt wie eine Frau, beweglich. Sie näherte sich von der Gegenseite. Er erkannte sie, es war Io, seine Mitschülerin in der Grundschule. Die Tochter des Kyr-Nikos. Kyr-Nikos, der zweite Sohn des Herrn

Antallaximos, hatte sich zur größten Kaufmann des Gebietes entwickelt. Mit sehr großem Abstand folgten ihm die anderen. Nikos war nach dem Abschluß des Gymnasium in Kavala zum Jurastudium nach Athen gegangen, wo sein großer Bruder sich als Rechtsanwalt niedergelassen hatte. Nach dem Studium kam er ins Dorf, um sich mit den Geschäften seines Vaters zu befassen. Anfangs gefiel Kyr-Nikos den Leuten. Im Gegensatz zu Herrn Antallaximos war er ein liebenswürdiger Mann, ein wenig ausschweifend, aber gut zu den Leuten. Viele mochten und andere duldeten ihn. Sie wählten ihn sogar seit seinen jungen Jahren zum Bürgermeister.

Aber nach dem Tode seines Vaters änderte sich Kyr-Nikos völlig. Es hieß, er wolle seinen Vater, den er für einen Verschwender hielt, in den Schatten stellen und zeigen, daß er fähiger ist. Er wurde selbstherrlich, beutete die Leute erbarmungslos aus und riß jede Tätigkeit im Dorf, die ihm Geld bringen konnte, an sich. Jetzt beschränkte er sich nicht nur auf das Geschäft, beutete den Wald aus, verkaufte Stoffe, Süßwaren, baute ein Kino und versorgte die Krämer seines Dorfes und des Nachbarortes Psarochori mit Waren.

Im Dorf fürchtete man Kyr-Nikos wegen seiner vielen Beziehungen. Er fuhr oft nach Athen und kannte Minister und Abgeordnete verschiedener Parteien. Wenn seine Partei regierte, sicherte sie ihm die Beziehungen, und wenn eine andere an der Macht war, hatte er die Beziehungen auf Grund von Freundschaften. Viele von ihnen lud er jeden September zur Wildschweinjagd in die von ihm bewirtschafteten Wäldern ein.

Die Bauern hatten begriffen, daß Kyr-Nikos, ganz gleich wer in Athen regierte, die gleiche Macht hatte. Deshalb war er der absolute Regulator der Dorfsangelegenheiten. Sie meinten, Kyr-Nikos interessiere sich in erster Linie für sich und dann für das Dorf. Aber wenn es darum ging, etwas für das Dorf zu erreichen, dann konnte nur er es schaffen.

Nach reichlich vielen Abenteuern im Dorf sah er sich gezwungen, Kyra-Rena zu heiraten, die ihm sehr schnell einen Sohn gebar. Es folgten zwei weitere Söhne und drei Töchter. Io war die vorletzte. Hübsch und herzensgut wie sie war, mochten sie die Leute. Und man bewunderte sie, weil sie auch eine gute Hausfrau wurde.

Alexandros und Io waren zusammen aufgewachsen. Ihre Häuser standen nebeneinander und sie spielten auf Straßen und Höfen.

Jetzt trafen sie sich.

«Ich grüße dich ... Wie soll ich dich nennen?» stotterte er.

«Kennst du nicht meinen Namen?»

Sie lachte.

«Ich kenne ihn ... Aber auch gestern, als ich dich sah, wollte ich dich mit einem anderen Namen rufen. Ich habe es aber nicht getan, weil noch andere dabei waren ...»

Erstaunt blickte sie ihn an.

«Wie denn?»

«Ich wollte sagen, sei begrüßt, meine alte Liebe!»

Io lächelte.

«Du? Zum ersten Mal höre ich dich so reden. Du bist nicht ein solcher Typ.»

«Du hast recht.» Jetzt lächelte auch er. «Siehst du, wie mich dieses Paradies, unser Dorf, verändert ...»

Io spürte, wie sich ihre Brüste strafften, als versteckten sie ein wunderbares Geheimnis. Sie sprach mit leichter Bitterkeit, jedes Wort betonend, um zu zeigen, daß ihr das Leben in diesem Dorf anders vorkäme.

«Wir leben ständig in diesem Paradies.»

«Für mich, Io, ist es ein Paradies! Und ich freue mich auf den Tag, da ich ständig hier sein werde», sagte er und sah sie zärtlich an. «Aber mein Bruder ist gekommen und ich werde ins Haus gehen. Mach's gut!»

«Auf Wiedersehen ...»

Er ging auf sein Haus zu und sie auf das ihre. Einen Augenblick lang blieben beide stehen und sahen sich an. Dann verschwand Io eiligen Schrittes.

Bevor Alexandros das Haus betrat, erreichte der ihm bekannte Geruch von schmutziger Wäsche seine Nase. Er begriff, daß der Geruch den Sachen seines Bruders entströmte, die er vom Heiligen Berg mitgebracht hatte. Er ging hinein und sah Ghakis.

«Wie geht es dir, Alexandros?» fragte er und umarmte ihn.

«Gut und dir?»

«Mir geht es bestens!»

Die Mutter war nirgends zu sehen. Marika, die große Schwester, pochte gegen die Tür des Schlafzimmers.

«Was willst du?» fragte die Mutter, die sich eingeschlossen hatte.

«Öffne!» rief Marika.

«Was willst du?»

Die Schwester begann zu weinen und schlug kräftig mit den Fäusten an die Tür.

«Es reicht jetzt ... Fängst du wieder an? Die Jungen sind gekommen, mit uns das Osterfest zu feiern und du schließt dich im Zimmer ein, um diese blöden Schwarten zu lesen!»

Die Tür ging auf und die Mutter erschien. In der Hand hielt sie ein zerknittertes Buch. Marika versuchte, es ihr zu entreißen. Aber es gelang der Mutter, das Buch unter ihrer Strickjacke zu verstecken. Mutter und Tochter gerieten sich in die Haare. Ghakis trat hinzu und zerrte Marika beiseite.

«Was ist das für ein Zustand? Mutter und Tochter zanken sich wie zwei böse Schwiegermütter. Was hast du da? Gib es mir, Mutter!»

Aber die Mutter hielt das Buch unter ihrer Strickjacke fest.

«Nein, was geht euch mein Buch an?» rief sie wütend.

Ghakis begriff, daß in diesem Buch irgendeine Geschichte über Auswanderer stand, und die Mutter schloß sich zum Lesen ein.

Marika sagte weinend:

«Ach, ich bin es leid, dich diesen Quatsch lesen zu sehen.»

«Laß mich in Ruhe und mach deine Arbeit», antwortete die Mutter streng.

«Ich mache schon meine Arbeit, aber fällt mir mal die Schwarte in die Hände, zerreiße ich sie in tausend Stücke.»

Es war ein altes Lesebuch der vierten Klasse der Grundschule. Darin stand die Geschichte eines armen Kindes, das gezwungen war, in die Fremde zu gehen. Jeden Dienstag in der Karwoche, wie an diesem Tag also, begab sich die Mutter auf den Weg, der in die Fremde führte, rief den Namen ihres Sohnes und ihr Kind erschien. In einem Schaltjahr aber kam der Sohn nicht. Die Mutter rief den ganzen Tag seinen Namen. Nichts geschah. Jedes Jahr am gleichen Tag ging die Mutter dorthin und rief den Namen ihres Sohnes. Aber er zeigte sich nicht mehr. Jahr um Jahr, Dutzende von Jahren verstrichen. Die Mutter, inzwischen sehr alt, konnte sich kaum auf den Beinen halten. Aber sie hörte nicht auf, auf dem Weg zur Fremde nach ihrem Sohn zu rufen. Und da sieht sie eines Tages einen hochgewachsenen weißhaarigen Mann auf sich zukommen. Mein Kind, schreit die Mutter und wirft sich ihm an den Hals. Sie haben sich umarmt und sind zusammen gestorben.

Ghakis begriff, daß nichts in der Lage war, den Schmerz der Mutter zu lindern. Auch wenn sie die Geschichte des Auswanderers nicht lesen würde, so hatte sie sie im Kopf und würde sie sich ständig in Erinnerung rufen. Um Balsam auf ihre Wunde zu tun, begann er für sie ein Lied zu singen:

«Mit einem Foto in der Hand,
weint eine Mutter von früh bis spät,
um ihren Sohn im fremden Land
von dem sie nicht einmal einen Brief erhält.
Ihr Schicksal, ach, ihr Schicksal hat sie verurteilt,
unglücklich zu leben, eingeschlossen in der Kammer.
Vielleicht gereichen ihr mal die Tränen zur Freude,
wenn sie einst die Tür ihrer Kammer aufgehen sieht.

Als die Mutter das Lied hörte, stöhnte sie leicht auf, der Schmerz linderte sich und ihre Stimme hörte sich erlöst an.

III

Am nächsten Tag ging Alexandros schon in der Frühe zur Arbeit. Er hatte große Lust, war voller Tatendrang. Er dachte, er würde am ersten Tag übermäßig ermüden, weil die Arbeit ungewohnt war. Nichts dergleichen. Er war leicht wie ein Vögelchen, fühlte kein Gewicht in den Beinen. Zusammen mit Nikolas, dem Verrückten, erreichte er die Große Wiese.

Sie legten sich ins Zeug. Kurz darauf kam eine Familie aus dem gleichen Wohnviertel und ließ sich am Abhang des Hügels neben der Wiese nieder. Sie wollten in ihrem großen Weinberg Unkraut jäten. Von der Großmutter bis zu den Enkelkindern waren sie alle dabei, eine richtige Kompanie. Beim Näherkommen sangen die Kinder. Die Erwachsenen unterhielten sich ernsthaft. Sie entluden am Rande des Weinbergs die Stute und den Esel. Die Großmutter war der Vorstand. Sie hielten Rat ab. Wo sollten sie beginnen? Die Kleinen nutzten die Gelegenheit, ergriffen Hacken und Spaten und spielten Krieg. Sotiris besuchte die Grundschule und als der Älteste unter den Dreikäsehochs, machte er sich zum Anführer und erteilte Befehle und unterwies sie, wie sie die Waffen zu halten hatten. So ging stolz und erhobenem Kopf, in der Hand ein Beilchen haltend, wie ein Offizier seine Pistole.

Singend nahmen sie alle die Arbeit auf. Im Rhythmus des Liedes wurden die Bewegungen schneller. Je leichter die Laute aus der Kehle kamen, desto schneller wurde auch der Weinberg vom Unkraut befreit, das die zarten Triebe zu ersticken drohte. Gegen neun setzten sie sich, um einen Bissen zu essen. Sie riefen auch Alexandros und Nikolas zu sich. Die beiden gingen hin und setzten sich in die Nähe der Familienoberhäupter, der Großmutter, dem Vater, der Mutter und der ältesten Tochter. Alexandros warf einen Blick auf das Mädchen. Wie süß sind diese Mädchen, wenn du sie in der Stunde der Arbeit betrachtest! Bevor sie zum Abendspaziergang aufbrechen, schmücken sie sich, versuchen wie die Hauptstädterinnen zu werden und verlieren die Schönheit, die ihnen die Ebene verleiht. In der Stunde der Arbeit aber sind sie rot wie Kirschen und du hast den Wunsch, sie zu küssen ... Er war auch mit ihr in die Grundschule gegangen. Aber inzwischen war sie ein bemerkenswertes junges Mädchen geworden mit Kurven und Rundungen.

Die Großmutter freute sich. Jetzt wurde ihr die Gelegenheit gegeben, mit einem Menschen zu sprechen, der das Gymnasium besucht ...

«Ah, dieser Weinberg ist was Besonderes», sagte sie. «Es gibt nicht seinesgleichen. Nur da drüben in Moudania ist noch einer. Wir Armen haben uns mit fünfzehntausend Drachmen bei der Bank verschuldet. Wir mußten die Weinstöcke kaufen. Weißt du, Alexandros, was das für

Weinstöcke sind? Das sind Tischtrauben. Du findest hier solche Weintrauben nicht, wir haben sie vom Peloponnes. Und die Weinlese erst! Eine Augenweide wird das sein! Große dunkelrote Trauben werden es sein und fast die Erde berühren. Sie werden duften. In diesem Jahr ist es die erste Ernte. Wie haben wir hier alle geschuftet, sieh dir unsere Hände an, sie sind angeschwollen. Dimitra bringt die Kinder mit, sie helfen auch. Die armen plagen sich ab und sehen am Ende wie die Schweinchen aus. Aber wenn die Weinlese kommt! Du wirst staunen! Dimitra wird sich ein neues Kleid nähen, ist es nicht so, Dimitra? Und wie wird dir das neue Kleid stehen ... Schlank und schön wie ein Pfau wirst du sein.»

Das Mädchen schämte sich ein wenig über die Worte der Großmutter und schwieg.

Nach dem Frühstück machten sich wieder alle an die Arbeit. Gegen Mittag brannte die Sonne sehr. Die alte Frau sagte: «Es wird regnen!» Über dem Gipfel des Athosberges zeigten sich Wolken. Es dauerte nicht lange und der Himmel war schwarz. Es folgte ein Regen! Aus Eimern goß es! Gerade so gelang es Alexandros, die abgeschnittene Kamille in die Säcke zu tun. Er schickte sich an zu gehen.

«Wohin willst du?» rief die Kompanie vom Weinberg her.

«Seht ihr nicht, daß es regnet? Wir werden naß werden.»

Sie lachten.

«Kleinigkeiten», sagte die Mutter. «Es hat geregnet, die Sonne wird wieder kommen und uns trocknen. Wir werden doch nicht mittendrin unsere Arbeit im Stich lassen!»

Er lachte, weil er so rasch aufgeben wollte. Dimitra war klitschnaß und jetzt, da ihre Sachen am Körper klebten, traten ihre Brüste und Schenkel besonders hervor, und sie glich einem Reh, das gerade durch den Fluß geschwommen ist. Die Worte der Großmutter fielen ihm ein. Dies alles läßt das Mädchen über sich ergehen, um zu einem Kleid zu kommen. Was aber ist ein Kleid wert?

Nach dem Regen kamen zwei, drei Leute mit ihren Ziegen und Schweinen auf die Wiese. Alexandros wunderte sich. Er erkannte den jungen Mann. Er war im ganzen Dorf bekannt und hieß Jorjis. Aber die Leute riefen ihn Mourgos. Er war der Dumme des Dorfes. Die jungen Leute trieben ihren Schabernack mit ihm. Jorjis liebte das schöne reiche Mädchen Io. Und er träumte, ihr Vater würde ihn zum Schwiegersohn machen. Als Aussteuer würde er ihm ein Schiff geben, und Jorjis konnte Kapitän werden.

Die Gleichaltrigen nahmen ihn mit, wenn sie der Io ein Ständchen bringen wollten. Und während er sang, banden sie ihn am Gartengeländer fest und verschwanden. Jorjis blieb bis zum Morgen so, freilich ohne zu singen.

Alexandros fiel eine Begebenheit mit Jorjis, dem Mourgos, ein. Eines Tages mußte er wegen einer persönlichen Geschichte ins Gemeindebüro und da traf er Jorjis an. Er unterhielt sich mit dem Dorfsekretär.

«Sophoklis, man kann als Gastarbeiter nach Deutschland gehen. Wird es dort gut sein, ich will auch nach Deutschland ...»

«Natürlich, Jorjis», antwortete ihm der Gemeindesekretär voller Ironie. «Verlier keine Zeit, geh nach Hause, sag deiner Mutter, sie soll deine Wäsche waschen und dann ab geht die Reise ...»

«Gut, ich werde jetzt gehen», sagte Jorjis zufrieden und verließ den Raum.

Der Sekretär schickte ihm mit gespreizten Findern eine Verwünschung nach.

«Geht alle zum Teufel! Wer will denn euch Dummköpfe haben? Die jungen Männer, unsere Blüte, nehmen uns die Australier, die Brasilianer, die Deutschen, die Dummen und die Krummen lassen sie hier, zum Teufel mit euch!»

Jetzt sah Alexandros den Jorjis mit seinen zwei Ziegen über die Wiese gehen und ihm stieg das Blut in den Kopf. Was hat die Ziege in der Kamille zu suchen?

«Jorjis», rief er, «treib die Ziegen von der Wiese.»

«Gehört die Wiese dir?»

Diese Antwort verriet Alexandros, daß jemand dem Mourgos Ratschläge gegeben haben mußte. Inzwischen zertraten die Ziegen die Kamille. Wütend schrie er:

«Du zerstörst die Kamille, Jorjis, du machst sie kaputt, hast du verstanden?»

«Und was machst du? Du machst sie nicht kaputt?»

Es ist ein Unterschied, dachte Alexandros bitter, ob du die Kamille sammelst, um damit etwas Nützliches anzufangen, oder ob du sie zertrittst. Außerdem ist die Kamille so viele Jahre lang ungenutzt geblieben, wer wollte, hätte sie holen können. Er erhob seine Stimme:

«Jorjis, nimm die Ziegen von der Wiese, oder du lernst mich kennen!»

«Nein, ich gehe nicht. Mich hat deshalb ... deshalb bin ich gekommen», stotterte er.

«Man hat dich geschickt?»

Jorjis verhasperte sich, es gelang ihm gerade noch zu sagen:

«Ich bin von selbst gekommen. Ich hatte nichts zu tun und bin mit den Ziegen gekommen. Sie sollen fressen ...»

Etwas später erschien eine alte Frau und sie hatte eine Sau mit ihren drei Ferkeln mit. Das fehlte mir noch, daß die auch auf die Wiese geht, dachte der junge Mann. Und genau dies geschah. Alexandros wäre beinahe vor Ärger geplatzt.

«Sag mir, Großmutter, was suchst du hier?» fragte er sie.

Die alte Frau band ihr Kopftuch fester und legte los.

«Was ich will? Und was machst du hier? Hast du die Wiese von deinem Vater geerbt, daß du die Kamille mäht? Hört. Hört, was meine Augen noch zu sehen bekommen! Da kommt ein Jüngling aus der Stadt und nimmt uns die Kamille weg! Haben wir keine Hände, um das Gleiche zu tun? Aber so seid ihr Gebildeten, ihr seid alle gleich, ohne Unterschied. Ihr lernt, wie man die Leute über's Ohr haut. Du wirst reich werden mit der Kamille, hast du etwa beim Aussäen geschwitzt ... Da du so einer bist, werde ich mit meiner Sau und den Ferkeln auf der Wiese bleiben und du wirst die Kamille nicht sammeln.»

Alexandros begriff, daß die Alte eine scharfe Zunge hatte. Sie brauchte nicht belehrt zu werden, sie war selbst eine Lehrmeisterin. Das ging ihm aber nicht in den Kopf. Er konnte nicht begreifen, daß es solche Menschen gab. Jahr für Jahr, schon vor seiner Geburt, verdarb die Kamille auf der Wiese. Die Alte war ein wahrer Fuchs, Alexandros konnte es mit ihr nicht aufnehmen. Deshalb ging er zu Jorjis und fragte ihn mit freundlichem Lächeln:

«Jorjis, was ist aus Deutschland geworden? Wann fährst du dorthin?»

«Ich weiß nicht, Alexandros. Sophoklis hat gesagt, ich soll meine Sachen waschen und dann geht es los. Was, meinst du, wird es dort gut sein?»

Alexandros fühlte, daß er sein Ziel erreichen würde und sagte:

«Na klar, sehr gut. Dort wirst du, Jorjis, wenn du es schaffst hinzukommen, arbeiten und wie ein Herr leben. Und dann brauchst du nicht Ziegen auf die Weide zu bringen. Ist denn das eine Arbeit? Jedes Mädchen, das dich sieht, wird sagen: Wie weit Jorjis gesunken ist! Selbst Io, mag sie dich noch so lieben, wird dich im Stich lassen, wenn du ein Hirte bist. Kann sie denn einen Hirten heiraten?»

Jorjis schämte sich, er begriff, daß es etwas Erniedrigendes ist, ein Hirt zu sein.

«Ich bin kein Hirt ... aber Kyr-Nikos hat zu mir gesagt: Jorjis, ich werde dich nach Deutschland schicken. Ich werde mit dem Minister persönlich reden. Er wird dir Papiere geben und dann kannst du dorthin fahren, wo auch die anderen aus unserem Dorf sind. Also, Jorjis, sagte er, du wirst mit den Ziegen zur Großen Wiese gehen und den Kleinen daran hindern, die Kamille zu sammeln. Und ich werde dich nach Deutschland schicken.»

Das war also die Wahrheit. Ios Vater, der Kyr-Nikos hatte seine Finger wieder im Spiel. War das Haß, oder beabsichtigte er damit etwas? Das erste schien ausgeschlossen, war doch Kyr-Nikos Mitschüler seines Vaters und außerdem waren sie Familienfreunde. Alexandros konnte nicht begreifen, warum er dies trotzdem tat. Eines Tages werde ich dahinterkommen, dachte er.

«Jorjis, mein guter Jorjis, was hast du davon, wenn du die Kamille zertrittst», fragte er ihn freundlich.

«Gut, gut, Alexandros, ich werde gehen ...»

Er nahm seine Ziegen und entfernte sich in Richtung Dorf.

Die Alte geriet außer sich. Sie rief Jorjis zu, er möge bleiben, und weil er nicht auf sie hörte, jagte sie die Schweine über die Wiese. Sie gruben Löcher. Dies alles stimmte Alexandros traurig. Gestern noch war er voller Träume, hatte sogar geglaubt, sein Schicksal würde sich wenden. Heute war dies alles eingestürzt und sein Vater würde weiterhin in seiner Nähstube versklavt bleiben ... Welcher böse Teufel hatte das Oberste zuunterst gekehrt ...

Voller Bitterkeit zog er die Sichel über die blühende Erde, und wenn er genug Kamille abgeschnitten hatte, las er sie aus und legte sie kalten Herzens auf die Säcke. Dann ging die Sonne unter und es wurde Abend und er zog mit dem verrückten Nikolas ins Dorf.

Io wartete in ihrem zweistöckigen Haus auf Alexandros. Sie wußte, daß er gegen Abend nach Hause kommen würde und wollte ihn sehen. Obwohl an diesem Tag im Haushalt eine Menge zu tun war, hatte sie sich sehr gründlich gekämmt, und einen Hauch Rouge auf Lippen und die Wangen getan. Darauf malte sie einen winzigen Leberfleck.

Alexandros' Satz «Grüß dich, meine alte Liebe» hatte sie aufgewühlt. Sie blieb fast die ganze Nacht wach, betrachtete durch das Fenster den Mond, drückte die Kopfkissen an ihren Körper und dachte, um wie vieles schöner wäre es, wenn Alexandros' starke Arme sie drücken würden. Was sie in ihrer Phantasie sah, sollte Wirklichkeit werden. Sie wollte in einer Nacht seine Kraft spüren, ihr Körper sollte auf dem Bett, unter der warmen Bettwäsche, seine Zärtlichkeit fühlen und zum Zittern gebracht werden ... Und als sie ihn aus der Ferne auf dem Hügel von Eleoussa kommen sah, zog sie ihre Stiefelchen an und ging hinaus in den Garten.

Als Alexandros, verschwitzt und verstaubt, den Sack mit der Kamille auf dem Rücken, sein Haus erreichte, trat Io vor ihn. Er spürte, wie sein Herz zu Stein wurde und nicht zuließ, daß die Wärme, die er für dieses sympathische Mädchen in sich hatte, fühlbar wurde. Die Schwierigkeiten, die ihm ihr Vater bereitete, machten ihn zornig, obwohl er wußte, daß das Mädchen nichts dafür konnte ... Io war anders als er.

«Grüß dich, Alexandros», sagte sie, «wie geht die Arbeit?»

Er grüßte, ohne sie anzuschauen. «Was die Arbeit anbetrifft, frag lieber deinen Vater. Er weiß genau Bescheid, sehr genau sogar!»

Sie war verwirrt, sah ihn traurig und zugleich erstaunt an.

«Was soll ich meinen Vater fragen?»

«Sag ihm, daß meine Arbeit gut verläuft, und sag ihm, eines Tages werde ich es ihm heimzahlen!»

Traurig ging Io ins Haus und wischte sich mit dem Handballen das Rouge von den Lippen. Die Schminke war nicht mehr nötig.

Alexandros quälte sich dahinter zu kommen, warum Kyr-Nikos dies tat. Wollte er Geld haben? Er könnte doch Arbeiter auf die Wiese schicken und das Gleiche tun. Wollte er vielleicht in der Zukunft selbst die Kamille ernten? Wollte Kyr-Nikos Alexandros' Mißerfolg, damit die Leute nicht aufwachten und begriffen, daß diese Blumen Geld bringen? Das kam ihm sehr wahrscheinlich vor.

Alexandros war jetzt schwer wie Blei, Beine und Rücken waren verkrampft. Woher kommt plötzlich soviel Müdigkeit, wunderte er sich. Er ging nicht hinauf ins Haus, sondern setzte sich in den Garten, neben die Blumen. Die vorzeitig aufgerissene Erde hatte den Regen, der vor einigen Stunden gefallen war, wie Kaffee geschluckt.

Er war sehr durstig, hatte aber keine Lust und Kraft, Treppen zu steigen und ins Haus zu gehen.

Die alte Krystallo ging vorbei. Sie hatte sich bei Kyr-Nikos' Frau, besser gesagt, bei Io, Essen erbettelt und ging jetzt nach Hause, um mit ihrer Tochter zu Abend zu essen.

Als sie Alexandros sah, fragte sie:

«Was macht unser junger Held, schläft er?»

«Nein, er ruht sich aus ...»

«Ach, du bist müde ... Du arbeitest ja auch einige Tage ... Was sollen wir Armen sagen, die wir ein ganzes Leben lang schufteten?»

Er saß noch auf den Zementstufen, als die alte Thomai, in der Linken ein Messer, in der rechten Hand ein Körbchen, vorbeiging.

«Jetzt bist du aber müde ...» Sie blieb stehen, als sie den jungen Mann sah.

«Wirklich, ich bin sehr müde», sagte er mit schwerer Stimme. «Aber nicht von der Arbeit ... Jemand, um keinen Namen zu nennen, hat Schweine und Ziegen geschickt, um die Kamille zu zertreten.»

«Der Nichtswürdige!» empörte sich die alte Frau, die sofort erraten hatte, wer dahinter steckte. Dann sah sie Alexandros streng an und sagte:

«Kannst du, ein Student, es nicht mit einem Bauern aufnehmen?»

Alexandros sah sie forschend an. Leider stehen die Dinge nicht so, wie sie die alte Thomai sieht, dachte er.

«Bauer schon, aber mit sehr vielen Waffen ...»

«Ach, Waffen!» Ihre Stimme wurde jetzt streng. «Die Schlachten werden mit dem Kopf gewonnen!»

Dann holte sie etwas aus ihrem Korb und reichte es Alexandros.

«Gib das deiner Mutter, es ist Spargel. Ein sehr gutes Essen für die Fastenzeit. Ich bin nur eine Seele, brauche nicht so viel ...» Sie lächelte und setzte ihren Weg fort.

Die Worte der alten Thomai machten ihn nachdenklich. Ich kann ihm also widerstehen, dachte er. Mit dem Kopf? Ob das leicht ist? Gibt es wirklich einen Weg und ich bin nicht dahinter gekommen? Tausend Gedanken schoßen ihm durch den Kopf. Es muß etwas Einfaches, etwas schrecklich Einfaches sein ... Das Wort ‚schrecklich‘ blieb in seinem Gehirn haften. Etwas, was Schrecken einflößt. Aber wie soll man einen Nichtsfürchtigen einschüchtern? Aber warum ihn, fragte er sich dann. Warum nicht seine Anhängerschaft?

Etwas blitzte auf in seinem Gehirn. Er ging rasch die Treppe hoch.

«Das schickt uns die alte Thomai», sagte er hastig.

«Ah, Spargel! Bravo! Das gibt ein schmackhaftes Essen!»

Aber Alexandros hatte jetzt anderes im Sinn.

«Weißt du, Mutter, ob Onkel Aristos in Elia oder in seinem Haus ist?»

«Mein Junge, das Osterfest kommt, er wird doch nicht in Elia sein. Sicher ist er in seinem Haus.»

«In Ordnung, ich will ihn suchen!»

«Zieh dich erst um, du kannst nicht mit den Arbeitssachen losziehen ...»

«Herzlich willkommen, mein Neffe!» Onkel Aristos Aidonis, der in diesem Augenblick seinen Garten sprengte, freute sich. «Wie ich sehe, bist du gekommen, um mir zu helfen», lächelte er listig.

«Leider bin ich gekommen, um Hilfe zu fordern», erwiderte Alexandros ernst.

«Was ist denn los?» Der Onkel war etwas beunruhigt.

«Dein Freund, der Kyr-Nikos, hat welche mit ihren Herden geschickt, um die Kamille zu zertrampeln, die ich mit Nikolas sammeln will!»

«Sowas macht der Kyr-Nikos! Und was gedenkst du zu tun?»

«Ich will die Herden erschrecken.»

«Und wie?»

«Auf die Art des Heiligen Berges!» Alexandros lächelte hinterlistig.

«Moungristes?» Der Onkel prustete los. «Du bist mir ein Schlaumeier. Selbst das scheckige Ziegenlamm wird grinsen ...»

«Wirst du Moungristes anfertigen?» fragte der junge Mann voller Ungeduld.

«Wieso nicht? Wir brauchen aber die Materialien ... Kürbisse, Zwirn, Wachs. In Ordnung, Kürbisse werde ich von Kleonas, meinem Schwiegersohn, holen. Zwirn und Wachs haben wir, wir brauchen aber noch Hasenfelle. Wo finden wir sie?»

«Muß es unbedingt Hasenfell sein?» fragte Alexandros.

«Es kann auch Kaninchenfell sein.»

«Kaninchenfell wirst du heute abend haben», antwortete ihm der junge Mann.

«Ah, ich habe verstanden», lächelte der Onkel. «Du wirst zur Schwiegermutter deines Bruders, der alten Malamo, gehen. Sie hat Kaninchen ... Beeil dich nur, denn bis Psarochori ist es eine Stunde Weg. Eine hin, eine zurück. Nicht, daß dich die Nacht überrascht! Dich werden die Hüttenhunde auffressen!»

«Ich ziehe sofort los», versicherte Alexandros.

Der Onkel war guter Laune.

«Beeil dich, Nefte, bring die Felle. Ich werde für das übrige sorgen. Und wenn wir Erfolg haben, werde ich ein Verschen auf Kyr-Nikos schmieden, daß die ganze Welt lacht ...»

Die alte Malamo war überrascht, als sie unerwartet Alexandros, verdreckt und verschwitzt, auf ihr Haus zukommen sah.

«Ist was geschehen? Etwas Unangenehmes?» fragte sie ihn.

«Nichts Unangenehmes!» Alexandros warf sich auf's Kanapee und atmete tief durch.

«Ich bin gekommen, dir beim Schlachten der Kaninchen zu helfen! Jedes Jahr hast du Kaninchen auf dem Ostertisch ...»

«War es deshalb nötig, den weiten Weg zurückzulegen? Glaubst du, ich bin ein schwächliches Knochengerippe und kann das nicht selbst?»

«Nein, nein», sagte lachend der junge Mann. «Aber ich brauche die Kaninchenfelle.»

«Was soll das wieder?» Jetzt verstand die alte Frau noch weniger.

«Beruhige dich. Mein Onkel will Moungristes bauen, deshalb brauchen wir Kaninchenfelle!»

«Und wozu braucht ihr die Moungristes? Als Begleitung, wenn er seine Verse vorträgt?»

«Nein, ich brauche sie, um die Ziegen und die Schweine zu verscheuchen, die Kyr-Nikos schickt, um die Kamille zu zertreten!»

«Erzähl der Reihe nach und mach mich nicht verrückt ...» Schließlich beruhigte sich Malamo. «Soso, der Dickwanst ... Er hat Angst, ein anderer könnte auch ein paar Zehner verdienen. Der Nimmersatt ... Die ganze Gegend hält er für sein Gut!»

Sie brachte Alexandros ein Glas Wasser und einen Löffel Süßes.

«Trink, daß du wieder zu Atem kommst. Wie ich sehe, Alexandros, springst du sehr zeitig ins tiefe Wasser ...»

«Die Not erfordert es.» Der junge Mann lächelte.

Lange betrachtete ihn die alte Malamo nachdenklich. Dann ergriff sie ihn leicht bei der Schulter und sagte: «Hör zu, Alexandros. Wir werden es anders machen. Du darfst als Student nicht in solche Sachen verstrickt werden. Geh nach Hause und ruh dich aus. Und morgen gehst du, als wäre nichts gewesen, zur Großen Wiese, um Kamille zu sammeln. Ich werde drei Kaninchen schlachten und die Felle deinem Onkel bringen.

Dann kann er die Moungristes bauen. Morgen früh werde ich meine Freundin, die Thomai, nehmen und zur Großen Wiese kommen. Angeblich, um wilden Spargel zu sammeln. Dein Onkel wird auf seiner Stute auch dorthin kommen und im Quersack die Moungristes haben. Wir werden lauern, und sobald sich die mit den Tieren zeigen, werden wir uns hinterm Gestrüpp verstecken und der Reihe nach an den Moungristes ziehen. Die Tiere werden davonscheuchen, denn so was Teuflisches werden sie noch nie gehört haben. Und die Knechte des Kyr-Nikos werden hinterher laufen, um sie einzufangen. Sie werden den Schrecken ihres Lebens abkriegen.

«Schwippschwägerin, du nimmst mir eine große Last von den Schultern!» Der junge Mann bedankte sich.

«Ach, mein Junge, wer weiß, was das Leben noch für dich bereithält ... Diese Sache aber überlaß mir. Ich bin kein Hausmütterchen, mein Herz nimmt es noch mit jedem auf. Schade ist nur, daß Gott aus mir eine Frau gemacht hat. Wäre ich ein Mann, würde ich mit meinen eigenen Händen den Kyr-Nikos erwürgen. Aber auch als Frau muß ich etwas zustande kriegen ...»

Alexandros verabschiedete sich.

Am nächsten Tag begaben sich Alexandros und Nikolas sehr früh auf die Große Wiese. Sie waren die ersten auf Arbeit. Ungestört begannen sie, die Kamille zu mähen und einzusammeln. Als die Sonne eine Lanze hoch war, zeigte sich die Alte mit den Schweinen. Alexandros war erregt. Was würde jetzt geschehen? Würde der Trick hinhauen? Würden alle, wie ausgemacht, auf ihren Plätzen sein? Er spielte den Gleichgültigen, als nähme er keine Notiz von der Anwesenheit der Alten und ihrer Tiere. Plötzlich aber wurde Nikolas wild, weil die Schweine einen Haufen Kamille, die er gesammelt hatte, mit ihren Schnauzen auseinanderschubsten.

«Die Kamille, sieh, sieh ...» Nikolas sah die Alte mit wildem Blick an.

Verängstigt trieb die alte Frau ihre Tiere an den Rand der Wiese, in die Nähe des Gestrüpps. In dem Augenblick aber ertönte ein wildes Gedröhn aus dem Gestrüpp, das die Alte und die Tiere hochschreckte. Die Tiere scheuchten davon, rannten zur anderen Ecke der Wiese. Aber dort geschah das Gleiche.

«Der Satan! Der Satan!» Die Alte bekreuzigte sich. «Der Belzebub!»

Die Tiere, wild geworden, liefen in die entgegengesetzte Richtung der Wiese. Aber auch dort lauerte der Satan. Und als sie sich genähert hatten, brach das gleiche Geheul los. Die Tiere stoben in alle vier Himmelsrichtungen davon. Die Alte erschrak noch mehr, ließ ihre Tiere im Stich und rannte in Richtung Dorf.

«Der Satan! Der Satan!» sagte sie immerzu und bekreuzigte sich und wandte den Kopf, um zu sehen, ob sie verfolgt wurde. Und obwohl nichts weiter zu sehen war außer der ruhigen Natur, jagte sie das Geheul des Satans, das mal aus der einen, mal aus der anderen Seite des Gestrüpps kam. Außer Atem und ohne ihre Tiere erreichte sie das Dorf. «Der Satan! Der Satan!» schrie sie.

Nikolas war zuerst überrascht. Dann aber sah er Alexandros mit verständnisvollen Augen an.

«Moungrista, Moungrista ... Heiliger Berg!» sagte er.

«Der Heilige Berg ist ganz nah, Nikolas», beruhigte ihn Alexandros. «Siehst du nicht den Berg Athos? Da ist er doch ...»

Aber auch im Nachbarweinberg, wo Barba-Mitsios mit seiner Familie arbeitete, waren sie vom lauten Gebrüll erschrocken. Es beeindruckte sie aber, daß Alexandros ruhig seine Arbeit fortsetzte. Barba-Mitsios kam herüber.

«Was für eine Art Teufel war denn das?» fragte der Mann.

«Teufel? Hast du jemals einen Satan gesehen, der die Wiesen beschützt?» Alexandros lachte.

«Ach, so!» sagte bedeutungsvoll Barba-Mitsios und kehrte zu seiner Familie zurück, um die Arbeit im Weinberg fortzusetzen.

Das unerwartete Ereignis verursachte einen kleinen Aufruhr in Akanthos. «Ein Satan mitten am Tag?» fragten sich viele. «Die Alte wird wohl vom vielen Fasten den Verstand verloren haben», sagten einige. Von Gespenstern hatten sie seit Dutzenden von Jahren nichts mehr gehört. Die ältesten Hirten erzählten, daß sie irgendeine Nymphe an der Quelle gesehen hätten, als sie abends Flöte spielten. Aber niemals zur Mittagszeit ...

In den Kaffeehäusern diskutierten sie über das unbegreifliche Ereignis und die Halluzinationen der Alten. Abends kam Barba-Mitsios auch ins Kaffeehaus und bestätigte, daß er dieses seltsame Gebrüll gehört hatte. Teuflische Stimmen, die vom Gestrüpp kamen. Mindestens eine halbe Stunde lang!

Als Aidonis ins Kaffeehaus kam, fragten sie ihn auch nach dem Gespenst. Er hörte ihnen ein Weilchen zu, nahm dann die Mütze vom Kopf, kratzte sich die Glatze und begann zu deklamieren:

In Akanthos zur Mittagszeit
zeigt sich ein Schreckgespenst,
das furchtbar brüllet, jault und schreit
und Mensch und Tier in die Flucht treibt.

Es ist kein Wolf, es ist kein Stier,
 es ist der Teufel selbst,
 der gekommen ist,
 die anderen Teufel zu jagen.

Diejenigen, die nicht zulassen,
 daß es voran geht mit diesem Ort
 und alles, was wächst und blüht,
 halten für ihr eigen Gut.

Man beklatschte im Kaffeehaus das Gedicht. Ach, dieser Aidonis, sagten sie, ein göttliches Talent! Egal was geschieht, er macht einen Vers drauf. Viele aber begriffen, daß dieses Verschen seinen Sinn hatte und den Kyr-Nikos aufs Korn nahm. Er selbst sagte, als er es hörte:

«Sein Glück, daß ich ihm verpflichtet bin und ihn auf mein Wahlzettel aufnehme, sonst würde ich ihm höchstpersönlich die Zunge aus dem Maul reißen ...»

Nach dem Gebrüll, dessen Ursprung man nicht feststellen konnte, setzten Alexandros und Nikolas ungestört das Sammeln der Kamille fort.

Am nächsten Tag waren Alexandros und Nikolas wieder in aller Frühe auf der Großen Wiese. Etwas später kamen auch seine Nachbarn mit der ganzen Kinderschar. Die Sonne war noch nicht viel weiter gekommen, als ein Auto neben ihnen stehenblieb. Alle Kinder rannten, um das schöne Auto aus der Nähe zu betrachten. Ein hochgewachsener rotblonder Mann stieg mit seiner brünetten Frau aus. An einer Lederleine zog er einen Hund hinter sich her. Beide trugen Jägeruniformen. Während er den Kindern bereitwillig Auskunft über das Auto gab, erkannte man an seiner Aussprache, daß er Flüchtling aus Konstantinopel war. Barba-Mitsios, der Vater, kam auch näher, und da er auch Flüchtling aus Konstantinopel war, entspann sich zwischen ihm und dem Jäger ein Gespräch. Voller Stolz sprach Barba-Mitsios über seine Weinstöcke.

«Komm, sieh dir meinen Weinberg an. Es sind Tischtrauben. Ich habe sie bei der Bauernbank bestellt. Sie wurden mir gebracht.»

Sie durchschritten die Wiese. Der Fremde untersuchte mit den Augen die Weinstöcke. Er schien irgendetwas bemerkt zu haben. Er blieb eine Weile nachdenklich.

«Was für Weintrauben sind das, sagtest du?»

«Zum Essen. Tischtrauben. Fünfzehntausend kosteten diese Weinstöcke. Ich habe mich verschuldet, um sie kaufen zu können. Aber in diesem Jahr werde ich ernten.»

Der Jäger riß ein Blatt ab und untersuchte es auf seiner Handfläche. Dann sagte er mit Sicherheit:

«Solche Weintrauben verarbeite ich in meinem Betrieb. Und mein Sohn, der Chemiker ist, vermengt sie mit anderen Sorten und macht meinen Wein. Vardalis-Weine, das ist meine Firma.»

«Das sind keine Trauben zur Weinherstellung», sagte Barba-Mitsios gutmütig. «Ich habe sie bei der Bauernbank bestellt, und die hat sie mir vom Peloponnes gebracht. Es sind Tischtrauben.»

«Ha, ha, ha», lachte der Jäger gutmütig. «Viertausend Ar solcher Weinberge habe ich. Ich erkenne diese Weinstöcke sogar mit geschlossenen Augen.»

«Aber ich habe sie von der Bauernbank», beharrte Barba-Mitsios.

«Mein Guter, das sind keine Tischtrauben, wie soll ich es dir verständlich machen?»

Der Bauer geriet in Rage.

«Dann werde ich mir den Angestellten der Bauernbank vorknöpfen. Er ist heute hier und hat mir einen Wechsel gebracht. Ich werde sofort hingehen.»

«Den Angestellten, sagst du? Was kann der schon machen? Gut, ich werde heute bis spät in die Nacht auf der Jagd sein. Wenn du mich brauchst, komm zu mir. Da wir Landsleute sind, werde ich dir helfen.»

Barba-Mitsios warf die Hacke von sich, und so wie er war, in staubbedeckten Sachen, eilte er davon, um den Bankangestellten zu treffen. Als sie sich trafen, schrie der Bankangestellte, aber auch der Benachteiligte schrie. Finde du dein Recht, wenn du dich mit Banken eingelassen hast! Der Angestellte gab seinen Fehler nicht zu. Der Bauer überlegte, ob er ihn verklagen oder sich über ihn bei seinem Vorgesetzten beschweren sollte. Barba-Mitsios ging ans Telefon und sprach mit dem Direktor der Zweigstelle. Dieser sagte ihm, es wäre gut, wenn der Bauer auch die letzte Rate bezahlen würde, um der Bank nichts zu schulden, und dann würde er schon für Gerechtigkeit sorgen. Nur, er müsse Geduld aufbringen, sagte der Direktor noch.

Am Nachmittag kehrte der Jäger noch vor Sonnenuntergang zurück und ging zu Barba-Mitsios, um ihm Ratschläge zu geben.

«Hör mal», sagte der Fremde. «Ich habe einen Betrieb, ich stelle Getränke her. Vierzehn Arbeiter habe ich. Wenn jemand kommt und mir sagt, einer meiner Arbeiter hat etwas Illegales begangen, so werde ich versuchen, ihn um sein Recht zu bringen und es meinem Arbeiter zu geben. Hast du verstanden? Wenn die Leute erfahren, daß meine Arbeiter ihre Arbeit nicht gut machen, werden sie mich, den Fabrikbesitzer, beschuldigen. So ist es auch mit der Bank. Ihnen gehört alles, wo willst du da dein Recht finden ... Nur wenn du deine Tasche prallvoll hast, kannst du es mit ihnen aufnehmen. Bist du aber ein armer Teufel, senk den Kopf und sei still.»

Barba-Mitsios geriet in Wut, nach den Worten des Jägers wurde er wild. Er ballte die Fäuste, drohte und fluchte.

«Weißt du, ich habe Grundstücke und Olivenbäume verkauft, um diesen Weinberg einzurichten. Geht der Weinberg zugrunde, sind auch wir erledigt. Es ist, als würdest du sagen, halt deinen Mund und geh unter. Nein, mein Herr! Ich werde den Schweinehund erwürgen. Fünf Oka Ouso habe ich ihm geschenkt und dieser Kerl hat mich so reingelegt ... Wer fragt, was jetzt aus mir wird?»

Um ihm nicht die Hoffnung zu nehmen, sagte der Jäger unbestimmt:

«Gut ist es, wenn du dich beschwerst. Wer weiß, was dabei herauskommt ... Ich werde dir meine Karte geben, und wenn du einmal durch Thessaloniki kommst, Landsmann, werde ich dir helfen. Meine Frau ist sogar Rechtsanwältin. Du wirst ihm beistehen, nicht wahr, Dora?»

«Aber natürlich», sagte die Frau und lächelte.

Alexandros sah und hörte, begriff die Ungerechtigkeit. Er merkte, daß die ganze Familie, von der Großmutter bis zu den Enkelkindern, mit hängenden Köpfen am Rande des Weinbergs saß. Die Kinder, die zuvor das Werkzeug als Waffen benutzten und tobten, hatten es niedergelegt. Die Großmutter hatte sich in ihren schwarzen Kleidern zusammengekauert und wirkte winzig klein. Die Mutter war dem Heulen nah. Nur der Vater lief hin und her, bis er schließlich ermüdete ... Er begriff, daß durch sein nervöses Hin und Her die Weinstöcke keine Tafeltrauben geben würden. Und auch die Zahlungsaufforderung, die er vor kurzem von der Bank erhielt, würde nicht zurückgehen. Schließlich schluckte auch er seinen Ärger hinunter und schwieg.

In diesen Tagen der Trauer, da Christus sich unten im Hades befand, herrschte auch in Alexandros Haus Trauer. Selbst nach der Auferstehung, als sich die Tische mit allen guten Sachen füllten, blieb die Freude ihrem Haus fern. Jeder dachte an Lambros in Brasilien. Die Mutter stöhnte heimlich, nur der Vater behielt Haltung. Er machte sich Sorgen, aber ab und zu ein Späßchen, um die Laune der anderen zu heben.

Am dritten Ostertag aber, an dem alle zum Dreschplatz des Schwarzen Jünglings gingen, um zu feiern, änderte sich die Atmosphäre. Zuerst besuchten sie die Kirche. Nach der Liturgie machten sich alle auf zum Dreschplatz. Vorneweg marschierten die Kinder mit den sechsflügeligen Cherubins und den Standarten. Es folgten die zwei Priester und neben ihnen gingen die zwei Kantoren mit ihren Helfern. Dahinter kamen die Dorfleute.

Alexandros' Vater nahm die Stelle des linken Kantors, des Nassios, ein. Nassios war ein junger Kirchensänger, ein Junge aus dem Dorf mit einer guten Stimme, aber ohne besondere Kenntnisse der byzantinischen Musik und kaum gebildet.

Der Zug setzte sich am Hügel von Akanthos in Bewegung, um unten am Hafen, links an der Kirche, abzubiegen in Richtung Dreschplatz des Schwarzen Jünglings. Alexandros, Io, Dimitra und andere junge Leute des Dorfes folgten, etwas zurückgezogen, den Priestern und den Kirchensängern.

Unten im Hafen betrachtete Alexandros die Villa von Gero-Xekoutis. Viele Jahre nach seinem Tod hatte sich niemand um das Äußere des Hauses gekümmert. Die Frau des Dorfsekretärs wie auch andere Frauen säuberten regelmäßig die Zimmer. Auch Alexandros' Mutter ist wiederholt hingegangen und hat die Räume und die Bibliothek in Ordnung gebracht. Außerdem pflegten sie den Garten, der wirklich schön war. Die Obstbäume hatten gekalkte Stämme und waren beschnitten. Und an der Vorderseite des Gartens, zum Meer hin, blühten reichlich viele Blumen.

Im Sommer, in den Oster- und Weihnachtsferien, wenn Alexandros im Dorf war, ging er oft in die Bibliothek des Gero-Xekoutis. Ihm gefiel es, die Bücher durchzublättern. Sie waren schön nach Gruppen geordnet: Historische, geographische mit Landkarten, literarische, theologische. Die antiken Schriftsteller hatte er im Original aber auch in neugriechischer Übersetzung, sowie verschiedene Übersetzungen im Deutschen und im Italienischen. Er besaß viele Bücher über die Lehrer der Nation. Ausgaben aus Triest, Wien und Leipzig. Auch Zeitungen waren vorhanden, die während der Türkenherrschaft von verschiedenen griechischen Gemeinden im Ausland, von Marseille bis zum Schwarzen Meer herausgegeben wurden. An der linken Wand des Zimmers, in einem schwarzen Schrank mit Glastüren, befanden sich die Werke des Gero-Xekoutis. Er schrieb über Akanthos, über seine Geschichte, Archäologie, über seine Sagen, seine Lieder und Tänze. Alles war in Schönschrift mit goldener Tinte in geraden Linien geschrieben und in schwarzes Leder gebunden.

Gero-Xekoutis schrieb mit großer Genauigkeit, und am Ende des Buches standen die numerierten Erläuterungen. Diese Bibliothek verzauberte Alexandros jedesmal. Er nahm verschiedene Bücher in die Hand, schlug irgendeine Seite auf und las. Und jedesmal staunte er über die Vielzahl der Themen, über die im Laufe der Jahrhunderte die Menschen nachgedacht, die sie analysiert hatten. Selbst die Probleme seiner Zeit, von denen er hörte und las, schienen in der Vergangenheit analysiert worden zu sein. Hatten unsere Vorfahren nicht oft bessere Lösungen gefunden? Das stimmte ihn traurig. Er dachte, wie schade, daß wir an Problemen stolpern, deren Lösung schon seit langem gefunden worden ist ...

Zur Meereseite war der Putz des Hauses des Gero-Xekoutis herabgefallen. Das Geländer der Terrasse war im Laufe der Zeit schwarz

geworden, weil es lange niemand gekalkt hatte. Die hölzernen Türen und Fenster hatten Ritze und Risse, und vom tiefen Blau, mit dem sie einst gestrichen waren, waren nur einige schäbige Reste geblieben.

«Schade», dachte er, das alte Herrenhaus betrachtend, «du hättest ein besseres Schicksal verdient ...»

Dann kam ihm das siebenfach versiegelte Geheimnis in den Sinn, das ihm sein Vater, als er ins Gymnasium ging, anvertraut hatte: Das schwarze Buch mit dem Schatz von Akanthos. Voller Bitterkeit fragte er sich: «Wann werden wir würdig sein, diesen Schatz bei Tageslicht zu betrachten?»

Hinter dem Hafen ging der Prozessionszug bergauf zum Dreschplatz. Viele Einwohner aus Akanthos, aber auch aus den umliegenden Dörfern, nehmen, wenn sie dorthin gehen, Körbchen mit roten Eiern und Kringel mit. Denn in Wirklichkeit ist das das große Volksfest des Dorfes, um den Schwarzen Jüngling, den Jannis, zu ehren.

Der Prozessionszug erreichte den Dreschplatz. Zuerst fand für die Seelen jener, die sich in der Revolution von 1821 geopfert hatten, ein Gedenkgottesdienst statt. Und dann begann die Rekonstruktion der Niedermetzlung der Kämpfer von Akanthos. Unter einem mit Lorbeer geschmücktem Tor standen zwei hochgewachsene junge Leute, mit türkischem Fes und langen Schnurrbärten, angezogen als Janitscharen. Sie hielten ihre Krummsäbel gekreuzt, daß die Dorfleute unter ihnen hindurchlaufen und dem Sultan huldigen. Die Bauern bildeten eine lange Menschenkette, die den ganzen Dreschplatz einnahm. Sie standen nah beieinander und reichten sich kreuzweise die Hände. Den Gittertanz tanzend, machten sie kleine Schritte und gingen unter den gekreuzten Krummsäbeln durch. Jeder im Reigen sang, wenn er dran war, eine Strophe vom Lied des Schwarzen Jannis:

«Hab ich's dir nicht gesagt, Jannis, hab ich dich nicht gewarnt,
nimm es nicht mit den tausend auf und auch nicht mit den hundert.
Mutter, es waren keine tausend und hundert war'n es nicht,
dreitausend sind's gewesen und alles Janitscharen.»

Alexandros war mit anderen jungen Männern und jungen Mädchen etwa in der Mitte der Menschenkette. Er sang und tanzte auch den Gittertanz. Wellenartig stieg das Lied auf, gesungen von verschiedensten Sängern. Stunden vergingen, bis alle von Anfang bis Ende das Lied gesungen hatten und durch die gekreuzten Krummschwerter gegangen waren. Dann stellte sich der Dorflehrer an den für den Gedenkgottesdienst geschmückten Tisch und sprach er zu den Leuten über die Kämpfe und die Opfer unserer Vorfahren für die Befreiung dieser Gegend:

«Als der Bischof Paleon Patron Germanos im März 1821 mit Donnerstimme die Losung zur Erhebung der Nation ausgab, hatte die

Zweigstelle der ‚Philiki Eteria‘ in Chalkidiki die Pläne für die Revolution vorbereitet. Und als im Mai desselben Jahres Joussouf den Wojewoden von Chalkidiki ermordete, haben sich die Griechen der Gegend erhoben und unter der Führung von Emmanouil Pappas und Kapitän Chapsas gekämpft. Da schickte der Sultan aus dem Osten den Vesir Chadzi Mechmet Bairam Pascha mit einer großen Armee und befahl ihm, die Revolution im Blut zu ersticken, was ihm auch gelang. Alle Dörfer von Chalkidiki verwaisten. Zehntausend Menschen wurden getötet oder gefangen genommen. Es ist nicht bekannt, wie viele Frauen und Kinder auf den Sklavenmärkten des Ostens verkauft wurden. Derselbe Bairam Pascha schrieb in seinem Tagesbefehl vom 20. Seval 1236 (28. Juli 1821) unter anderem: «...diese Ungläubigen bekämpfend, habe ich sie vernichtet und zweiundvierzig Städte und Dörfer dem Erdboden gleichgemacht und sie durch das Messer zum heiligen Fetva geführt. Von den Frauen und Kindern habe ich ihre ganzen Habseligkeiten genommen und habe sie an die gläubigen Sieger verteilt. Ihre Häuser habe ich in der Art niedergebrannt, daß in ihnen nie wieder das Krähen eines Hahnes gehört werden kann.»

«Daraufhin», fuhr der Lehrer fort, «wandte sich Mechmet Pascha der Meeresenge des Xerxes zu, wo sich Emmanouil Pappas mit seinen chalkidiotischen Kämpfern und mit zweitausend Mönchen, an ihrer Spitze der Mönch Evthymios vom Kloster Esphigmenou, verschanzt hatte. Die Türken waren in der Überzahl, und Emmanouil Pappas zog sich zurück auf den Heiligen Berg. Zum erstenmal in seiner Geschichte flüchteten Frauen und Kinder aus Chalkidiki dorthin. Nach seinem Sieg befahl Mechmet Pascha den Einwohnern, sich auf diesem Dreschplatz zu versammeln, ihre Ergebenheit kundzutun und die Waffen abzugeben. Jannis hat sich nicht unterworfen. Die Türken haben ihn gejagt, festgenommen und geköpft. Zusammen mit ihm haben sie auch alle Männer des Dorfes hingemetzelt, vierhundert an der Zahl. Diese Ungeheuerlichkeit, liebe Dorfbewohner, wird durch das Lied über den Schwarzen Jannis und den Gittertanz, die wir heute ihm zu Ehren aufführen, zum Ausdruck gebracht. Und seit jenem Tag nennen wir diesen Platz den ‚Dreschplatz des Schwarzen Jünglings‘, Jannis zu Ehren, den wir niemals vergessen werden und den wir wie einen großen Helden feiern. Er war die Seele der Menschen, die unbeugsam bleiben, selbst wenn sie im Blut ertränkt werden.»

Ergriffen lauschten die Dorfleute der Rede des Lehrers. Sie legten eine Schweigeminute ein, und dann setzten sie den Tanz auf dem Dreschplatz fort, der alles andere als schwarz war. Ob die Sonne aus dem Meer auftaucht oder untergeht, der Dreschplatz schwimmt immer im Licht. Endlos ist hier der Horizont, es ist ein Hochstand, von dem aus man fünf Meere, drei Festländer und die Inseln überblicken kann. Wenn du hier

oben auf dem Dreschplatz sitzt, siehst du wie die grünen Zungen ins Meer dringen und sich gegenüber die Bucht von Strimonas rundet, während daneben das Pangeo, Land und Insel, Kavala und Thassos, vereinigt. Wie malerisch sind die beiden Buchten! Links die von Akanthos mit den vier Inseln und rechts der Heilige Berg, um den hintereinander kleine Inseln wie fischende Boote ausgesät sind. Und wenn du dies alles siehst, wird dir das Herz leichter, Lust überkommt dich und du willst singen und tanzen. Am dritten Ostertag, wenn die Leute hier sind, tun sie es nicht nur, weil sie dem Schwarzen Jannis verpflichtet sind, sondern auch weil ihre Herzen es verlangen. Sie tanzen den hiesigen Gittertanz, der den Wunsch, die Hoffnung, das Versprechen, daß die Sklaverei vorläufig ist, symbolisiert und daß das Land befreit wird und die Menschen wieder mit erhobenem Kopf herumlaufen werden.

Und diese Lieder sind voller Geheimnis. Und nur wenn du siehst, wie man sie tanzt, wie sich Lied und Tanz vereinigen, wie Leib und Seele nach «dem Mädchen, das ich liebe» ruft, begreifst du, daß man hier nicht nach einem Mädchen verlangt. Man besingt nicht die Liebe, sondern man ruft die Große Tochter, die ewig jung bleibt und Süße und Schönheit verströmt, man ruft nach der Freiheit. Seevolk und Bauernvolk aus der Ebene ist das, und es versteht zu arbeiten und gleichzeitig die Liebe zu besingen. Deshalb haben die Menschen die Freiheit als schöne Frau gesehen. Ihr Anblick weckt Sehnsucht und das Verlangen, sie zu deinem Lebensgefährten zu machen, mit ihr am gleichen Tisch, im gleichen Bett zu sein.

Und jetzt, da das Land frei ist, erkämpft durch junge Leute, wie die, die jetzt singen: «laßt mich auf den Turm steigen, ich will Hochgewachsene, ich will Schlanke, ich will das Mädchen sehen, das ich liebe.» Jetzt träumen sie nicht von der Großen jungen Frau, sondern schauen sich heimlich um, den wirklichen Gefährten zu sehen, der sich auch in dem Tanz eingereiht hat und das gleiche Lied singt, das gleiche Herzklopfen fühlt und heimlich auch nach dem Gefährten schaut. Und Alexandros, der an diesem Tag auch auf dem Dreschplatz des Schwarzen Jünglings stand, reihte sich ein, tanzte und ein Erwachen ging vor sich, und immerzu blickte er hinüber zur Seite der Mädchen.

Nach dem Tanz fand er sich in einem Schwarm von Mädchen wieder, und Io und Dimitra waren auch dabei. Als sie ihr Wohnviertel erreichten, ließen ihn die Mädchen nicht in sein Haus gehen, sie blieben noch lange zusammen und spielten Ball. Alexandros freute sich über diese schönen Stunden. Er spürte, daß er Fleisch vom Fleische dieser Menschen war, die zusammen aßen, tranken, tanzten und feierten und daß sie ihn mochten. Die Menschen seines Dorfes waren ein Kettenglied der langen Geschichte dieses Landes, die fast dreitausend Jahre zurückreichte. Was für ein Schicksal, wenn du eine Zeile, ein Punkt im Buch der Geschichte deines

Landes bist, dachte er, eines Landes, dessen Schätze noch nicht mal gehoben sind!

IV

Seitdem Alexandros nach Ostern das Dorf verlassen hatte und nach Thessaloniki aufs Gymnasium gegangen war, bis zum Ablegen der letzten Prüfungen, lebte er mit dem Wunsch, zurückzukehren und unter den Menschen seines Dorfes zu leben. Er schmiedete Pläne. Er wollte etwas für seinen Ort tun. Er dachte an vieles und war traurig, daß er es nicht schnell, sehr schnell verwirklichen konnte. Er war noch Schüler und von seinem Vater abhängig. Allein konnte er gar nichts tun, nicht einmal unter den Leuten seines Dorfes hätte er leben können. Er wußte, daß sein Vater die Mutter angewiesen hatte, ihn schnellstens dorthin zu schicken, wo auch er war, neben dem tausendjährigen Turm.

Gerade ging im Westen die Sonne unter. Alexandros hatte das Dorf erreicht und wollte unten am Strand einen Spaziergang machen. An die breiten Straßen der Stadt gewöhnt, hatte er wenig Spaß an den Gassen. Sie kamen ihm zu eng vor. Schade! Er, der sich nach seinem Dorf gesehnt hatte, konnte jetzt nicht einmal auf dem Kopfsteinpflaster laufen ... Ich muß während meiner Abwesenheit in der Stadt von einem anderen Dorf geträumt haben, dachte er. Das war das Dorf meines Herzens: weiße Häuschen mit roten Dachziegeln, baumbewachsene Straßen, eine Küste, die wie ein goldener Kranz leuchtete, die runde Bucht mit den Bergen ringsum, die wie gemalt schienen. Alles Häßliche war weggewischt. Das wirkliche Dorf aber ist anders! Es hat Höfe, auf denen die Bauern ihre Schweine anbinden, es hat Häuser mit heruntergefallenem Putz und Strände voller Holzspäne und fauliger Abfälle, die von den Tischlern hingeworfen werden, wenn sie die Holzkähne der Umgegend reparieren.

Er verließ den Strand, überquerte den großen Platz und erreichte den Markt. Dort sah er eine Gruppe von Mädchen. Er wollte sie ansprechen, aber die Mädchen kamen ihm zuvor.

«Herzlich willkommen, Alexandros, willst du mitkommen?» fragte Io. «Wir wollen singen.»

«Ich im Chor?» Er war ein wenig überrascht. «Was für ein Chor ist das? Der Engel? Ich folge euch gern!»

Die Mädchen lachten. Sie waren bei guter Laune. Sie ergriffen die Gelegenheit zu reden, geschickte Bewegungen zu machen, um die Linien der Waden und der Brüste etwas besser zur Geltung zu bringen. Er spielte den Ahnungslosen, ließ zu, daß sie die Vorzüge ihrer Körper zeigten und sich an seiner Aufmerksamkeit erfreuten. So erklärten sie ihm mit wenigen Worten und sehr vielen Bewegungen, daß sie in jener Woche

den Tag des Meeres feiern würden. Die Mädchen und Jungen des Ortes würden auf einem Schiff Seemannslieder singen. Sie alle würden Seemannsuniformen tragen und Fähnchen schwenken. Zuerst hieß es, auf der einen Seite des Schiffes würden die Mädchen und auf der anderen die Jungen sitzen. Aber so hätten die Jungen den Mädchen den Rücken zugekehrt. Sie waren sich doch nicht fremd. Deshalb beschlossen sie, zusammen zu stehen.

Alexandros hatte nichts dagegen. Er schlug mit ihnen den Hauptweg ein und gemeinsam bewegten sie sich auf die Grundschule am Rande des Dorfes zu. Dort sollte die Chorprobe stattfinden. Er genoß es, daß er im Dorf als einziger Gymnasiast besonders geschätzt wurde. Jedes Mädchen wog die Worte, die es an ihn richtete, besonders ab, bemühte sich, deutlich, vorsichtig und fehlerfrei zu sprechen.

«Mädchen», sagte er, «ich habe keine gute Stimme. Ich werde deshalb etwas anderes tun. Ich werde in der Bezirkszeitung einen Artikel über diese Feier veröffentlichen. Ihr werdet staunen, wie sehr ich euch loben werde.»

Sie waren begeistert. Was Alexandros alles kann! Er schreibt, wie die sehr Gebildeten, sogar für Zeitungen!

Ein Mädchen sagte:

«Könnt ihr euch erinnern, wie wir zum Bau dieser Schule Sand geschleppt haben?»

«Ja, ja und wir haben hier die letzten zwei Klassen beendet!»

«Die anderen haben wir in der Baracke, neben der Kirche, besucht. Wißt ihr noch? Mein Gott, was für ein Schlamme! Jedesmal blieben nach dem Regen unsere Schuhe darin kleben.»

Draußen vor der Schule gab es einen schönen Garten mit seltenen Blumen. Im Garten lagen zerbrochene Marmorstücke und große gemeißelte Steine, Ruinen der antiken Stadt. Wenn die Schüler bei guter Laune waren, bildeten sie kleine Gruppen, zogen ihre Hemden aus und rannten von der Schule bis hinauf zum Hügel, wo neben der östlichen Stadtmauer der Tempel des antiken Akanthos steht. Luftschnappend erreichten sie den Gipfel, blieben stehen, um Atem zu schöpfen und betrachteten die antiken Steine, als wären sie fremde Reisende. Von dort oben sahen sie die Schiffe in der Bucht und wetteiferten, wer zuerst herausfindet, was für Schiffe es sind: Fähren, Schnellsegler oder Kaikis. Sie betrachteten auch den Ort Metallochori an der linken Seite der Bucht. Diejenigen, die dort waren, sprachen über die Bergwerke, über die Schwebebahn und die Schiffe. Wie groß die sind! Im Vergleich zu ihnen waren die Kaikis von Akanthos Nußschalen. Die anderen, die nirgends hingekommen waren, bewunderten ihre vielgereisten Freunde. Sie warteten auf die Gelegenheit, auch über Dinge zu reden, die sie kennen und die bestaunt werden. In südlicher Richtung sehen sie einen hohen

Hügel mit einem großen Plateau auf dem Gipfel. Einmal, heißt es, kam ein König aus Persien, der Xerxes hieß und er machte es sich zusammen mit seiner Armee auf diesem Plateau bequem, um zu essen. Seitdem heißt dieser Ort Trapeso. Zum Westen hin steht die Marmorstatue des Aristoteles. Die Kinder sehen sie im Sonnenschein erstrahlen und sagen: «Der ist auch hier geboren!» Die Jungen spucken sich in die Handflächen und reiben sie gegeneinander, daß sie warm werden, packen einen großen Stein und schleudern ihn in Richtung Schule. Die Mitschülerinnen laufen herbei und bestaunen ihre Kraft.

Als erste betrat Io den Schulgarten. Sie sah eine schöne Blume und kauerte sich nieder. Die anderen Mädchen bewunderten sie auch. Ach, wie schön die ist ... Ich werde in meinen Garten auch so eine pflanzen. Und sie nannten eine Anzahl Blumennamen. Alexandros wunderte sich, daß es auf der Welt so viele Blumen gab.

Er betrachtete die Steine aus dem antiken Akanthos. Sie standen aufgereiht hintereinander wie kleine Soldaten.

«Ich habe irgendwann auch Steine vom Gipfel des antiken Akanthos heruntergebracht ... Wißt ihr noch, was für einen Unsinn ich damals gemacht habe?»

«Ja, aber du hast ihn teuer bezahlen müssen», sagte ein Mädchen.

«Inwiefern?»

Sie lachten.

Io, die mutigere, erklärte es ihm.

«Verzeih, aber damals in der Schule warst du ungezogen. Eines Tages verwies dich der Lehrer der Schule, weil du störtest. Er hatte uns allen befohlen, nicht mit dir zu reden. Da bist du zum Hügel hinaufgegangen und hast mit einem Holzknüppel versucht, einen Stein hinunterzurollen. Du rutschtest aber aus und dein Bein geriet unter den Stein. Du fingst an zu schreien, och, ooch, und der Lehrer kam mit seinen Schülern herbeigerannt, sie hoben den Stein hoch und befreiten dein Bein. Der Lehrer gab dir obendrein noch eine Ohrfeige.»

Sie lachten wieder.

«Und habt ihr danach mit mir gesprochen?» fragte Alexandros.

«Freilich», sagte Io. «Ich jedenfalls habe mit dir gesprochen!»

Die anderen sahen sich bei diesem Satz mehrdeutig an. Io biß sich auf die Lippen, aber es war zu spät.

Im Schulsaal saßen die älteren Mädchen bereits in den Bänken. Die jüngeren grüßten, doch die anderen erwiderten den Gruß nicht. Sie taten, als hätten sie nicht verstanden. Und so setzten sich die jüngeren Mädchen stumm hin. Im Saal waren auch die Jungen. Die, die keine Bekanntschaften unter den Mädchen hatten oder verliebt waren, verdrückten sich in die Ecken, sangen leise vor sich hin oder blickten

scheinbar desinteressiert aus den Fenstern hinaus. Der Musiklehrer ließ auf sich warten.

Kurz darauf aber verließen die älteren Mädchen den Klassenraum. Sie wollten so ihre Verachtung für die jüngeren Mädchen zum Ausdruck bringen und sie vielleicht zwingen zu gehen. Die Chorprobe war für sie eine Möglichkeit, sich ihrem Liebsten zu nähern. Weshalb stellten sich die Jüngeren ihnen in den Weg? Sie mußten sich beeilen, einen Mann zu finden und in einem, höchstens in zwei Jahren mußten sie sich verloben, wollten sie nicht in der Schublade bleiben. Wozu kamen die Rotznasen jetzt zum Chor? Haben sie nicht gestern noch mit Puppen gespielt? Die Männer in ihrem Alter waren im Dorf Mangelware.

Die Jüngeren aber hatten auch ihren Stolz. Sie verließen gleichfalls den Saal und stellten sich vor die Schule hin. Die Älteren atmeten auf. Sie gingen in den Saal zurück. Hatten sie das Spiel gewonnen? Die Jüngeren hielten sie für gefährlich, zogen sie doch die Aufmerksamkeit der Jungen auf sich.

Eine Stunde später traf auch der Musiklehrer ein. Er war ein strammer Junggeselle, ein guter Sänger und hatte auch Ahnung von Musik.

«Was ist los, Mädchen? Warum steht ihr hier draußen? Geht doch in den Saal!» sagte er.

Und da riefen sie wie aus einem Mund:

«Die Älteren schneiden uns. Sollen sie doch, wenn sie können, allein singen. Aber wir haben die meisten Stimmen im Chor.»

Der Musiklehrer begriff, daß die Gründe sehr kompliziert waren. Er beschloß, die Jüngeren in den Saal zu nehmen und zu versuchen, die Sache zu schlichten. Die Jungen sprachen mit Begeisterung zum Musiklehrer. Die großen Mädchen sahen ihn mit kühlem Blick an. Abweisend betrachteten sie auch die jüngeren Mädchen. Der Musiklehrer sprach voller Verständnis.

«Mädchen, wir halten eine bestimmte Tradition ein. Ihr habt von den Älteren die Lieder unseres Ortes gelernt. Diese Tradition darf aber nicht verloren gehen. Deshalb müssen auch die jüngeren sich an der Chorarbeit beteiligen, um von euch zu lernen.»

Die Älteren blieben stumm. Da sagte ein Junge, um sie aufzuheitern:

«Jawohl, die Tradition müssen wir einhalten. Die jungen Mädchen müssen mitsingen, nicht nur die alten Weiber!»

Alle lachten, und bald war alles vergessen. Der Musiklehrer zeichnete auf der Tafel den Plan auf, den die Stimmen zu befolgen hatten, ergriff seinen Dirigentenstab und die Chorprobe begann.

Die Sonne war schon untergegangen, als sie mit dem Singen fertig waren. Der Musiklehrer sagte etwas über die Tracht, die sie bei der Veranstaltung tragen würden. Alexandros ging zu ihm.

«Ich habe vor, in der Zeitung unseres Kreises etwas über die Feier zu veröffentlichen. Sind Sie einverstanden?»

«Sehr schön, mein Junge, sehr schön», sagte der Musiklehrer begeistert. «Sorge nur dafür, daß der dreifache Charakter der Feier zum Ausdruck kommt: es ist der Tag des Meeres, der Tag des Apostels Paul, und im Dorf begehen wir auch die Feier des Königs.»

«Seien Sie unbesorgt.»

Als er auf die Straße trat, warteten die jüngeren Mädchen auf ihn.

«Hast du mit dem Musiklehrer gesprochen? Wirst du über die Feier schreiben?»

«Natürlich.»

«Toll ist das! Alle werden es erfahren!»

Am Tag des Meeres war Akanthos im schönsten Schmuck. Die Häuser waren geweißt, die Straßen gekehrt und die Stämme der Bäume gekalkt. Aus den Nachbartorten kamen Leute, um zu feiern. Im Hafen hatten die Kaikis aus Psarochori festgemacht. Dabei waren auch Handelsschiffe und Travler und ein Dutzend Boote. Inmitten des Meeres ankerten die Schiffe von Akanthos. Sie nahmen heute den zentralen Platz ein, denn ihr Dorf feierte. Daneben lagen die Schiffe von Metallochori. Die Leute von Metallochori brachten eine Unmenge von Feuerwerkskörpern mit, um die Feier großartiger zu gestalten.

Alles war bereit. Die Menschen setzten sich gruppenweise in den Sand. Zuerst trafen die Mädchen ein. Bevor die Feier begonnen hatte, standen die Schiffsjungen protzerisch an Deck, lehnten sich steif an den kleinen Turm des Maschinenraums, lenkten und bewegten mit den Zehen wie die Seebären den hölzernen Griff des Steuerrades. Die Kapitäne saßen in den Kaffeehäusern am Strand, rauchten, schauten hinüber zu ihren Söhnen, auf die sie stolz waren, und Kindheitserinnerungen kamen ihnen in den Sinn.

Das war der Tag für die Seeleute. Die Hirten und die Bauern drückten sich in eine Ecke und beobachteten nur, während die Seeleute nicht zu bremsen waren. Alles gehörte ihnen. Sie rauchten eine Zigarette nach der anderen, tranken, sangen, zerschlugen Teller und fluchten, damit sie die Frauen hörten und bewunderten. An diesem Tag kassieren die Seeleute ihren Lohn für die Mühen des ganzen Jahres. Die jungen Männer finden Gelegenheit, die Herzen der Mädchen schwer werden zu lassen. Alle Seebärenjungen, die bis gestern noch schwarz wie Neger vom Ruß und vom Maschinenöl waren, haben heute saubere Sachen angezogen, die Kapitäne weggeschickt und stehen nun selbst am Steuer. Unter ihnen ragte ein strahlender Bursche heraus, hübsch, hochgewachsen, der voller Stolz das Steuer hielt. Eigenartig! Alle Leute schenkten Dimitros besondere Aufmerksamkeit. Ihre Augen konnten sich nicht sattsehen an

ihm. Was für ein Prachtbursche. Kurz darauf sollte Dimitros für immer in den schwarzen Wellen verschwinden. Jetzt aber saß er am Steuer und lenkte das Kaiki seines Vaters, das schönste aller Linienschiffe. Er warf den Mädchen am Strand feurige Blicke zu und gab gleichzeitig dem Maschinisten Befehle. Alexandros fand mit Leichtigkeit heraus, wem Dimitros' scharfe Blicke galten. Sie war sogar eine enge Verwandte und hieß Georgia. Sie sah ihn an Deck des Schiffes und wenn sich ihre Blicke trafen, senkte sie bescheiden die Lider. Dimitros stand am Steuer und seine Georgia bewunderte ihn vom Festland aus. Ach, wie viele goldene Träume wurden um das Steuerrad gesponnen! Wie oft hatte Dimitros vom Tage geträumt, da er am Steuer seines eigenen Schiffes in sein Dorf zurückkehren würde! Er würde aufs Festland springen, direkt zum Haus der Georgia laufen und ihrem Vater sagen: «Ich bin mit meinem Kaiki hergefahren, um dich um deine Tochter zu bitten. Gib sie mir, die Maschine meines Schiffes läuft noch, wir wollen fortfahren!» Und er würde sie in die Arme nehmen, aufs Schiff tragen und mit seinem Mädchen in paradiesische Welten reisen. Und wie oft hatte Georgia geträumt, Dimitros sei zurückgekehrt und habe sie in die Arme geschlossen, um mit ihr aufs Meer zu fahren. Wie oft glaubte sie, das Signalhorn des Schiffes ihres Liebsten zu hören! Aber es war nur Trug, dies alles waren Träume.

Bei Sonnenuntergang kamen auch die Mütter hinunter zum Strand. Ah, sie sahen das Meer mit anderen Augen. Für sie war das Meer kein Ort der Liebe, für sie war das Meer das wilde Element, die Männerverschlingerin. Sie begannen, ihre Klagelieder zu singen, mochte auch heute ein Tag der Freude sein. Sie erwähnten die Ertrunkenen, die Kinder und Witwen zurückgelassen hatten. Sie weinten fast. Die Jungen hören die Mütter die Namen der jungen Männer nennen, die im Meer geblieben sind, und beeindruckt davon, beeilen sie sich, erwachsen zu werden, sich Seemann zu nennen, die Meere zu durchstreifen, unterzugehen und eventuell im Gedächtnis der Leute zu bleiben.

Später kamen auch die Offiziellen. Ein Gedenkgottesdienst wurde für den unbekannten Seemann zelebriert, und es folgte der große Vorbeimarsch der Seeleute. Alle erfreuten sich an der Schönheit der seemännischen Welt und schlugen zufrieden den Weg nach Hause ein. In all diesen Stunden sammelte Alexandros das Material für den Artikel, den er der Zeitung schicken wollte. Er ging allein nach Hause. Der Himmel war blitzsauber und er beschrieb im Licht der Sterne die Schönheit dieses Tages.

Gegen elf Uhr betrat er sein Haus. Er griff sofort zu Bleistift und Papier und schrieb drei Seiten voll. Aus Platzmangel war er jedoch gezwungen, sich auf eine Seite zu beschränken. Er mußte kürzen. Aber diese Arbeit nahm Zeit in Anspruch und er mußte halbfünf aufstehen. Er

wollte zum Heiligen Berg. Er arbeitete bis halbdrei. Er tat seinen Artikel in einen Umschlag und schrieb die Adresse der Kreiszeitung drauf.

Am Sonntag, als die Zeitung ins Dorf kam, konnten die Leute den Beitrag über die Feier lesen:

Der Tag des Meeres in Akanthos

Das Meer ist tief verwurzelt in der Seele des Griechen. Das zeigte der diesjährige «Tag des Meeres», der nicht eine bloße Wiederholung, sondern eine wahre Wiederbelebung war!

Achtbare Bürger und angesehene Fremde ehrten die Feier mit ihrer Anwesenheit. Vorangegangen war ein Gedenkgottesdienst. Danach warf der Bürgermeister des Ortes zur Erinnerung an den unbekannten Seemann einen Kranz ins Meer. Es folgte eine Schweigeminute.

Bei Sonnenuntergang begann die Parade der Seeleute. Hellbeleuchtete Schiffe durchpflügten das Meer. Die erste Rakete zerreißt den Himmel, grt den unbekannten Seemann, das Heiligtum des Apostels Paul am Abhang des Hügels und den König, die alle am gleichen Tag feiern. Im Vergleich zum großen Schiff, das den Chor bringt, sehen die anderen wie Spielzeuge aus. Mit dem Lied ‚Matrose der Ägäis‘ begrüßt uns der Chor. Alles, was schwimmen kann, bildet einen weiten Kreis. Raketen erleuchten den Himmel. Einige von ihnen färben die Schiffe flammenrot. Aber die Nachkommen eines Kanaris fürchten das Feuer nicht!

Die Parade nimmt den Charakter eines Siegeszuges an. Eine Fahne weht am Mastbaum und im Halbdmmer sieht sie fast weiß aus. Und du fragst dich, ob sie das Banner eines Volkes oder das internationale Symbol des Friedens ist.

Die Jugend des Dorfes singt neben dem Lied des Meeres auch das Lied der Liebe, den ‚Blhenden Mandelbaum‘. Die Küste hallt vom begeisterten Applaus wieder. Diese Leute verstehen besser als alle anderen, das Gefühl und den Schmerz in ein Lied zu verwandeln. Der Chor singt für uns die Weise ‚Fünfundvierzig Zitronenbume wachsen im Sand‘. Für viele ist es ein Liebeslied, für diese Arbeiter des Meeres ist es ihre Hymne, denn nur sie wissen, daß das Meer die grte Liebe ist.

V

Das Dorf war begeistert von Alexandros’ Artikel. Wie sehr er die Dorfbewohner gelobt hatte! Er hatte sie sogar Kinder eines Kanaris genannt!

Der Musiklehrer eilte auf Alexandros’ Schwager zu:

«Sag mal, der den Artikel geschrieben hat, ist das dein Schwager? Er ist ja unwahrscheinlich!»

Der andere war beeindruckt.

«Was ist los?»

Als der Musiker ihm erklärt hatte, worum es ging, sagte dieser:

«Ja, freilich, in der Nacht der Feier war ich im Haus meiner Schwiegermutter und mein Schwager gab mir seinen Artikel zu lesen. Er fragte mich sogar, wie ich ihn finde. Er ist also gut?»

«Natürlich, großartig!»

Die Leute wunderten sich und staunten zugleich. Wie bedeutend doch jene Spazierfahrten der Schiffe in der Bucht waren! Und wie schön die Menschen des Dorfes waren, die es verstanden, «das Gefühl und den Schmerz in ein Lied» zu verwandeln. Sie begriffen nicht allzusehr, was dieser Satz bedeutete, waren aber sicher, daß es sich um was Wesentliches handelte!

Am nächsten Morgen verließ Alexandros Akanthos sehr zeitig.

Ein Kaiki brachte ihn zum Heiligen Berg, zu seinem Vater. Auf der langen Fahrt las er Zeitungen und achtete auch auf die Landschaft mit ihren vielen Sehenswürdigkeiten. Er sah sie nicht zum ersten-, auch nicht zum zweiten- oder drittenmal. Seit zwölf Jahren durchfuhr er zwei-, dreimal im Jahr dieses Meer. Jedesmal aber verzauberte ihn die Schönheit des Heiligen Berges. Er lebte hier seit seinem fünften Lebensjahr. Wie viele Situationen kamen ihm in den Sinn! Von den Feigenbäumen, auf die er als Junge kletterte, um Feigen zu sammeln, bis zu den Unterhaltungen in der Schneiderei über die Kirchenväter.

Als er das Kloster erreichte, sah er einen gewaltigen, bleiernen Felsen, der sich spukhaft ins Meer bohrte. Auf seiner Spitze hatte ein Asket seine Hütte. Als er, noch klein, zum erstenmal in diese Gegend reiste, machte dieser Felsen großen Eindruck auf ihn. Er hatte ihm sogar den Namen «Spukfelsen» gegeben. Und als er die «Sklaven» schrieb, ließ er ein Ereignis auf diesem Felsen spielen. Jetzt wollte er ihn genauer betrachten, um festzustellen, ob der sich wirklich sehr unterschied von dem, den er in seiner Phantasie geschaffen hatte. Sie ähnelten sich, nur daß der von ihm gedachte wilder war und mehr einem Drachen glich. Er lächelte über seine Neigung, allem Leblosen eine Seele einhauchen zu wollen: den Felsen, den Bergen, der Sonne, den Sternen.

In den «Sklaven» begann seine Phantasie zu galoppieren. Er hatte eine eigene Welt geschaffen, die keiner außer ihm kannte. In ihr gab es keine rein erfundenen Personen, sondern sie glichen jenen, die er im Leben angetroffen hatte. Diese halb erfundene und halb wirkliche Welt verzauberte und sog ihn auf. Die unmittelbare Welt um ihn beschäftigte ihn nicht zu sehr.

Eine Stimme unterbrach seine Gedanken.

«Steigst du nicht aus?», rief der Kapitän.

Sie hatten ihr Reiseziel erreicht. Sie befanden sich in dem von Felsen umgebenen Hafen des Klosters.

«Mir ist von den Wellen schwindlig geworden», rechtfertigte er sich. Er nahm seine Sachen und sprang auf den Damm, hatte nun festen Boden unter den Füßen. Der kleine Junge, der bei seinem Vater arbeitete, wartete und nahm ihm die Sachen ab.

«Dein Vater hat gesagt, wir sollen Köder zum Angeln suchen und mitbringen.»

«Gut ...»

Sie bestiegen ein kleines Boot und ruderten zu den Felsen, um Köder zu suchen. In einer Stunde hatten sie genug gefunden und machten sich auf den Weg zur Schneiderei.

Er küßte die Hand seines Vaters.

«Wie geht es dir?» fragte der Vater.

«Gut.»

«Du kommst mir verändert vor, ist dir etwa das Meer nicht bekommen?»

«Der Motor hat mich ein wenig schwindlig gemacht ...»

«Ah, daher ...» bemerkte der Vater.

Alexandros setzte sich bewegungslos, stumm und völlig abwesend auf das Kanapee. Der Vater stellte ihm verschiedene Fragen:

«Wie ist in diesem Jahr das Gymnasium verlaufen?»

«Gut.»

«Werden wir das ‚Sehr gut‘ schaffen?»

«Fast.»

Der Vater wechselte das Thema.

«Was machen sie im Dorf, bereiten sie sich auf die Hochzeit vor?»

«Das Haus, in das die Jungvermählten ziehen werden, ist fast fertig.»

«Hast du es selbst gesehen?»

«Ja.»

Bis zum Abend hatte der Vater Arbeit für Alexandros vorbereitet. Der Junge hatte es bemerkt und bat, die Nähte im Mönchsgewand nähen zu dürfen.

«Nein, es ist nicht nötig, daß du heute schon anfängst. Setz dich und ruh dich aus.»

Alexandros beharrte darauf. Diese Arbeit behagte ihm wenig, aber es war eine Gelegenheit, sich zurückzuziehen. Er sagte, er könne nicht auf dem Kanapee sitzen, weil es zu hoch sei. Er nahm einen Stuhl und setzte sich ans Fenster, mit dem Rücken zum Vater. Und so reiste er allmählich in seine eigene Welt. Das wiederholte sich drei, vier Tage lang. So wie der Sohn in sich versunken war, hörte er nicht, wenn sie zu ihm sprachen. Immerzu fragte er:

«Bitte?»

Bald konnte der Vater nicht mehr an sich halten.

«Was ,bitte‘? Du bist abwesend. Wir müssen alles dreimal sagen ...»

Alexandros blieb stumm in der Ecke des Geschäftes sitzen. Aber der Vater konnte sich nicht beruhigen.

«Bist du fremd hier? Du hast uns den Rücken zugekehrt und sprichst kein Wort. Das kann ich nicht dulden! Wenn es dir hier nicht gefällt, geh zurück ins Dorf, obwohl ich dich als Helfer brauche. Aber wenn du so bist, kann mir deine Hilfe gestohlen bleiben.»

Alexandros aber blieb weiterhin stumm. Was sollte er auch sagen? Daß er innerlich in einer anderen Welt lebe und er sie gut formen wollte, um aus ihr ein Buch zu machen? Hätte aber sein Vater etwas über eine andere Welt gehört, hätte er ihn für verrückt erklärt und für einen jener Mönche gehalten, die angeblich Erscheinungen sehen. Manchmal aber war er nahe dran, den Vater zu bitten, er möge ihm die Möglichkeit geben, sein Buch fortzusetzen.

Nach einer Woche reiste der Vater ins Dorf. Er wollte noch einige fehlende Sachen für die Aussteuer seiner Tochter kaufen. Alexandros fand die Gelegenheit, die er suchte. Er war allein. Er ging zuerst zum Pförtner des Klosters, der einen Kurzwarenladen unterhielt.

«Klosterbruder, was für Papierbögen hast du?»

«Ich habe nur Briefpapier.»

«Hast du Hefte?»

«So was habe ich nicht, Gesegneter, wer soll hier Hefte kaufen?»

Das war das erste Hindernis. Das fehlte noch, daß er nicht mal Schreibpapier fände! Er ging ins Büro des Klosters. Dort müßte doch was zu finden sein. Er traf den Untersekretär an.

«Heiliger Untersekretär, können Sie mir, bitte, einen Bogen Papier geben?»

Der Untersekretär zog Doppelbögen aus dem Schubfach.

«Nimm sie alle», sagte er.

Alexandros freute sich. Darauf könnte er ein großes Stück seines Werkes schreiben. Ein weiteres Hindernis war der Füllhalter. Er ging erneut zum Pförtner des Klosters.

«Haben Sie vielleicht einen Füllhalter?»

«Nein, Gesegneter, ich habe nur einen, aber den benutze ich selbst.»

«Vielleicht, Vater, können Sie mir einen Gefallen tun. Sie geben mir Ihren Füllhalter und ich gebe Ihnen meinen Bleistift.»

Der Mönch tat ihm den Gefallen.

Jetzt mußte er den Lehrling aus der Schneiderwerkstatt vertreiben, damit er nichts merkte und es dem Vater erzählte. Er ging zur Klosterbibliothek und lieh sich drei Bücher aus. Er wollte sie angeblich lesen.

«Wann sind die Feigen reif?» fragte er den Jungen.

«Sie sind schon reif. Gestern habe ich welche gegessen.»

«Willst du nicht welche sammeln gehen?»

Der Junge rannte davon. Da schloß Alexandros die Tür ab. Er schrieb hintereinander weg fünf Seiten. Er fühlte, wie ihn eine Freude durchströmte. Alles, was er schrieb, kam ihm wie eine Welle vor, die überschwappte aus dem Meer, das er in sich hatte. Die Stunden verstrichen. Jeden Augenblick konnte der Kleine zurückkommen. Es war ihm aber unmöglich, aufzuhören. Gegen Abend kam auch der Junge. Er spielte den Gleichgültigen. Alexandros zündete eine Lampe an und fuhr im Schreiben fort. Spät in der Nacht hatte er eine weitere Welle seines inneren Meeres in Text verwandelt. Wieder spürte er die gleiche Freude.

Die Seiten füllten sich. Am nächsten Tag ging er wieder zum Pförtner. Dieser gab ihm zwei kleine Notizblöcke, die die Krämer benutzen. Aber sie füllten sich rasch. Da nahm er dickes weißes Papier, worin sie die Kleidungsstücke wickelten, zerschnitt es in Heftform und setzte das Schreiben fort. Er schrieb bis zum Tag vor der Ankunft des Vaters.

Es war Mittag. In drei Stunden würde der Vater da sein. Seine Papiere hatte Alexandros in den Koffer verstaut. Der Vater würde sicher nicht darin suchen. Aber er fürchtete sich. Er hatte Angst, der Junge könnte etwas verraten.

«Hör mal», sagte er zu ihm. «In diesen Tagen habe ich etwas geschrieben. Kein Wort zum Vater.»

«Ich weiß von nichts, ich habe nichts gesehen ...»

«Dann sage ich es dir. Ich schrieb etwas, möchte aber nicht, daß es mein Vater erfährt. Fragt er dich, was ich gemacht habe, so sage, ich hätte gelesen. Siehst du, ich habe drei Bücher geholt. Abgemacht? Glaub nicht, ich will dich zum Lügner machen. Aber es dürfte für dich nicht schwer sein zu sagen, ich hätte gelesen.»

Der Junge war einverstanden. Alexandros aber konnte sich nicht beruhigen. Und wenn das Manuskript zufällig in die Hände des Vaters fällt? Darin verriet er vieles von sich, das niemand vorzeitig erfahren sollte. Im ersten Teil schrieb er etwas über die Familiengeschichte und der Vater sollte nicht wissen, daß sein Sohn dies alles zum Thema eines Buches machte. Nirgends wußte er die beschriebenen Seiten sicher. Er dachte daran, sie im Dach zu verstecken, in der Erde zu vergraben, unter die Treppe zu tun. Nichts ... Schließlich fiel ihm der Stall unter der Schneiderei ein. Dort würde niemand suchen. Er verlor keine Zeit. Er machte aus den beschriebenen Seiten ein Päckchen, wickelte sie ein und versteckte sie in einem Loch in der Stallwand.

Mit seinem Vater zusammen kam auch ein sehr gebildeter Mönch. Als die Reisenden das Schiff verlassen hatten, gingen sie den kopfsteingepflasterten Weg vom Meer bis zur eingefassten Quelle und blieben dort stehen, um sich zu erfrischen.

«Ist der Kleine Ihr Sohn?» fragte der Mönch.

«Nein, der Größere ist mein Sohn.»

«Lernt er einen Beruf?»

«Nein, er besucht das Gymnasium, ist in der letzten Klasse. Heiliger Vater, er ist ein Phänomen. Ein Talent, wie man sagt. Er will Künstler werden. Aber die Not, das verdamnte Geld hindert ihn daran. Ich müßte Geld haben und ihm sagen können: «Beweg dich vorwärts, geh ...»

Alexandros hörte die Worte des Vaters und wunderte sich. Ist der Vater nicht außer sich über die verrückte Idee seines Sohnes gewesen, Schriftsteller zu werden? In den letzten zwei, drei Jahren hatte er versucht, seinen Sohn von dessen Plänen abzubringen, ihn vor diesen sinnlosen Träumen zu retten. Nach dem Gymnasium sollte er versuchen, eine Arbeit zu finden und mit seiner Familie gut auszukommen, nicht einsam zu leben wie er. Wozu sollten darüber hinaus die Träume gut sein? Träume bringen nur Armut.

Und siehe da, dieser Vater sagt über seinen Sohn, daß er ein Phänomen sei und ein Talent!

Vaters Reisegefährte sprach auf dem ganzen Weg vom Hafen bis hinauf zum Kloster mit Alexandros und fragte ihn nach allem. Er wollte wissen, was er in Thessaloniki, was er im Dorf machte, wer seine Freunde seien, was er lese. Alexandros antwortete bereitwillig. Plötzlich blieb der Mönch stehen, sah den jungen Mann ernsthaft an und sagte, die Worte betonend:

«Die Schriftsteller sind am besten geeignet, die Tugend aufzubauen!»

Alexandros merkte sich diese Worte.

Einige Tage später ging er zum Uhrmacher, um seine Uhr reparieren zu lassen. Der Zeiger war gebrochen. Der Weg war weit und er hatte keine Gesellschaft. Da um ihn keine Menschen waren, begannen diejenigen zu erwachen, die in ihm waren. Er begann ein anderes Stück zu formen, gab ihm seine endgültige Form. Er war wütend auf sich, weil er kein Notizheft dabei hatte, um seine Gedanken aufzuschreiben. Zuhause angekommen, war er versucht, zu Papier und Füllhalter zu greifen. Er verdrängte aber rasch den Gedanken. Wenn er das täte, würde er sich verraten. Er setzte sich voller Trauer in seine Ecke neben das Fenster und kehrte dem Vater wieder den Rücken zu.

Da sprach der Vater zu ihm:

«Deine Beschreibung des Tages des Meeres hat alle Leute begeistert. Alle sprechen darüber ... Der Bürgermeister beglückwünschte mich immerzu. Der Artikel war wirklich sehr gut!»

Und der Vater fuhr fort:

«Schreib weiterhin für die Zeitung. Vielleicht findest du durch die Zeitung auch irgendeine Arbeit. Alles ist möglich ... Und noch etwas: Ich

sehe dich nicht lesen? Befäß dich auch ein wenig mit deiner Weiterbildung. Deine Arbeit hier ist nicht allzu notwendig.»

Alexandros' Herz öffnete sich. So lange hatte er darauf gewartet.

«Ja, ich will ... ich will über die Menschen schreiben ...»

Er zögerte fortzufahren. Der Vater bestand darauf. Der Junge atmete rascher. Schließlich sagte er es.

«Ich fühle, daß ich fortsetzen muß, was andere uns übergeben haben. Ich werde ein Buch schreiben.»

«Och, jetzt kommt er wieder mit seinem Unsinn», unterbrach ihn plötzlich der Vater. «Die gleiche Leier? Laß die sinnlosen Träume! Sie sind für andere gemacht. Für die, die genug zu essen haben. Du mußt dich um Arbeiten kümmern, die Brot bringen. Du bist siebzehn Jahre alt, in deinem Alter habe ich eine Familie unterhalten. Laß deine kindischen Träume.»

Der Vater sprach und sprach. Sein Sohn hörte nicht mehr zu. Was konnte sein Vater schon verstehen? In seinem ganzen Leben hat er um das Stück Brot gekämpft. Nur das hielt er für wichtig. Alles andere waren für ihn Märchen.

«Du wirst, sagst du, ein Buch schreiben. Und was wird in diesem Buch stehen? Und was willst du mit diesem Buch machen? Sollen die Leute mit den Seiten die Tiegel abwischen ... Such dir eine Arbeit, sage ich, ‚nein, ich werde Bücher schreiben, ich will Schriftsteller werden‘ und solchen Unsinn.»

Der letzte Satz ärgerte Alexandros sehr. In fast unfreundlichem Ton sagte er zum Vater:

«Ja, ich werde es!»

Der Vater hielt in der Arbeit inne und sah seinen Sohn fassungslos an.

«Werde es, tausendmal sollst du es werden. Aber warum sagst du es in diesem Ton? Wer bin ich, daß du so zu mir sprichst?»

Da bedauerte Alexandros, so zum Vater gesprochen zu haben. Er liebte und achtete seinen Vater. Er wußte, was er durchgemacht hatte. Von klein auf hatte er seine Mutter verlassen, um einen Beruf zu erlernen, und dann verließ er seine Familie, um Kinder und Enkelkinder zu ernähren. Der studierte Sohn wollte den Vater nicht traurig stimmen. Es war aber schon geschehen.

«Ich will wissen, warum du das gesagt hast. Habe ich dir als Vater Grund gegeben, so zu mir zu sein? Ich habe Blut gespuckt, um dich auf die Schule schicken zu können, und das ist nun der Dank dafür. Bringt man dir so was in der Schule bei?»

Er wurde wütender, hob die Faust und schlug zweimal kräftig und schreiend auf seinen Arbeitstisch.

«Dankbarkeit will ich! Ich will Dankbarkeit!»

Alexandros brachte keinen Laut hervor. Der Vater, vor Wut zum glühenden Eisen geworden, begann sich allmählich abzukühlen und zu beruhigen. Sein Zorn legte sich und er sprach nicht mehr zu ihm.

VI

Die folgenden Tage waren für den Vater voller Trauer, Bitterkeit und Unglück. Sein zweiter Sohn hatte seine eigenen Segel geißt und ist nach Brasilien ausgewandert. Der erste Sohn, der ‚geliebte‘ Sohn, der Abel der Familie, sprang eines Abends auf und schrie: «Ich will meine Freiheit!» Und nun erhebt der Dritte, der Letzte, der gebildete Sohn, seine Stimme und spricht, als wäre es nicht sein Vater, der für ihn langsam zugrunde ging. Er beklagte sich laut, daß es Alexandros hört: «Was soll man tun, so ist eben mein Schicksal. Mir bringen meine Kinder nur Bitterkeit. Ich müßte so handeln, wie andere im Dorf, euch auf die Felder zum Graben schicken und euch jeden Monat den Lohn abnehmen und das Geld im Kaffeehaus durch die Gurgel jagen ... Dann freilich wäre ich nicht mein Leben lang ein Sklave ... Das macht aber nichts ... Die Leute werden mich und euch beurteilen!»

Alexandros blutete das Herz. Es wollte nicht in Vaters Kopf gehen, daß dies keine Kinderträume waren. Jeder, den er fragte, gab ihm den gleichen Rat: «Vertreib deinem Sohn diese Träume, er wird leiden. Hier muß er ein großer Schriftsteller sein, um seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. So einer kann er freilich nicht werden, deshalb rette dein Kind, solange noch Zeit ist.»

Alexandros zog sich noch mehr in seine Ecke zurück und schwieg. Auf jeden Fall wollte er, daß dieser Vorfall vergessen würde. Er versank immer tiefer in seinem Stuhl und nähte die Nähte in den Mönchsgewändern. Er sprach nicht, er antwortete nicht. Seine Augen hatten sich verdunkelt. Inzwischen war auch sein Haar länger geworden.

Eines Morgens hielt es der Vater nicht mehr aus.

«Komm, mein Junge», sagte er, «warum bist du so? Ich habe Angst um dich, sag mir, was mit dir los ist ...»

«Nichts ...»

«Wieso nichts, du bist wie ein Schreckbild, sag mir, was du hast ... Hängt es etwa mit dem Buch zusammen? Schreib es, mein liebes Kind, nur sei nicht so ... Du bist mein heimlicher Stolz ... Sei nicht so, mein Junge, mein Herz zappelt wie ein Fisch ...» Er umarmte seinen Sohn und begann wie ein Kind zu weinen. Alexandros konnte es nicht ertragen, den Vater so weinen zu sehen.

«Du darfst nicht ... Du darfst nicht weinen ...»

«Was soll ich tun, mein Kind, wenn ich dich so sehe, sag mir, was ich machen soll? Willst du das Buch schreiben? Schön, geh ins Dorf und schreibe es oder schließ dich ins Zimmer ein und arbeite. Aber du darfst nicht so sein. Komm, mein Sohn, ich halte es nicht mehr aus ... Mein Herz droht zu platzen. Schließ dich ins Zimmer ein und schreibe dein Buch.»

Das war das Schwierige für Alexandros. Um zu schreiben, brauchte er seine Freiheit. Er konnte nicht schreiben, wenn er wußte, daß der Vater hinterher das Geschriebene lesen wollte. Er wäre gezwungen, so zu schreiben, daß er zufrieden war. So aber würde er die Kunst verraten und erfolglos bleiben. Er wollte, daß der Vater mit dem Weinen aufhörte, denn das quälte ihn sehr.

«Weine nicht. Es ist nicht nötig ... Es ist überflüssig ...»

«Aber, was soll ich tun, mein Söhnchen, ich bin Vater und es schmerzt mich.»

«Du kannst mich nicht verstehen», sagte Alexandros. «Ich will schreiben, kann es aber nicht hier tun.»

Plötzlich blitzten die Augen des Vaters auf.

«Ach so, du willst ins Dorf zurück? In Ordnung», sagte er und der ganze väterliche Schmerz wurde zum Feuer. «Jetzt verstehe ich, ich verstehe dich sogar sehr gut ... Hier auf dem Heiligen Berg ist es schwer, deshalb will der Herr ins Dorf, um sein Buch zu ‚schreiben‘. Er wird sich dem Baden hingeben, zuhause wird er einen gedeckten Tisch vorfinden, er wird sich ausschlafen und dann noch sein Buch ‚schreiben‘. Und der Vater, der spuckt Blut? So ist es also, jeder kümmert sich um sich selbst ... Und wer wird sich um mich kümmern? Wer fragt, wie ich das Brot verdiene, das du auf dem Tisch vorfindest? Schön, jetzt habe ich dich verstanden ... Ich hatte einen anderen erwartet, aber ich habe mich geirrt. Alles ist ein Vorwand, um ins Dorf zu gehen und dort dein Schlaraffenland zu haben. Du hast dich verstellt. Mich beachtest du gar nicht. Sehr gut! Du bist auch ein Verräter! Verschwinde aus meinen Augen!»

Der Topf war übergelaufen. Alexandros stürzte sofort zur Tür. Auf der Schwelle erreichte ihn aber der Schrei des Vaters: ‚Geh!‘. Er hatte es aber mit so viel Schmerz gesagt, das wie ‚Komm zurück, mein Sohn!‘ klang. Alexandros riß sich zusammen und kehrte in den Laden zurück. Und seitdem verstummten Vater und Sohn.

Er lebte mit der Sehnsucht, diese Gegend zu verlassen. Unterm gleichen Dach hatten er und der Vater keinen Platz. Am nächsten Morgen wollte er weggehen, aber sofort fragte er sich: Wohin? Auf dem Heiligen Berg würde er überall ein Stück Brot finden. Die Münze, die hier galt, hieß ‚gesegnet sei‘. Du sagtest, ‚gesegnet sei‘ und sie füllten dir den Teller. Er würde den ganzen Heiligen Berg durchwandern und irgendwo

eine Tätigkeit als Arbeiter aufnehmen. Das wären jedoch weitere Messerstiche für den Vater. Dann würde er denken, daß die fünf Jahre, in denen er seinen Sohn aufs Gymnasium geschickt hatte, wirklich verloren waren. Er wollte seinen Vater nicht noch trauriger stimmen, statt dessen zog er es vor, so zu tun, als hätte er vergessen, was geschehen war. Wenn er nach Thessaloniki ginge, würde er dem Vater schreiben, daß er nicht mehr zurückkäme. Er würde schon in der Stadt eine Arbeit finden.

Ein weiterer Monat verstrich. Alexandros achtete darauf, keine Ursache für einen Streit zu liefern. Die alten Diskussionen mit dem Vater über das Weltall, die Grammatik und die Literatur waren verstummt. Jene Jahre, da Vater und Sohn auf dem Kanapee des kleinen Balkons gegenüber dem tausendjährigen Turm saßen und sich unterhielten, kehrten nicht mehr zurück.

Aber auch der Vater war weicher geworden. Vielleicht hatte er bereut, den Sohn einen Verräter genannt zu haben. Er begann, sich mit ihm über seine Zukunft zu unterhalten. Er sagte, er würde seinem Sohn in Brasilien schreiben, er möge Alexandros eine Einladung schicken. Er bestand nicht mehr darauf, dem Sohn seine Ideen auszutreiben. Wenn er es so wünschte, mochte mit Gottes Hilfe kommen, was da wolle. Nur der in der Fremde lebende Sohn sollte ihm eine Einladung schicken, daß er hinfahre und besser lebe.

Aber die Kluft konnte nicht überbrückt werden. Der alte Vertrag, der aus ihnen eine Seele und zwei Körper gemacht hatte, war zerrissen. Es gab nicht mehr den Vater, der für das Studium seines Sohnes arbeitete und im Gesicht seines Kindes seinen eigenen Durst nach Bildung sah. Und Alexandros verstand, daß es jetzt auch keinen Schüler mehr geben konnte, der in sich den Geist seines Vaters hütete.

VII

Die Weinlese nahte. Die Feste im Dorf würden wieder beginnen. Dionysos, mögen noch so viele Jahre seit seinem Tod vergehen, wird nicht vergessen. Die Leute werden in die Weinberge eilen, die Trauben abschneiden, Traubensaft trinken, sich berauschen und tanzen. Der Mensch denkt jetzt nur an das Feiern, um die Not und die Bitternisse zu vergessen. Das ganze Jahr über brät er in seiner Armut. Es ist an der Zeit, daß er sich während der Weinlese, der Zeit der Liebe, ein wenig erfreut.

Alexandros' Vater besaß auch einen kleinen Weinberg. Er beschloß, dem Kloster für kurze Zeit Lebewohl zu sagen, um die Trauben zu ernten. Der Weinberg zog ihn an. Er hätte das Jahr nicht durchgestanden, hätte er nicht die Freude des Weinbergs geschmeckt. Auch Alexandros sehnte

sich nach dem Dorf. Er wollte seine Gegend, die Erde, die ihn geboren hatte, sehen.

Die Tage rückten heran. Die Weinlese begann. Morgens bestieg Alexandros die Stute seiner Tante, links und rechts Tragekörbe, und ritt zum Weinberg. Helfer sah er nicht.

«Und wer wird die Trauben abnehmen?» fragte er die Mutter.

«Sie werden schon kommen.»

Viele Leute waren unterwegs mit ihren Tieren und dem Werkzeug für die Weinlese. Die Mädchen und die Jungen waren mutiger an diesem Tag, kamen sich näher und unterhielten sich miteinander. Die Sonne brannte und machte, daß das Blut in ihren Adern rascher kreiste. Der süße Traubensaft, der reichlich floß, bewirkte einen schönen Taumel im Kopf. Den Mädchen erschien die Hitze unerträglich und sie warfen die Strickjacken von sich. Sie hatten Lust zum Singen und zum Tanzen. Sie fühlten ein eigenartiges Zittern, hinter dem sich ein wunderbares Geheimnis versteckte. Und während die jungen Leute gerade über die Weinlese gesprochen hatten, wechselten sie das Thema und redeten über die Liebe.

Kaum hatte Alexandros die Tragekörbe vom Pferd genommen, erschien eine Menge Leute, Männer, Frauen und Jungen, selbst alte Frauen waren gekommen. Er staunte. ‚Wollen wir die Weintrauben ganz Griechenlands ernten!‘ fragte er sich. Die ganze Nachbarschaft war da. Außer den Brüdern und den Schwestern kamen die Mutter und die Großmutter mit Dimitras kleinen Geschwistern. Es erschien auch Io mit ihren Nachbarinnen und mit fünf-sechs sonnenverbrannten Jungen. Dimitras Großmutter verteilte Messer und Körbe. Mochte die alte Frau noch so harmlos aussehen, sie richtete es so ein, daß je ein Mädchen und ein Junge, eine Frau und ein Mann einen Korb erhielten. In ihrem vom Alter ermüdeten Gehirn gab es sicher Erinnerungen aus ihrer Mädchenzeit. Vielleicht war ihr gerade eingefallen, was sie mit einem jungen Mann tat, während die Blätter der Weinstöcke sie vor den Blicken der anderen schützten.

Der Vater gab das Signal. Sie verteilten sich nach allen Seiten des Weinbergs. Selbst die Erwachsenen und die Verheirateten zogen es vor, nicht gesehen zu werden.

Alexandros und Io hatten gemeinsam einen Korb. Er sah, daß Io ein kariertes Kleid, reichlich dünn und luftig, trug, das die Linien ihres Körpers deutlich zur Geltung brachte. Das Mädchen versuchte bei jeder Bewegung eine noch gewagtere Bewegung zu machen. Wenn sie sich bückte, rutschte das Kleid über dem Knie und das weiße Bein, das sonst selten die Sonne erblickte, wurde sichtbar. Sie ließ keine Gelegenheit verstreichen, ihm zuzulächeln, eine Bewegung zu tun, die ihren weiblichen Schatz zur Geltung brachte. Sie folgte ihm zu jedem

Weinstock und schob die Weinranken hoch, beugte den Körper vor und kam dem seinen nahe. Jede Berührung ließ sie erschauern.

Er sah weitere sonnenverbrannte junge Männer seines Wohnviertels die Mädchen belagern. Sie wetteiferten, wer am schnellsten seinen Korb voll haben würde. Der Besiegte mußte den Sieger auf die Schulter nehmen und eine Runde um den Weinberg laufen. Der Sieger schlug sich hochofreut in die Hände, daß ihn alle sahen. Die Umstehenden lachten, während die Mädchen dem Sieger zulächelten.

Die alten Frauen schauten neidisch zu. Dimitras Großmutter ging zu ihrer Nachbarin, die auch als Helferin gekommen war, und sagte:

«Ach, meine Krystallo, die Welt ist verdorben. Wir warteten früher auf die Weinlese, um uns zu amüsieren. Jungen und Mädchen trafen sich und sangen ...»

Die schlaue alte Krystallo kniff ein Auge zu und sagte:

«Die jungen Leute treffen sich heute auch woanders, sie warten nicht auf die Weinlese. Sie gehen hinunter zum Strand.»

«Nein, das ist nicht in Ordnung. Sie dürfen nicht zum Strand gehen. Wozu hat dann Gott die Weinlese geschaffen?»

Die Alte schrie hinunter zu Io.

«Was sind denn das für Sachen?»

Das Mädchen erschrak, sie dachte, die Alte hätte ihre Bewegungen beobachtet. Die Alte fuhr aber fort:

«Was soll das, wir haben Weinlese und ihr singt nicht? Ach, was für Lieder sangen wir in unserer Jugend ... Großmutter Krystallo, wie ging das Lied, in dem es heißt, die Blonde ... erntet den Weinberg ...? Ach, was für ein schönes Lied!»

Alle griffen das Lied auf. Männer, Frauen, Jungen und Mädchen sangen:

«Eine blonde Schwarzäugige erntet im Weinberg
Muskattrauben, süß wie der Honig ...»

Io sang sehr schön. Alexandros hörte ihr gern zu. Er warf einen Blick zu seinem Vater. Er hatte sich ganz der Arbeit hingegeben. Alle ringsum ernteten Weintraube für Weintraube die Weinstöcke ab, sangen, aßen und freuten sich. Er fing Ios flüchtigen Blick auf und lächelte. Das Herz des Mädchens wurde sofort zum Garten. Sie sang und schnitt zwei Trauben auf einmal ab. Sie beugte sich vor, um von einem hochstehenden Weinstock, nahe bei Alexandros' Beinen, die Trauben abzunehmen. Zur gleichen Zeit beugte auch er sich vor und kam dem Gesicht des Mädchens sehr nahe. Sie spürte eine innere Erschütterung. Er packte ihren Ellenbogen und zog sie zu sich. Seine andere Hand legte er um ihre Taille und drückte sie fest. Ihre heiße Brust berührte seinen Körper. Ihre Lippen trafen sich. Es war ihr erster Kuß ...

VIII

Sonntags weckte ihn die Mutter zeitig. Da er nach Thessaloniki wollte, mußte er sich vorbereiten. Sein Koffer war schon vom Vortag fertig. Jetzt erinnerten sich alle daran, daß sie ihm etwas mitgeben wollten. Sie alle versuchten den Abschied zu verzögern, wie damals, als sein Bruder nach Brasilien ging. «Einer nach dem anderen geht», dachte Alexandros voller Bitterkeit.

Das Hupen des Autos, das vom Nachbardorf kam, war zu hören.

«Du mußt jetzt gehen», rief der Vater. «Haltet den Jungen nicht länger auf!»

Die Mutter drückte ihm zehn Drachmen in die Hand. Er blickte ihr in die Augen und lächelte. Er packte seinen Koffer, wollte die Treppe hinunter.

«Willst du dich nicht von deiner Schwester verabschieden?» fragte die Mutter.

Er nahm immer zwei Stufen auf einmal nach oben und betrat das Zimmer. Seine jüngste Schwester schlief ruhig den süßen Schlaf des unschuldigen Kindes. Er betrachtete ihr Gesicht, die schwarzen Zöpfe, die zusammengewachsenen Augenbrauen und ihre gebogene Nase. Er wollte für immer ihr Äußeres in Erinnerung behalten. Er bückte sich vor und küßte sie. Ihre Augenbrauen bewegten sich, ihre schwarzen Augen blickten ihn an, dann drehte sie sich auf die andere Seite. Auf der Schwelle hörte er die Stimme seiner Schwester.

«Unser Alexandros geht fort ...»

Er küßte die Hand des Vaters und der Mutter und ging zum Busbahnhof.

In Thessaloniki angekommen, wusch er sich am Bahnhof, kämmte sich das Haar und begab sich auf Arbeitssuche. Er dachte daran, Hotelangestellter zu werden. Er suchte viele Hotels auf, nirgends aber zeigte man Bereitschaft, ihn einzustellen, obwohl er sagte, daß er fremde Sprachen spreche. Es wäre auch nicht schlecht, sagte er sich, wenn er Arbeit anderer Art fände, in einer Fabrik oder woanders, selbst auf einem Schiff würde er arbeiten. Am meisten zog ihn das Schiff an. Sein Traum seit der Kindheit war, Matrose zu werden. Er ging zum Hafen. Er wollte sich erkundigen, welche Papiere nötig wären, um auf See zu arbeiten. Er traf einen kurzgeratenen dicken Angestellten an.

«Entschuldigen Sie, ich möchte auf einem Schiff arbeiten, können Sie mir bitte sagen, welche Formalitäten nötig sind?»

«Hast du ein Seemannsbuch?»

«Nein ...»

«Dann mußt du zwei Jahre auf einem kleinen Schiff arbeiten, dir ein Seemannsbuch ausstellen lassen und danach kannst du auf hohe See.»

Diese Lösung paßte ihm nicht. Er verließ das Seemannsbüro. In der Freien Handelszone wurde ein Ozeanschiff beladen. Er bewunderte es. Das Schiff würde aber ohne ihn abfahren.

Es war bereits drei Uhr nachmittags. Er begriff, daß es nicht so leicht war, eine Arbeit zu finden. Er befürchtete, er würde vergeblich durch die Stadt streifen. Umsonst würden die Tage dahingehen ...Warum sollte er nicht vernünftiger sein? Was wäre dabei, schickte der Vater ihn, wenn auch mit halbem Herzen, weiterhin auf die Schule? Ob mit halbem oder ganzem Herzen, er würde das Gymnasium beenden. Ich werde, sagte er sich, nicht ziellos durch die Straßen streifen, sondern zu meiner Wirtin gehen, ihr für einen Monat Mietvorschuß geben und bei meinem Vater bleiben. Alexandros Weggang würde ihn verbittern. Er wollte sich auf den Weg zu seiner Wirtin machen. Dann zögerte er, ging zu einem Kiosk und fragte nach einem Bogen Papier, einem Umschlag und einer Briefmarke. Er bezahlte drei Drachmen, setzte sich auf eine kleine Bank und schrieb hastig folgenden Brief:

Mein verehrter Vater!

Seit langem hatte ich vor, die Schneiderei zu verlassen. Zwischen uns gab es einen ungeschriebenen Vertrag: ich studierte und irgendwie erfüllte sich in meiner Person Dein Wunsch nach Bildung. Jetzt läßt Du mich, ohne daß ich den Grund kenne, mit kaltem Herzen auf die Schule gehen, wahrscheinlich, weil Du es für eine Schande hältst, wenn ich mittendrin aufhören würde. Aber ich glaube, daß es für mich auch eine Schande ist, dies anzunehmen. Da ich in Deinen Augen ein Verräter bin, kann ich nicht mehr von Dir dieses Opfer verlangen. Ich fürchte, das Blut, das Du für mich vergießt, verfolgt mich Tag und Nacht. Warum also sollen wir beide uns quälen? Es ist nichts Schlimmes dabei: Es geschieht oft, daß die Schritte zweier Menschen nicht zueinander passen. Ich hoffe aber, daß wir beide bald wieder zueinander finden.

Der Versuch, mich zu zwingen, aufs Gymnasium zu gehen, ist vergebliche Müh. Ich habe nicht in einem Moment der Schwäche gehandelt. Seit langem hatte ich mich dazu entschlossen, und jetzt tu ich es. Ich habe in der Stadt bereits Arbeit gefunden. In Kürze werde ich Dir Genaueres berichten.

Ich küsse Dir die Hand. Dein Sohn

Und dann sagte er zu sich: ,Vorwärts jetzt, Alexandros, mach dich auf die Arbeitssuche ...‘

IX

An diesem Abend ging Alexandros die Gestalt des Vaters nicht aus dem Sinn. Er lief ständig in seinem Zimmer auf und ab, schaute aus dem Fenster, aber nichts konnte ihn ablenken, ständig mußte er an den Vater denken. Da wandte er sich an die blonde Frau mit den rasierten Augenbrauen und dem kurzen Haar, die in der Nähe des Ofens saß.

«Aphroditi», sagte er, «ununterbrochen denke ich an meinen Vater. Kannst du mir sagen, was mit mir los ist?»

Sie überlegte einen Augenblick.

«Drei Monate bist du von deinem Vater fort?» fragte sie ihn.

«Ja.»

«Und passiert dir das zum erstenmal?»

«Ja.»

«Dann denkt jetzt dein Vater auch an dich.»

Er atmete tief durch.

«Als ich auf das Gymnasium ging», fuhr er fort, «dachte ich an den Abenden an ihn ...»

Die Frau zündete sich eine Zigarette an. Von den Spitzen ihrer Finger züngelte sich der Rauch hoch und erreichte die Zimmerdecke.

«Warum tust du jetzt nicht das Gleiche?» fragte sie ihn und machte einen tiefen Zug.

«Ich weiß nicht ... Mir ist nicht danach ... Hier hat sich mein Leben verändert. Ich funktioniere bloß noch. Ich fühle, daß es mir meine Umgebung nicht erlaubt ...»

«Du müßtest», sagte sie ironisch, «mit Mädchen leben.»

Er setzte sich auf den Stuhl. Er hatte keine Lust, ihr zu antworten. Er betrachtete nur den Rauch ihrer Zigarette. Dieser entstieg der Glut und gewann an Höhe. Ekel kam ihm hoch. Der Rauch brachte stets seine Eingeweide durcheinander. Was für ein Dreck, überlegte er, was habe ich hier drin zu suchen ...

Seine Gedanken kehrten zurück ins Vergangene. Wie kam es, daß er sich jetzt hier befand?

Es war spät am Abend und er suchte noch Arbeit. Er fragte hier und da, doch alle schickten ihn fort. Und als wäre das nicht genug, sagten ihm die meisten, obwohl sie nicht die Absicht hatten, jemanden einzustellen, er möge sich setzen und sie bombardierten ihn mit Fragen: Warum suchst du Arbeit, warum kommst du nicht mit deinem Vater, bei wem wohnst du und vieles andere. Und am Ende sagten sie: ‚Es tut uns leid, Herr, aber wir haben keinen Angestellten nötig.‘ Er konnte dieses Verhalten nicht begreifen. Es war, als wollten sie ihn erniedrigen. Todmüde vom zurückgelegten Weg, vielmehr aber von den vielen Fragen, betrat er ein Kino. Er hatte keine Lust, sich einen Film anzusehen. Aber er würde hier auf den Sonnenuntergang warten, denn um diese Zeit war es draußen

heiß, der Zement der Stadt brannte. Später würde er sich erneut auf Arbeitssuche begeben. Jetzt mußte er ohne die Geldanweisung seines Vaters auskommen. Er fühlte sich zutiefst glücklich. Es geschah nun das, was er sich gewünscht hatte. Nein, er war nicht das fleißige Schülerchen, daß lernte, um ein Plätzchen einzunehmen und ärmlich am Rande des Lebens dahinzuvegetieren. Er war auch nicht der feige Intellektuelle, der davor zittert, daß sich die Erdkugel ein wenig dreht und er im Fluß ertrinkt. Auch gehörte er nicht zu den Gewissenlosen, die über Leichen gehen, um Erfolg zu haben.

Als er aus dem Kino kam, umfing ihn dichtes Dunkel. Verdammt, der Tag war verloren! Er war wütend auf sich. Einerseits will er auf eigenen Füßen stehen, und andererseits hält er einige Stunden Weg nicht aus. Das geht nicht, sagte er zu sich. Da es schon dunkel war, wollte er einen Spaziergang machen und am nächsten Tag von früh bis spät suchen. Und warum erst ab morgen? Geh doch sofort auf Arbeitssuche, lauf bis in die Nacht hinein!

Er bog in eine schmale Gasse ein. Im Hintergrund sah er ein kleines palastartiges Gebäude. Im Erdgeschoß war eine Druckerei untergebracht. Im ersten Stock war auf einer Tabelle zu lesen ‚Hotel Makedonikon‘. Als er die Tür erreicht hatte, hörte er im Innern eine Unterhaltung. Gleichzeitig hatte er das Gefühl, als betrachteten ihn ein paar Augen. Er sah seine verstaubten Schuhe. Ich suche Arbeit und sehe wie ein Entflohener aus, dachte er. Er ging auf die Straße, ging vor bis zur Ecke, um vielleicht einen Schuhputzer zu finden. Vergeblich. In dem Moment schloß ein Krämer seinen Laden. Es ist höchste Zeit, die Geschäfte machen zu, dachte er. Er holt sein Taschentuch hervor, es war noch blitzsauber, wie es seine Schwester gewaschen hatte. Es tat ihm leid, aber es mußte sein. Er drehte sein Taschentuch zu einem Knäul und machte damit seine Schuhe blank. Dann betrat er das Hotel.

Eine junge blonde Frau kam die Treppe herunter. Sie hatte rasierte Augenbrauen und trug Ohringe. Er blickte sie erstaunt an, glaubte, sie zu kennen. Ihre Augen kamen ihm bekannt vor. Das Mädchen schenkte ihm ein Lächeln und sagte ironisch:

«Hast du Angst, junger Mann, hochzukommen? Bist du noch kein Mann?»

Sicher, überlegte er, hat diese hübsche Blonde einen eigenen Raum, wohin sie mit ihren Kunden geht. Er wollte kehrtmachen und fortgehen, denn es ist ein Unterschied, ob du arbeitslos bist oder in einem solchen Hotel arbeitest. Er ging aber doch hinein. Ein gutgebauter Fünfzigjähriger mit gutmütigen Augen fragte ihn lächelnd:

«Was wünscht der Herr?»

Dieses ‚Herr‘ war voller Hinterlist. Es war, als sagte der Mann: faß dir ein Herz und sag mir geradeaus, daß du ein Mädchen möchtest.

«Ich will als Angestellter arbeiten», sagte Alexandros ernst.

Das Gesicht des Mannes verzog sich.

«Haben Sie diese Arbeit schon mal gemacht?»

«Nein, ich werde es aber schaffen.»

Der andere begann, sich am Ohr zu kratzen. Dabei warf er schräge Blicke auf Alexandros.

«Und welche Bildung haben Sie, wenn ich bitten darf?»

«Fünfte Klasse des Gymnasiums. Ich spreche englisch und in Kürze werde ich auch deutsch verstehen.»

Der Hotelier hielt sein Lachen zurück.

«Was soll dieses ‚in Kürze‘ heißen?»

«Sobald ich in Ihrem Hotel die Arbeit aufgenommen habe, werde ich lernen und in Kürze deutsch verstehen.»

Da brach der Mann spontan in Gelächter aus.

«So also. Mir gefällt dein Typ, ich stelle dich ein!»

Alexandros freute sich und bedankte sich. Nach einigen Anweisungen beeilte er sich, seine Sachen zu holen. Jetzt fühlte er festen Boden unter den Füßen.

Die Nacht würde er auf dem Stuhl verbringen. Die Internationale Handelsmesse der Stadt war noch nicht beendet und jemand mußte den Nachtdienst übernehmen.

Als der Hotelier gegangen war, setzte er sich in den Sessel des Büros. Er war sehr stolz, weil er eine verantwortungsvolle Arbeit leistete, weil er beschäftigt war und dafür entlohnt wurde.

Der Rauch aus Aphroditis Zigarette stieg erneut vor seinen Augen auf.

«Woran hast du gedacht?» fragte ihn die blonde Frau.

«An nichts ...»

Sie machte noch einen Zug aus ihrer Zigarette.

«Dein Gesichtsausdruck hat mich beeindruckt. Du warst sehr eigenartig ... Du mußt in weite Fernen gereist sein!»

Alexandros erhob sich und ging zum Fenster. Abwesend betrachtete er die Vorübergehenden. Dann legte er seine Hand auf die Fensterscheibe und stützte seinen Kopf darauf. Die Frau erhob sich. Sie war im Begriff zu gehen.

«Wenn mich jemand anruft, sag ihm, ich bin ab zehn in meinem Zimmer.»

«In Ordnung!» antwortete Alexandros mechanisch. Er fühlte einen leichten Schwindel, bewegte seinen Kopf hin und her, rieb leicht mit den Fingerkuppen seine Schläfen. Wie lange soll das so weitergehen, überlegte er.

Er hatte zu nichts Lust. Er konnte nicht begreifen, wieso er so geworden war. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Anfangs hatte

er versucht, in seinen freien Stunden zu schreiben. Zufällig hatte er dem Hotelier erzählt, daß er sich mit dem Schreiben befaßte, und dieser ermutigte ihn, fortzufahren. Aber er konnte es nicht. Der Bleistift rutschte nicht übers Papier! Täglich schimpfte er mit sich, weil er sah, wie die Zeit davonrann. Da es ihm unmöglich war zu schreiben, gab er sich dem Lesen hin. Vergebliche Müh. Das Einzige, was ihm gelang, war, ein guter Angestellter zu sein.

Er ging im Büro auf und ab. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu gehen. Hier in der Stadt sind auch meine Freunde, woanders werde ich keinen Bekannten haben, dachte er. Es geht aber nicht anders ... Ich muß die Stadt verlassen. Ich werde aufs Land gehen und dort arbeiten. Das Dorf, das mir die Kraft gegeben hatte, zu fühlen und zu schreiben, wird sie mir zurückgeben. Sonst kann mir keiner helfen. Es war, als fühlte er eine Erleichterung. Er fand seinen Entschluß, die Hacke in die Hand zu nehmen, nicht schlecht. Am nächsten Tag würde er seinen Freunden und dem Hotelier Lebewohl sagen.

Plötzlich fühlte er sich in guter Laune. Er blickte jetzt durch das Fenster auf die Leute. Er wollte, so zum letzten Mal, die Stadtmenschen betrachten. Vielleicht würden Augenblicke kommen, wo er sich nach ihnen sehnen würde.

Auf einmal sah er eine flinke Schwarzhaarige um die Ecke kommen. Sie lief schnell und sah auf das Hotel. Ihm gefiel ihr schneller Gang und ihr Haar, das ihr wellenartig auf die Schultern fiel. Das flinke Mädchen mochte wohl Schülerin sein, denn sie trug eine schwarze Schürze. Sie blieb beim alten Kringelverkäufer stehen. Der Mann sprang bei ihrem Anblick von seinem Stuhl, umarmte und küßte sie auf das Haar.

«Schade, daß ich nicht das Glück des Alten habe», murmelte Alexandros halb im Scherz halb im Ernst.

Das Mädchen überquerte die Straße und kam ins Hotel. Er verließ das Fenster, setzte sich ins Büro und tat, als telefoniere er mit Charilaos, seinem Freund.

«Bist du das, Charilaos ...» Er tat, als sähe er das Mädchen nicht.

Sie sah ihn forschend an. Als sich ihre Blicke trafen, lachte sie los.

«Ah, du bist das?»

Am Profil ihres Gesichtes erkannte er, wer das Mädchen war, spielte jedoch den Ahnungslosen.

«Wünschen Sie etwas, Fräulein?»

Sie schüttelte geziert den Kopf und das Haar verdeckte die Hälfte ihres Gesichtes.

«Du bist es also ... Und mein Vater hat gesagt, ich solle mich in Acht nehmen, du seiest gefährlich hübsch. Häßlich bist du wirklich nicht!»

Die Impulsivität des Mädchens berührte Alexandros. Er sah sie jetzt auch forschend an, sah ihr schönes längliches Gesicht, die pechschwarzen

Haare, die roten, nach oben gebogenen Lippen. Und natürlich den Glanz und die Wärme, die aus ihren Augen kamen.

Mit kleinen Schritten ging sie im Büro auf ab. Sie bewegte sich leicht und mit Anmut. Sie blieb neben dem Telefon stehen und sagte:

«Ist nicht am Hörer der Herr ... Charilaos?»

Er führte die Sprechmuschel an seine Lippen und rief:

«Charilaos, geh aus der Leitung! Zufrieden?»

Sie lachte impulsiv und setzte sich ihm gegenüber. Ein leichter wohliger Duft entströmte ihrem Mädchenkörper. Wie unterschied sich dieser Duft vom Geruch des Weiblichen, der Aphroditis Körper entströmte!

«Weißt du, sagte sie, ich habe mich mit meiner Tante in Kavala gezankt und bin weggegangen. Ich werde hier das Gymnasium besuchen und oft ins Hotel kommen. Meine Tante ist eine alte Elster und sie wollte, daß ich behaupte, sie sei hübsch und eindrucksvoll. Nein, sagte ich, du bist häßlich und zahnlos. Wir stritten uns immerzu, bis ich gestern Nachmittag weglief und hierher kam ... Du tust mir leid, denn mit mir kannst du dich ganz schön in die Nesseln setzen. Ich habe ein Mundwerk ... Weißt du, wie böse ich sein kann? Aber wir könnten Umgang pflegen. Falls du mir aber den Ernsthaften vormachst, bist du bei mir verloren ...»

«So leicht gehe ich nicht verloren, bin ich doch auch ein ganz schöner Brocken.»

«Was das anbetrifft, ja, du überragst auch den Zacharias aus der Zeitschrift ‚Der Schatz‘.»

Er schüttelte vielsagend den Kopf.

«Wie ich sehe, blätterst du die Zeitschriften durch. Ich hoffe, du hast dir viel enzyklopädisches Wissen angeeignet ...»

Sie zwinkerte listig.

«Ich habe verstanden. Du wolltest andeuten, daß du den ‚Schatz‘ mißachtetest. Ihr Wortkünstler seid euch freilich zu fein, um solche Zeitschriften zu lesen.»

«Wortkünstler?»

«Ha, willst du dich etwa verstecken? Mein Vater hat mir erzählt, daß er einige Manuskriptseiten von dir gelesen hat. Und er betonte, daß es gut sei, wenn sie phantasielose Kinder lesen würden. Du hättest, sagt er, genug Phantasie!»

Alexandros senkte den Kopf. Er bereute jetzt, daß er eines Tages, als er sich mit ihrem Vater unterhielt, in Begeisterung geriet und ihm einige Manuskriptseiten zu lesen gab. Jetzt amüsierte sich die hübsche Schülerin offensichtlich auf seine Kosten. Sein Gesicht verfinsterte sich.

Da trat sie näher und stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Schreibtisch. Sie flocht die Finger ineinander und legte ihr Kinn darauf. Dabei kam sie Alexandros' Gesicht sehr nahe. Er zog plötzlich seinen

Kopf zurück, um Abstand zu gewinnen. Da berührte ihr reiches Haar sein Gesicht. Es war, als hätte ihn elektrischer Strom getroffen. Ein Schauer durchfuhr seinen ganzen Körper. Er bemerkte, daß ihn ihre Augen voller Zärtlichkeit ansahen.

«Ich wollte dich nicht verletzen», sagte sie. «Mein Vater behauptet, du würdest sehr gut schreiben. Ich habe Spaß gemacht und hoffte, du würdest darüber lachen. Wie soll ich mich ausdrücken, ich wollte dich nicht traurig stimmen. Denk nicht, ich sei böse. Im Grunde genommen bin ich sehr gut ... Manchmal aber entfahen mir schlechte Worte. Ich lebte mit meiner Tante, deshalb bin ich so geworden. Ihr zum Trotz sage ich das Gegenteil von dem, woran ich glaube. Mein Vater sagte mir, du seist sehr bedeutend. Deshalb schickte er mich, dich um deine Manuskripte zu bitten. Wirst du sie mir geben?»

«Ich habe sie verbrannt», erwiderte er.

«Zwischen uns, bitte, nicht so was ...» Sie versuchte zu lächeln. «Zu mir sollst du offen reden. Das Versteckspiel gefällt Athina nicht!»

«Athina!» wiederholte er ihren Namen.

Sie reichte ihm die Hand.

«Haben wir uns nicht vorgestellt? Ich bin die Athina!»

«Ich heiße Alexandros!»

Einen Augenblick lang blieben ihre Hände aufeinander. Er fühlte, wie sich ihre schmale Hand zwischen seiner breiten Handfläche verlor. Dann rutschten ihre Finger ab und das war wie ein letztes Streicheln. Dieses Mädchen weitet mir das Herz! Wie soll soviel Glück in mir Platz finden ...

Athina bemerkte an Alexandros' Blick Zärtlichkeit.

«Deine Augen strahlen Vertrauen aus», sagte sie lächelnd.

«Und deine Wärme! Ich könnte keinem deiner Wünsche widerstehen ...»

«Oh, wie ich mich freue! Du wirst sie mir also geben?»

«Natürlich gebe ich sie dir», sagte er lächelnd.

Ihr Gesicht erstrahlte. Alexandros legte leicht seine rechte Hand auf ihre Schulter.

«Athina», sagte er, «vor kurzem hatte ich den Entschluß gefaßt, diese Stadt zu verlassen. Es fällt mir schwer zu glauben, daß sich alles so rasch verändern kann. Ob es ein Traum ist? Aber nein, du bist es wirklich. Zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich so viel Freude und Optimismus.»

Er holte sein Manuskript. Überzeugt sagte er:

«Bis du das gelesen hast, werde ich ein Stück weitergekommen sein!»

X

Nacht für Nacht arbeitete er jetzt. Oft stand er nach Mitternacht auf und schrieb. Das Werk mußte vollendet werden. Es war aber nicht nur das. Er wußte, daß Athina es lesen wollte. Seine Hand bekam an der Stelle, wo er den Federhalter hielt, Hornhaut. Nichts konnte ihn aber aufhalten.

Eines Nachmittags kam Athina mit einem Paket an. Sie öffnete es und holte ein Päckchen sauber abgeschriebener Seiten hervor. Er warf einen Blick darauf. Den ersten Satz lesend, war er überrascht.

«Hast du das gemacht?» fragte er sie.

«Ich hatte nicht vor, deine Kritzeleien abzuschreiben. Aber die Seiten gefielen mir und so entschloß ich mich, sie abzuschreiben», sagte sie, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt.

Stolz und Dankbarkeit fühlte er für das Wesen, das neben ihm stand.

«Das hast du für mich getan?»

«Hmm, für dich und für mich. Es reizte mich ... Ich wußte natürlich, daß du dich freuen würdest.»

Er gab ihr noch mehr beschriebene Seiten.

«Ab heute werde ich langsam und sauber schreiben», sagte er. «Es wird nicht nötig sein, daß du es abschreibst.»

Sie blieb vor ihm stehen, warf ihm einen schrägen Blick zu, packte ihn am Kragen und schüttelte ihn leicht.

«Was hast du gesagt? Willst du, daß ich keine Zeile mehr von dir lese?»

Er freute sich, er nahm ihren Oberarm und fragte:

«Was hältst du von einem Spaziergang zum Strand, an unseren bekannten Plätzen?»

«Ich bin kein Spielverderber ...», antwortete das Mädchen.

Sie fühlten sich wohl. Er hielt sie leicht am Oberarm und führte sie zum neuen Strand. Immer wenn er mit den Strandphilosophen, seinen Freunden, spazieren ging, begannen dort ihre Diskussionen.

Der breite Strand war fast leer. Der kalte und nasse Wind, der vom Meer kam, vertrieb die Fotografen und Kringelverkäufer, die sich gewöhnlich am Weißen Turm versammeln. Nur ein Kastanienverkäufer war da, der auf seinem Zweirad Kastanien briet und aller paar Augenblicke über der Glut die Hände rieb, um sie zu wärmen. Zwei, drei Pärchen standen umarmt am Rande der plattenbelegten Promenade, zum Meer hin.

«Wie findest du meine Freunde, die Strandphilosophen?» fragte Alexandros.

«Sie gefallen mir. Es beeindruckt mich, daß Menschen mit so sehr unterschiedlichen Ideen es schaffen, Berührungspunkte zu finden.» Und

dann ergänzte sie: «Getrennt zu laufen und sich auf dem nächsten Hügel doch zu treffen.»

Alexandros blieb stehen und schaute sie aufmerksam an.

«Der nächste Hügel ... Was meinst du, wie weit er ist. Wollen wir hoffen, daß wir uns nicht in irgendwelchen trügerischen Schluchten verlaufen, bevor wir dort ankommen.»

Er legte seine rechte Hand auf ihren Nacken und seine Finger verloren sich in ihrem reichen Haar. Mit der linken Hand drückte sie über dem Mantel sachte seine Taille. Mit kleinen Schritten liefen sie parallel zur Kaimauer, an der sich die Wogen brachen.

«Ich frage mich», sagte Alexandros, «ob es uns irgendwann gelingen wird, uns von der Umwelt zu befreien, um den Teig unserer geistigen Erbschaft zu kneten.»

«Warum nicht», unterbrach ihn Athina. «Den Anfang habt ihr schon gemacht.»

Alexandros lachte.

«Mich erschreckt dein Optimismus.»

«Warum?» reagierte sie impulsiv. «Wären wir Frauen nicht optimistisch, gäbe es euch nicht! Ihr wäret nicht mal geboren! Hast du an die Frauen in all den Jahren gedacht, die du in deinem Werk beschreibst? Schwarzgekleidete Witwen, die ihre Kinder großziehen, die dann die ‚anderen‘ nehmen, um sie zu Janitscharen zu machen. Und doch, der Mut dieser Frauen hielt dies Volk und seine Erbschaft am Leben.»

Alexandros betrachtete sie voller Bewunderung.

«Athina, Athina», sagte er lachend, «wer hat dir diesen Namen gegeben?»

Sie sah ihn zufrieden an.

«Wenn ich überlege», sagte er kurz darauf, «was dieses Volk durchgemacht hat, um sein Erbe zu erhalten und welche Verantwortung sich daraus für uns ergibt, fühle ich meine Knie weich werden.»

«Stütz dich auf mich», sagte sie heiter und legte beide Arme um seine Taille.

Vom verschneiten Gipfel des Olymp strömte eiskalter Wind.

«Frierst du?» fragte Alexandros und stellte den Kragen ihres Mantels hoch, um ihre geröteten Ohren zu bedecken.

Er spürte ihren warmen Atem auf seinem Gesicht. Sie stellte sich auf ihre Fußspitzen und ihre Stirn berührte sein Kinn. Sie legte ihre Arme um seinen Hals und drückte sich an ihn. Er fühlte das leichte Zittern ihres Körpers in den seinen übergehen.

Ihr Atem wurde schneller. Ihre Lippen trafen sich. Alexandros umarmte sie und hielt sie lange so.

Dann machten sie kehrt. Sie fühlten sich leicht, als bewege sie der sanfte Wind, der vom Olymp kam. Sie spürten weder die Kälte noch die Nässe des Meeres.

«Wie weit bist du bei deiner Suche nach dem goldenen Webstuhl?», fragte Athina ihn.

«Ich fürchte, ich bewege mich sehr langsam voran», antwortete er ernst. «Ich muß mich wohl schneller bewegen, zu viel Zeit geht verloren. Außerdem reicht es nicht, wenn nur einer sucht ...»

«Sicher», gab Athina zu. «Eine Erbschaft von Generationen bedarf der Suche von Generationen.»

«Nur, daß sich unsere Generation mit anderen Dingen beschäftigt.» Alexandros lächelte bitter.

«Werde nicht wieder pessimistisch», sagte Athina. «Sicher leben wir heute besser, als unsere Großväter und erfreuen uns der kleinen Genüsse. Aber denk nicht, wir suchen nicht auch etwas Zeitbeständiges. Außerdem gibt es auch heute viele noch, die eine schwere Last tragen!»

Alexandros blieb nachdenklich.

«Hoffen wir, daß wir bei unseren Nachforschungen glücklicher sind als unsere Väter ...»

Sie blieben kurz vor dem Weißen Turm stehen.

«Athina, es ist reichlich spät», sagte Alexandros. «Ich werde dich nach Hause begleiten und dann werde ich ins Hotel zurückkehren.»

«In Ordnung!»

Und sie gingen bergauf den Weg zu den Vierzig Kirchen.

XI

Alexandros stand kurz vor der Vollendung seines Werkes. Je näher der Tag des Abschlusses rückte, umso größer wurde seine innere Anspannung. Er hatte den Eindruck, er verspäte sich. Er arbeitete viele Stunden im Hotel und wenn er sich danach in seiner Phantasie seine Fabel formte, mußte er bald wieder auf seinen Posten zurückkehren. Er fand, daß diese Art von Tätigkeit zeitraubend und wenig ergiebig war. Er fürchtete sogar, dies ginge auf Kosten der Qualität seines Textes. Nicht selten aber war er auch körperlich müde.

Er kam zum Ergebnis, daß es nur eine Lösung gab. Er mußte die Arbeit im Hotel unterbrechen und sich ganz dem Schreiben hinzugeben. In all den Monaten hat er vermocht, einige Ersparnisse zurückzulegen. Sie würden ausreichen, um seine Unkosten zu decken.

Er ging bei seiner alten Wirtin Tassia in Kamara vorbei und fragte, ob sie ein Zimmer frei hätte. Und wirklich, Frau Tassia hatte ein unbesetztes

kleines Zimmer im Erdgeschoß. Ein junger Schuster, der es bis dahin bewohnte, hatte geheiratet und war in das Haus seiner Frau gezogen.

Er war sehr froh, in seine vertraute Umgebung zurückzukehren. Er kam mit seinem länglichen, aus dickem Karton bestehenden, leicht beschädigten Koffer und einer Tasche voller Papiere bei Frau Tassia an. In einer halben Stunde war der Umzug beendet. Alexandros setzte sich an den kleinen Tisch, breitete seine Texte auf dem Bett aus und begann zu arbeiten.

Er unterbrach jede Beziehung zu seiner Umwelt. Kein Telefonat, kein Besuch. Morgens trank er Tee. Mittags kaufte er sich in den Geschäften der Nachbarschaft ein halbes Schwarzbrot und ein halbes Kilo Yoghurt und abends ging er hinunter bis zur Ignatiastraße und aß in einer Studentengaststätte. Diesen Rhythmus hielt er streng ein.

Er pflegte nur mit Herrn Evangelidis, seinem alten Philosophielehrer Umgang, einem sehr höflichen und gebildeten Mann. Alexandros war dem Herrn Evangelidis seit der zweiten Klasse des Gymnasiums aufgefallen und er riet ihm, welche literarische Werke griechischer und fremder Schriftsteller er lesen sollte. Als der Lehrer später pensioniert wurde, besuchte ihn Alexandros und sprach mit ihm über seine Schreibversuche. Der Lehrer war sehr interessiert und bat Alexandros, ihm seine Texte zu zeigen, was er mit Freude tat. Der Pädagoge machte zuerst viele Bemerkungen und wollte, daß sein Schüler ihm ständig neue Texte bringe. Bei seinem Besuch im letzten Monat aber bereitete ihm Herr Evangelidis eine Überraschung.

«Ich habe mit dem Verlag gesprochen, dessen Ausgaben ich literarisch betreue. Sobald du fertig bist, werden sie dein Buch herausbringen. Beeil dich aber nicht. Und achte stets den Leser ...»

Alexandros bedankte sich bei seinem Lehrer. Er sagte ihm, wie glücklich er sich schätzte, daß er so viele Jahre nun seine Zeit für ihn opfere, und ihm bei solchen praktischen und für einen Menschen ohne Erfahrung schwierigen Problemen hilft.

Der Lehrer schlug ihm leicht auf die Schulter und sagte:

«Arbeit, Arbeit will ich jetzt von dir sehen!»

Vangelis, der alte Postbote, lachte und leckte sich im Gehen die Lippen ab. Er dachte an die Süßigkeiten, die er bald essen würde. Drei Zähne waren ihm verblieben, der Arzt sagte, er solle Süßes meiden, doch daran hielt er sich nicht. «Was soll ich mit einem Leben ohne Süßigkeiten! Lieber verhungere ich als Zahnloser!» Gero-Vangelis hatte zwar eine Frau, aber sie hatte ihm niemals das Leben versüßt. Sie befahl nur wie ein General: Kauf noch mehr Sachen, bring noch mehr nach Hause ... Nichts anderes geschah zwischen ihnen. Und das Alterchen sagte sich, wenn es etwas Süßes im Leben gab, dann waren es die Loukoumia und die

Baklavades. Von seinem Lohn behielt er manchmal einen Hunderter, um Loukoumia zu kaufen.

An diesem Tag glaubte er, die Süßigkeit von Kyra-Tassia sicher zu haben. Über ein Jahr hatte er keinen Brief mehr in ihr Haus getragen. Und heute brachte er gleich zwei. Er war sogar darüber verwundert und schaute nach dem Absender. Der eine Brief kam aus einem Dorf, doch der Alte konnte sich nicht besinnen, wo er den Namen schon mal gehört hatte. Der andere war ein Einschreiben und kam aus der gleichen Stadt. Tassia war nicht der Empfänger, das aber hat nichts zu bedeuten, sagte sich der alte Postbote. Vielleicht war er für jenen Jungen, der seit geraumer Zeit in ihrem Haus wohnte. Vangelis würde sich dummstellen und sich an sie wenden. Dann muß sie einen ausgeben.

Er ging durch die Eisentür, durchschritt den Garten und klingelte.

«Ich habe Post! Post, Kyra-Tassia!»

«Was ist los?» fragte sie überrascht.

«Ich bringe dir Briefe! So viele Jahre hast du keine Post bekommen ...»

Tassia nahm verwundert die Briefe entgegen, betrachtete sie.

«Sie sind nicht für mich», sagte sie, «sie sind für den Jungen, der bei uns ein Zimmer gemietet hat.»

«Schade ...», sagte der Alte listig und tat, als hätte er seine gute Laune verloren. «Und ich habe nur irgendeine Süßigkeit erhofft ...»

Alexandros hörte das Gespräch und sprang aus seinem Zimmer. Er packte den dicken Brief, öffnete ihn und las. Und je länger er las, umso mehr erhellte sich sein Gesicht. Er warf schließlich den Brief in die Höh, umarmte die Frau und drehte mit ihr tanzend zwei Runden. Ihr wurde schwindlig und sie begann zu schreien:

«Ach, ach, mein Gott, er bringt mich um ...»

«Ich habe es geschafft ...», rief er.

«Bravo! Hast du Erfolg?»

«Mein Buch wird erscheinen!» antwortete er stolz.

Da kam aus dem Schlafzimmer auch Magda, Tassias Tochter, die dort Algebra lernte. Ihre feinen Augen sahen ihn voller Bewunderung an.

«Ist es wahr?» fragte sie ihn.

Statt einer Antwort packte er sie um die Taille und warf sie zweimal kräftig in die Höh.

«Seid ihr verrückt geworden?» rief die Mutter.

«Heute ist mein Tag, ich habe das Recht zu machen, was ich will. Heute werde ich für die Mühen dreier Jahre belohnt!» Und er warf wieder kraftvoll das Mädchen in die Luft.

Athina kam ihm in den Sinn. Er hatte ihr versprochen, mit ihr den Erfolg zu feiern.

Der Postbote, der traurig dasaß, wollte gerade gehen.

«Moment», sagte Alexandros. «wie viele Süßigkeiten ißt du im Monat?»

«Wenn es nicht der Februar ist, dreißig oder einunddreißig.»

«Schön, jedesmal wenn du an der Konditorei unseres Viertels vorbeikommst, darfst du auf meine Kosten eine essen!»

Der alte Mann sprang hoch vor Freude. Und als er am Eisentor stand, drehte er sich um und fragte:

«Bleibst du lange hier? Ich will dir noch mehr Briefe bringen ...»

Alexandros lachte. Der Schweiß rann über sein Gesicht. Er holte sein Handtuch und wischte sich gründlich Hals und Stirn ab. Magda stand daneben und sah ihn verwundert an.

«Warum siehst du mich so an? Was ist an mir?»

«Gar nichts. Ich kann nur nicht glauben, daß du plötzlich, obwohl wir im gleichen Haus leben, bedeutend geworden bist.»

Er zog das schwarze Hemd an, das der Athina so sehr gefiel, und wollte aus dem Haus, um sie zu treffen.

Frau Tassia hielt ihn aber auf. «Du hast noch einen Brief, Alexandros», sagte sie und reichte ihm den zweiten Umschlag, den der Postbote gebracht hatte. Er riß ihn seitlich auf, nahm den kleinen Brief heraus und näherte sich der Tür, um ihn lesen zu können.

Sein Gesicht verlor die anfängliche Freude. Ein Schmerz nistete sich zwischen seinen Augen ein. Als er zu Ende gelesen hatte, sagte er:

«Ich fahre ins Dorf!»

Er packte seine Jacke und ging aus dem Haus.

Fünf Uhr morgens hatte er mit dem Taxi sein Geburtshaus erreicht. In dem Augenblick erwachte seine Mutter, die nach ländlichem Brauch das Bett verließ, bevor die Sterne am Himmel erloschen waren. Vor Überraschung begann sie zu weinen. Alexandros war noch von ihrem Brief erschüttert.

«Verlasse ich das Haus, weint ihr. Komme ich zurück, geschieht dasselbe. Keine Tränen, bitte!»

Seine Mutter sah ihn vorsorglich an.

«Es ist gut, daß du gekommen bist.»

Er war ergriffen. Da fiel ihm ein, daß er, obwohl er seit Monaten abwesend war und von weither kam, ihre Hand nicht geküßt hatte. Er bückte sich rasch und holte es nach. Sie streichelte sein Haar und drückte ihn an sich.

«Wie ist es dir in all dieser Zeit ergangen? Ach, mein Ungezogener, sag es mir!»

Er stöhnte auf.

«Mutter, ich habe ein Buch geschrieben!»

Sie hatte ihn nicht richtig verstanden und fragte wieder:

«Was ist dir passiert?»

«Ich habe ein Buch geschrieben.»

Sie kratzte sich den Kopf.

«Bist du ein Märchenerzähler geworden, wie der Vater sagt?»

«Ja, Mutter.»

«Hab ich dir nicht gesagt, du sollst auf deinen Vater hören und nicht so was werden!», sagte sie und versuchte, ihrer Stimme einen strengen Ton zu geben. «Das macht aber nichts, alles kann man ausbügeln ...»

Alexandros hätte am liebsten zugleich gelacht und geweint.

«Das Schlimme, Mutter, ist, daß der Vater es nicht schaffen wird, mich, den Märchenerzähler, zu sehen.»

Sie wischte sich die geröteten Augen ab.

«Ghakis ist zum Kloster gegangen, um ihn hierher zu bringen. Sein Herz aber hält die Reise nicht aus. Sobald es ihm etwas besser geht, wird er ihn mit einem Motorboot bringen.»

Alexandros senkte den Kopf. Es tat ihm sehr leid, daß seine Mutter nicht sagte: «Böser Junge, du bist an allem schuld. Um dich Aufmüpfigen studieren zu lassen, hat er sein Leben zerstört.» Ihr Schweigen quälte ihn sehr und drückte wie ein Knoten seinen Hals zu. Er hielt es nicht mehr aus, das Haus erdrückte ihn, er wollte ins Freie, um frische Luft zu schnappen.

«Wann, Mutter, fährt das Linienschiff zum Heiligen Berg?» fragte er.

«Um sechs.»

«Dann gehe ich jetzt, um es nicht zu verpassen.»

Und ohne seine kleine schlafende Schwester zu begrüßen, ging er davon.

Der alte David, der praktische Arzt des Klosters, hatte seinen Besuch beim Kranken beendet und ging in den Saal, um mit dem älteren Sohn des Leidenden zu sprechen.

«Mein Sohn Ghakis», sagte er. «Dein Vater verlangt nach einem Foto deines Bruders Alexandros. Kannst du ihm diesen Wunsch erfüllen?»

«Das ist nicht nötig, Pater David, bald wird er ihn selbst sehen.»

«Ich denke, er befindet sich in der Stadt, weit weg von hier.»

«Nicht allzu weit!» Und er wies auf Alexandros, der in der Tür stand.

Der Arzt setzte seine Brille zurecht, um ihn erkennen zu können.

«Deine Rückkehr kommt gerade recht.»

«Kann ich jetzt zu ihm?»

«Natürlich, beeil dich ...»

Sehr leise öffnete er die Zimmertür seines Vaters, ging hinein und blieb mit gesenktem Kopf am Rande des Bettes stehen. Das Gesicht des Vaters war ruhig, fast wie versteinert, erhaben.

Alexandros kniete sich nieder. Der Vater bemerkte etwas und mit Mühe drehte er seinen Kopf zu ihm. Beim Anblick des Sohnes wurde er selig. Er blieb in der gleichen Haltung und betrachtete sein Kind. Ein Lächeln erschien auf seinen Lippen und breitete sich übers ganze Gesicht aus. Er verbrauchte seine letzte Kraft, um die Hand unter dem Bettlaken hervorzuholen. Er ließ sie einen Augenblick auf seiner Brust ruhen, und legte sie dann fürsorglich auf das Haar seines Sohnes.

Alexandros spürte ein Gewicht von seinem Herzen weichen. Er liebt mich noch, dachte er, und seine Seele bekam Mut. Der Vater streichelte ihm sachte den Kopf.

«Alexandros, hast du das Gymnasium beendet?»

Er sah den Vater an.

«Das wird auch werden. Mein Buch aber ist schon erschienen.»

«Setz dich in meine Nähe, mein Kind!» sagte der Vater.

Alexandros trocknete sich die Augen ab. Der Vater benetzte mit der Zunge seine Lippen, um sprechen zu können.

«Am Ende meines Lebens, Alexandros, bin ich so glücklich! Es macht nichts, daß ich so sterbe. Ich habe einen bedeutenden Sohn gezeugt. Ist das etwa wenig?»

«Ja, Vater.»

«Als du damals weggegangen bist, war ich im Unrecht ... Ich will dir die Wahrheit sagen. Im Stillen freute ich mich über deine Träume und erzählte es anderen, um anzugeben. Aber alle sagten mir, du würdest dabei Not leiden, deshalb schimpfte ich mit dir ... Das ist nun vorbei.»

«Ja, Vater, das ist Vergangenheit.»

Er atmete tief durch und fuhr fort:

«Was wirst du jetzt machen? Wirst du das Gymnasium beenden? Mach es, Alexandros, mach es mir zuliebe ...»

«Ja, Vater, ich werde es tun.»

Der Vater verlangte, daß sein anderer Sohn, der Ghakis, auch zu ihm käme.

«Den Priester», flüsterte er.

Der junge Mann blieb in Gedanken versunken neben dem Bett. Die Zeit verstrich sehr langsam und die Minuten wurden zu Jahrhunderten. Irgendwann ging die Tür auf und der Priester Papa-Grigoris, stattlich in seiner Stola, betrat den Raum.

«Das Heilige Abendmahl für Ioannis, den Diener Gottes», sagte er. Er sah mit seinen freundlichen Augen Alexandros an.

«Mein Kind, dort, wohin er geht, gibt es weder Trauer noch Stöhnen!»

Kurz darauf hörte er das leise Weinen seines Bruders. Ihr Vater war bereits tot.

Zur gleichen Zeit erreichte ein Telegramm das Dorf und ein Motorboot fuhr in Richtung Kloster ab, um den Toten zu holen. Und am nächsten

Tag, in dem Moment, als die Sonne aus dem Meer tauchte, erreichte das Schiff das Dorf. Jeder der Dorfleute, die den Sarg vom Hafen bis zu seinem Haus begleiteten, hatte ein gutes Wort über den Toten zu sagen.

An der bescheidenen Feier am Grab nahmen die meisten Einwohner des Ortes teil. Sie fühlten, daß einer von ihnen gegangen war, einer von den Alten, die immer seltener wurden. Die Kirchensänger und die Helfer konnten nur mit Mühe die Tränen zurückhalten.

Der Dorfpriester Papa-Dimitris sprach einige Abschiedsworte.

«Wir verabschieden heute den Barba-Jannis, wie wir ihn nannten. Für uns verkörperte der Diener Gottes Ioannis die Tradition des Heiligen Berges und die christliche Tugend. Er brachte uns nach Akanthos die Lehren der Kirche Gottes, den byzantinischen Gottesdienst. Er war ein gründlicher Kenner des Dogmas und half uns bei der Einhaltung der Lehren der heiligen Bücher. Nach jedem Gottesdienst nannte er uns die Fehler, die wir sowohl in der Grammatik als auch in der Musik machten. Anerkennend nannten wir ihn den Herrn Paratatikos, den Herrn Imperfekt, weil er uns, tiefer Kenner der altgriechischen Sprache wie er war, über die Konjugation der Verben aufklärte. Barba-Jannis war ein ausgezeichneter Familienvater, hatte das Glück, Kinder und Enkelkinder zu erleben und war das Vorbild eines Bürgers unserer Gesellschaft. In Ewigkeit Amen!»

DRITTER TEIL

Die Erde der Vorfahren

I

Die Bucht von Akanthos dehnt sich aus wie die Scheren eines Krebses, und an jedem Ende sind statt zwei Zangen zwei kleine Inseln. Das Dorf liegt genau in der Mitte der Rundung und trennt den einen Arm vom anderen. Auf dem linken wächst ein dichter Wald mit Buchen und Eichen. Die Pfade sind schwer zugänglich und man findet Quellen mit frischem Wasser. Wilde Tiere und Vögel jagen sich in ihrem herrlichen Reich und singen voller Freude. Der rechte Arm steigt sachte hinauf und reicht von den Meereswogen bis zu den niedrigen Hügeln. Ein Abhang, geschaffen, um vom Pflug des Bauern aufgebrochen zu werden. Neben den im Sommer friedlichen Flüssen leuchtet überall die schwarze Erde des Ackers, das Silber der Ölbäume, gedeihen die Weinstöcke und alles, was es noch im Reich Gottes gibt.

Diese Gegend hier füllt sich von Anfang April bis Ende Oktober mit Leben. Das ganze Festland erdröhnt dann von der Hacke des Bauern und dem Lied der Arbeiterin, die von ihrer Liebe singt und die Sonne beschuldigt, absichtlich ihren Untergang zu verzögern, während sie unter der Müdigkeit und der Hitze zu leiden hat. Die Fischer wiederum fahren hierher, werfen die Netze aus und ziehen sie später eilig auf den Sandstreifen, lesen die Fische aus, um sie mit dem Kaiki ins Dorf zu schicken. Aber wenn sich die Sonne anschickt, unterzugehen, haben sie es nicht mehr eilig, keiner treibt sie an, und sie setzen sich an den Flußufern in den Schatten der Platanen hin, um die Netze zu flicken, und dabei singen sie Seemannslieder, um die Stimmen der ländlichen Sänger zu übertönen.

Und dies alles geschieht nur in den warmen Monaten. Tödliche Stille macht sich in dieser gesegneten Gegend breit, sobald die eisigen Winde, die regnerischen, vom Athos und dem Pangäo und aus der Tiefe der Ägäis zu pfeifen beginnen.

Zur Linken befindet sich das Klostergut, das seit vielen Jahren im Sommer wie im Winter einer Handvoll Bauern Unterkunft gewährt. Ihnen war das Dorf zu groß und abseitig, denn es sind drei Stunden Fußweg vom Klostergut, wo sich ihre Äcker befinden, bis dahin. Was hatte es schon zu bedeuten, daß sie da oben ein Häuschen hatten? Für sie war das Haus ihre Erde, auf die sie getreten sind, als sie die ersten Schritte machten, die sie aufnahm, wenn sie in der Kindheit Versteck spielten, die Erde, die sie mit ihrem Schweiß getränkt haben. Und die ließ sie mit vollem und manchmal mit leerem Bauch zu Bett gehen.

Hier bearbeiteten sie, patriarchalisch geleitet, mit Großmutter und Enkelkindern den Boden und hatten ihre kleinen Freuden. Die Siedlung hat sich sogar einen eigenen Namen gegeben, hat ihn von den vielen Olivenbäumen ringsum auf den Hügeln geborgt. Sie hat sich Elia, Olive, getauft.

Jede Familie besaß mehr oder weniger guten Boden, von dem sie leben konnte. Am Ende des Jahres aber waren alle überall verschuldet, beim Krämer, beim Schneider, beim Schuster, selbst beim Frisör. Nicht, daß die Erde unberechenbar wäre und ihre Mühen verloren gingen. Ab und zu in vier Jahren, fügte es sich, daß die Ernte nicht gut ausfiel. All diese Bauern aber fanden, daß der Mensch nicht geschaffen sei, um von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang sich einer Arbeit hinzugeben, die schnell das Leben zerstört. Sind etwa die Bauern des Dorfes besser dran, die wie Sklaven schuften? Sind die vielleicht auf einen grünen Zweig gekommen? Und wenn sie ein paar Drachmen mehr verdienen, geht das Geld für grelle Kleider und Anzüge in die Taschen des Kyr-Nikos.

Diese aber richteten es so ein, daß sie vom Morgen bis zum Mittag arbeiteten, sich bis zum Nachmittag ausruhten, um dann mit neuer Kraft erneut bis zum Sonnenuntergang auf Arbeit zu gehen. Und dann ließen sie ihr Werkzeug in den Acker fallen und rannten zum Gut. War es kalt, versammelten sie sich im großen Saal, rösteten Kichererbsen und erzählten sich Märchen. Wenn wiederum das Wetter gut war, setzten sie sich unter dem klaren Himmel in den Hof und redeten über den Boden, die Ernte und das Leben.

Das ganze Dorf hatte es mit ihnen. Was soll aus Elia werden, sagten die Akanthier. So ein großes Grundstück, so viel gute Erde und alles bleibt ungenutzt ... Diese Faulpelze! Tun ihnen ihre Äcker nicht leid? Alle suchten nach einer Gelegenheit, um über sie schlecht zu reden. So taten es übrigens auch die Elioten mit den Akanthiern, wenn sie an den Abenden zusammensaßen.

Elia hatte außer seinen Pflügern auch seinen Dichter, den Aidonis, Alexandros' Onkel. Und alles, was geschah, was diese Bauersleute hier fühlten, ob wichtig oder nicht, verwandelte Aidonis in Verse. Er war ein hochgewachsener magerer Mann mit grauem Haar und einer Baskenmütze, die er schräg aufsetzte. Was seine Bildung anbetraf, so hatte er ein Jahr lang die Grundschule besucht. Aber sein ganzes Leben lang schrieb er Gedichte. Fand eine Feier statt, wurde getanzt, schmiedete er Verse. Hatte er Ärger zuhause, lag er krank im Bett, in seinen Gedichten suchte er Trost. War sein Geist getrübt, legte er sich in den Schatten eines Baumes, dichtete ein Verschen und im Nu klärte sich sein Hirn auf.

Voller Stolz sprach Alexandros über ihn. Zu denen, die ihn nicht kannten, sagte er, daß sein Onkel Dichter sei und demnach auch in seinen

Adern das Blut eines Künstlers flösse. In Wirklichkeit aber war Aidonis der Mann der Schwester seines Vaters, der Photini, und sie hatten kein gemeinsames Blut.

Die Gemeinschaft der Siedlung Elia wurde durch Alexandros' Anwesenheit bereichert. Er kam jetzt täglich mit seinem Boot. Er hatte dort ein Äckerchen, fünfzehn Ar groß, geerbt von seiner Großmutter. Bis dahin hatten sie es vermietet. Jetzt hatte Alexandros beschlossen, den Acker selbst zu bearbeiten. Er lag neben dem Graben, der fast das ganze Jahr Wasser führte, vom Norden her beschützten ihn die Hügel, und das Meer war nicht weit. Dieses Feld gefiel ihm sehr. Bei seinem Anblick schien sein Herz einen Freudensprung zu machen, die vorväterliche Erde sprach zu seiner Seele und er vermochte nicht, sich von ihr zu trennen. Er würde Wurzel schlagen in diesem Acker, sagte er jenen, die ihn nach seinem Aufenthalt hier fragten. Mit ihm zusammen kam der verrückte Nikolas, sein alter Freund, der, wie Alexandros, herzlich aufgenommen wurde.

An einem Nachmittag im März ging Alexandros von seinem Haus zum Hafen, der außerhalb des Dorfes lag. Als er die erste Hütte an der rechten Seite des Hafens erreicht hatte, schloß er die Tür des Bootsschuppens auf und zog sein Boot bis hinunter zum Meeresufer. Aus dem Lager holte er noch den kleinen Mastbaum und machte ihn fest. Er brachte das Steuer am Heck an und entfaltete das dreieckige Segel. Er würde nach Elia fahren.

Und während er sich an jenem Nachmittag mit seinem Boot Elia näherte, spürte er eine Kraft, die ihn in diese Richtung schob. Das Segel schob langsam sein Boot dem Strand zu. Er betrachtete seinen Acker. Schade, sagt er sich, ich besaß diese Erde und kannte sie nicht ... Warum ist die Liebe zu ihr so spät in mir erwacht ...?

Nikolas, der von weitem schon das Boot gesehen hatte, kam zum Meer gelaufen. Alexandros schätzte, der Schwung, den das Boot hatte, würde reichen, um das Festland zu erreichen. Er ging an Heck, zog das Steuerruder heraus, daß es beim Hinausziehen des Bootes nicht zerbrach.

Nikolas stand wie eine Statue im Sand und schaute gutmütig, seine speckige Mütze ins Genick geschoben, hinüber.

«Grüß dich, Nikolas», rief Alexandros und sprang vom Boot.

«Grüß dich ... Grüß dich ... Grüß dich ...»

Er klopfte ihm leicht auf die Schulter.

«Alles in Ordnung, Nikolas? Kerngesund?»

«Ja ... Ja ... Gut geht es mir ... gut ... Warum nicht?»

Sie legten zwei Balken in den Sand, um das Boot weit hinaus zu ziehen. Das Wetter könnte sich ja verschlechtern und der Wind das Boot hinaustreiben. Sie packten die Griffe links und rechts. «Hoooooh, op»,

schrie Nikolas und hob seine Seite schon hoch. Der andere tat das Gleiche, sie hieften das Boot auf die Balken und zogen es hinauf.

Sie liefen auf die rechte Seite, immer am Meer entlang, die nackten Füße im Wasser, spürten seine Frische, erreichten den großen Olivenhain und da war auch das Gut. Die Bewohner von Elia saßen alle auf dem Hof.

Aidonis hatte ein hinkendes Schaf, das ihn täglich, wenn er es auf die Weide trieb, ärgerte. Es blieb immerzu stehen.

«Das schwarze Messer wird dich treffen», schrie er wütend, aber das Schaf kam immer wieder davon. Jetzt aber, da sein Neffe nach Elia gekommen war, um auf seinem Grundstück eine Hütte zu bauen, hat er das Schaf geschlachtet, vorsichtig gehäutet und auf dem Spieß aufgezogen. Sie schätzten, gegen Abend würde das Fleisch gar sein.

Der Himmel war sauber, besät mit Myriaden Sternen. Er schickte aus der Höhe sein leuchtendes Licht auf Aidonis und die anderen nieder, die sich anschickten, den Braten zu genießen. Sie legten ihn auf einen langen Tisch neben dem Ziehbrunnen, den sie auf dem Hof gezimmert hatten, und viele Leute nahmen daran Platz. Am Kopfende des Tisches saß die wichtigste Person, Alexandros' Onkel, denn er hatte das Lamm gespendet. Rechts von ihm hatte Agapitos, der Hirte, Platz genommen. Links vom Dichter saß Milios, der Flurwächter, bekannt unter dem Spitznamen Pelekys. Er war der einzige ‚Intelligenzler‘ in Elia. Er wollte immer in den Gesprächen der Leute sein und strengte sich an, ein wenig Lesen und Schreiben zu lernen, damit die anderen auf seine Hilfe angewiesen wären. Aber selbst das reichte ihm nicht. Er wollte als jemand erscheinen, der über den anderen steht. Als er eines Tages einen langen Graben aushob und er eine Axt brauchte, um die Wurzeln eines Baumes abzuschlagen, rief er den Leuten zu: «Den Pelekys, den Pelekys, wo ist der Pelekys?» Die anderen wunderten sich. Was soll das sein, der Pelekys? Milios wurde wütend, weil sie ihn nicht verstanden und schrie sie voller Verachtung an: »Ungebildete! Ich will den Pelekys, wie die alten Griechen die Axt nannten ...»

Die anderen bogen sich vor Lachen, als sie das hörten. Hör sich das einer an, sagten sie, Milios will die Axt haben und nennt sie Pelekys! Und sofort hatte er seinen Spitznamen weg. Nach und nach hörten sie auf, seinen wirklichen Namen zu benutzen. Frauen, alte Männer und sogar die Kinder riefen ihn Pelekys.

Der alte Ignatis, das Oberhaupt des Gutes, zweiundneunzig Jahre alt, saß neben dem Hirten. Er schaute auf den rosaroten Braten und seine alten Augen waren zufrieden vom Anblick. Mit der Zunge leckte er vorsichtig seine schmalen Lippen ab. Er sprach nicht, aber aller paar Augenblicke riß er seine Augen vom Braten los und betrachtete die Sterne am Himmel. Er spürte eine Unruhe. Er hatte nicht allzuviel

Vertrauen in diese sternenklare Nacht und sein Blick erfaßte forschend, wie ein kleines Teleskop, die Sterne des Himmels.

Bauern, Bienenzüchter, Hirten und selbst Kleon, Aidonis Schwiegersohn, der Fischer, saßen am Tisch. Und dann waren die Frauen da, die den Braten verteilten, die Teller der kleinen Kinder füllten, die abseits spielten, die Gedanken aber immer beim Fleisch hatten. Die Jugendlichen und die Mädchen saßen etwas weiter ab, unter den ersten Ölbäumen, weg von den Blicken der Erwachsenen.

Schritte wurden hörbar. Zwei Geräusche, das eine schwer und langsam, das andere schnell und beweglich. Sie näherten sich dem Gut.

«Aristos, es ist dein Neffe», sagte Agapitos, der Hirt.

«Zeit wird's», antwortete der andere und sah sich den Spieß an.

Zwischen den Ölbäumen tauchten Alexandros und Nikolas auf.

«Oh, was für tolle Vorbereitungen ...!» staunte Alexandros, als er den Tisch mit dem Braten sah.

«Wir werden schon die Festung stürmen, mein kleiner Alexandros», antwortete sein Onkel und zeigte auf das gebratene Schaf. Sie machten Platz und Alexandros und Nikolas setzten sich neben ihm.

«Ich sehe, die Festung ist gefährlich!» sagte er.

«Sie ist es, natürlich ist sie es ... Wir aber haben gute Waffen. Wir werden Handgranaten einsetzen», sagte er und zeigte auf ein Fäßchen mit Wein.

Die anderen lachten.

Pelekys mischte sich ein.

«Wir werden freilich schwere Verluste haben, denn die Handgranaten werden während des Angriffs unsere Köpfe treffen.»

«Die Verwundeten werden wir im Flickenteppich forttragen», scherzte Agapitos.

«Und ihnen bitteren Kaffee einflößen!»

Sie stellten das Lamm vor den alten Ignatis. Er schlug ein Kreuz und betete, er dankte Gott und Aidonis für das Schaf und gab das Signal zum Zerteilen.

«Kannst du, Aristos, nicht ein Gedicht auf den Braten machen?» fragte ihn Pelekys.

«Ach, was soll's ...»

«Komm, mach eins, deinem Neffen zu Gefallen», beharrte der andere.

Der Dichter schüttelte verneinend den Kopf.

«Das muß von innen kommen, sonst wird nichts.»

Das Lamm wurde verteilt. Aber als jeder den ersten Bissen gekaut hatte, verfinsterten sich die Gesichter. Es war nur äußerlich gar. Das Feuer ist wohl zu stark gewesen und hat nur die Kruste geröstet. Im Innern ist das Fleisch roh. Die Augen aller richteten sich auf Aidonis.

Einige lächelten sogar heimlich. Sie ahnten, daß er bald ein Gedicht auf das rohe Schaf machen würde.

Alexandros sah den Onkel die Mütze abnehmen und sich seinen kahlen Kopf kratzen. Sicher macht er ein Gedicht, überlegte der Junge. Und er sah, wie sich auf seinem Gesicht das Fieber der Schöpfung abzeichnete. Dann schmunzelte er unter seinem dicken Schnurrbart. Der Augenblick war gekommen, sagte sein schlaues Lächeln. Plötzlich jedoch änderte sich sein Gesichtsausdruck, erlosch das Fieber. Er würde kein Gedicht verfassen. Ihm war eingefallen, daß die Tochter des Agapitos das Lamm gebraten hatte und er fand, daß es sich nicht schickte, in Gedichten die Namen heiratsfähiger Mädchen zu nennen.

Pelekys aber war bei guter Laune und neckte den Dichter.

«Hat vielleicht deine Zunge etwas?» fragte er hinterlistig. «Sind deine Zähne kaputt, daß du nicht begreifst?»

Schweigen. Aidonis sagte kein Wort.

«Hast du nicht begriffen», beharrte er, «das Fleisch ist roh!»

«Was heißt roh ... Ein Wolf hat ein Lamm durch einen Wald geschleppt, der vor zehn Jahren abgebrannt ist und sagte, das Fleisch sei verbrannt!»

Und Pelekys war gezwungen, den Mund zu halten.

Während alle das halbrohe Fleisch aßen und mit Zufriedenheit den Wein tranken, hoben sich die Augen Ignatis zum Himmel. Etwas später stellte er fest, daß sich um den Mond ein trüber Ring gebildet hatte. Er verzog unzufrieden die Lippen.

«Was würdet ihr zu einem kräftigen Regen um diese Zeit sagen?» fragte er mit langsamer Stimme.

«Ausgeschlossen!» antwortete Pelekys selbstsicher.

«Was sagst du zu einem kräftigen Regen, Aristos?» wiederholte der alte Mann seine Frage.

Dieser kratzte sich den Schädel und setzte die Mütze wieder auf.

«Wenn dies geschieht, sind wir verloren. Er würde die Getreidehalme umknicken. Die Ernte wäre hin und wir könnten uns einen Stein um den Hals binden und ins tiefe Wasser springen!»

Der Alte warf einen Blick auf die Mädchen, die über die Jugend, das Lied und den Tanz redeten.

«Bringt allmählich die Sachen ins Gut, denn sonst wird sie der Regen fortspülen!»

Viele waren mißgestimmt. Was der Alte für einen Unsinn erzählt, dachten sie im Stillen. Er verdirbt uns die Laune. Trotzdem, Agapitos, der Hirt, lockerte sein Halstuch und begann, voller Begeisterung vom Inhalt des Fasses zu singen:

«Ach, wär doch die Jugend zweimal
und niemals das Alter ...»

Die anderen stützten sich nach hinten auf die Ellenbögen, um bequemer zu sitzen, und fielen in die Melodie ein. Selbst Nikolas machte «u, u, u» und versuchte mitzusingen. Nur der alte Ignatis schaute zum Himmel, der immer finsterer wurde.

Platsch, platsch, platsch, die ersten losen Tropfen fielen, dick wie Kichererbsen, vom Himmel. Alle sprangen auf.

«Es regnet ...», sagten einige.

«Es regnet!» sagte der Alte und sah Pelekys an. «Nehmt die Sachen rein», fügte er hinzu, «es wird sehr regnen.»

Hastig sammelten die Mädchen die Teller, die Brotstücke und die Essenreste ein. Alle eilten ins Haus. Der Himmel war bereits pechschwarz geworden. Die Wolken schienen zu kochen und von oben kam ein Tosen.

Der alte Ignatis blieb am Fenster des großen Saales stehen, blickte auf das Meer und stöhnte. Die anderen sahen ihn nachdenklich an.

«Mutter Gottes, hilf uns!» sagte Agapitos.

Der Regen begann. Die Steinplatten auf dem Dach kamen zum Klingen. Das Blech, das sie am Fenster als Schutz gegen den Nordwind Worias angebracht hatten, lärmte laut. Die Äste der Ölbäume schlugen gegeneinander und die Bäume stemmten sich gegen den Nordwind. Ein Donner wurde hörbar und ein Blitz zerriß die Höhen des Himmels.

«Ach, selbst dies wird uns nicht verschonen.» Aidonis' Frau bekreuzigte sich.

«Was werden jetzt bloß meine Schafe machen?» beklagte sich Agapitos.

«Laß die Schafe und denk an die Kaikis», sagte Kleon.

Als Alexandros hörte, daß sie über die Kaikis sprachen, packte ihn die Unruhe. Sein Boot! Es war nicht ausgeschlossen, daß das Meer stürmischer würde. Es würde sein Boot auf das offene Meer hinaustreiben und Feuerholz aus ihm machen! Er blickte zu Nikolas. Er stand an der Tür und hielt ein Kätzchen in den Armen.

«Nikolas, was macht das Boot?» fragte er ihn.

«Es geht ihm gut ... Schläft dort unten im Sand.»

«Ja, aber wenn das Meer es weckt?»

Nikolas strich sich über seinen Bart. Er stellte das Kätzchen auf den Boden.

«Wir gehen ... Wir wollen nachschauen ...», sagte er.

Alexandros bat um eine Laterne.

«Bist du bei Trost?» riefen die Frauen. «Wollt ihr bei diesem Wetter hinausgehen?»

Dieser aber bestand darauf. Sein Onkel trat dazwischen.

«Nicht so eilig, Alexandros, wir werden gemeinsam gehen. Kleon! Nimm die Plane, wir wollen zur Hütte, das Getreide zudecken.»

Gehorsam ergriff sein Schwiegersohn die Plane.

«So ein Regen! Es gießt aus Eimern!» sagte der alte Ignatis.

Agapitos biß sich auf die Schnurrbartenden.

«He, Tassos», rief er seinem Schäfer zu. «Laß uns zum Pferch gehen. Meinem Kitsios wird es nicht gut ergehen.»

Alle Männer hüllten sich in Mäntel. Alexandros, der Verrückte, der Onkel und sein Schwiegersohn rannten in Richtung Meer. Agapitos und sein Schäfer gingen zum Berg.

Alexandros spürte die Kälte, sagte aber nichts. Er folgte Kleon und versuchte nicht zu zeigen, daß es ihm schwerfiel, durch den Schlamm zu waten. Sie schwiegen. Ihre Ohren waren taub vom Lärm des Meeres. Die Sachen waren vom Regen völlig durchnäßt, klebten an ihren Körpern. Sie schauderten alle leicht.

«He, Kleon», rief der Schwiegervater, «werden wir die Hütte erreichen?»

«Sie muß hier in der Nähe sein ...»

«Dann müssen wir bergauf gehen!»

Sie bewegten sich einige Schritte und plötzlich stand Kleon bis zur Taille im Wasser.

«Sieh dich vor!» rief Aidonis.

Alexandros ging auch ins Wasser.

«Wohin?» rief der Verrückte, «Wir ertrinken ... werden ertrinken ...»

«Das ist unser Job!» antwortete Aidonis scharf.

Die Kälte durchdrang den Neffen. ‚Reiß dich zusammen!‘ befahl er sich.

Kleon schien zu zögern.

«Kleon, dieses Getreide ist die Mitgift deiner Frau ...», rief ihm Aidonis zu.

Der junge Mann erwiderte:

«Ich wußte nicht, wohin es ging, das Wasser ist hoch.»

«Das Wasser kommt vom Graben, er ist übergelaufen ... Vorwärts, wir werden ihn an der Stelle, wo die Binsen stehen, überqueren.»

Sie reichten sich die Hände, um nicht fortgerissen zu werden und stürzten sich in die reißenden Wasser. Die Binsen trafen sie ins Gesicht und beschmierten es mit Schlamm und Blut. Sie schafften es aber, über die erste Vertiefung zu kommen und betraten erneut festen Boden.

«Jetzt müßt ihr aufpassen», sagte der Dichter. «Die zweite Vertiefung ist tiefer. Wir müssen schwimmen. Jeder packt ein Ende der Plane, um nicht fortgerissen zu werden. Kleon, du gehst als erster!»

Sie begaben sich wieder in den Graben. Alexandros hatte links von sich Kleon und den Fluß. Sein Onkel hatte ihn angewiesen, so zu laufen, daß, falls ein Unglück passiert, Kleon ihn fassen kann. Das Wasser reichte ihnen bis zur Taille. Sie machten einen Schritt vorwärts, da reichte

ihnen das Wasser bis zur Brust. Beim nächsten Schritt sprang ihnen das Wasser bis zum Hals.

«Kleon, vorwärts!» schrie Aidonis.

Mit der einen Hand hielt sich der junge Mann an den Binsen fest und arbeitete sich nach vorne. Mit der anderen Hand zog er die Plane und die anderen zu sich heran.

«Bewegt euch!» schrie er.

Schließlich erreichten auch die anderen drei die Binsen. Ein großer Teil des Grabens lag noch vor ihnen. Sie mußten hindurch. Kleon ging voran, die anderen ließen sich von ihm ziehen.

«Wir verlassen jetzt das Wasser, vorwärts, Kleon, noch eine letzte Anstrengung», sprach ihm sein Schwiegervater Mut zu.

Aber das Wasser tobte. Sie spürten Holzstücke zwischen den Beinen, ganze Baumstämme wälzten sich dem Meere zu.

«Der Fluß ...» flüsterte Alexandros.

«Mehr nach oben, Kleon, nach oben, wir stürzen ins Meer!» schrie Aidonis.

Sein Schwiegersohn wurde zum wilden Tier, mit seiner großen Hand krallte er sich an die Binsen, um dem starken Wasserdruck zu widerstehen. Er machte einen weiteren Schritt.

«Erde!», schrie er mit der Freude eines wilden Tieres.

Mit beiden Händen zog er an der Plane. Alexandros trat aus dem Wasser, erreichte festen Boden. Dann war auch Nikolas da. Aidonis gab ein herzerreißendes ‚Ach‘ von sich und versank im Fluß. Sofort tauchte sein Schwiegersohn in die wilden Fluten. Er suchte aufs Gradewohl, bekam einen Baumstumpf zu fassen. Unter ihm lag Aidonis rechtes Bein.

«Hier!», schrie Kleon und tauchte wieder.

«Halt die Plane gut fest und bleib wo du bist», rief Alexandros dem Nikolas zu.

Er tauchte auch. Im trüben Wasser bekam er einen menschlichen Körper zu fassen, der sich von einem Baumstumpf zu befreien versuchte. Mit seiner ganzen Kraft schob Alexandros den Stamm nach oben. Aidonis Körper kam frei. Kleon packte ihn am Haar und zog ihn an die Oberfläche des reißenden Wassers.

«Faß die Plane», schrie Kleon seinem Schwiegervater zu.

Gegen den Strom schwimmend, näherte sich Kleon Nikolas. Sie zogen zusammen an der Plane, an deren zwei anderen Enden sich Alexandros und sein Onkel festhielten.

«Halte durch, Barba-Aristos!» rief Alexandros.

Solange sich sein Onkel im Wasser befand, hielt er sich auf den Beinen. Sobald er aber den Boden betreten hatte, torkelte er. Sein Schwiegersohn packte ihn, zog seinen Arm über die Schultern und stützte ihn.

«Ooooo, oooch», stöhnte der Dichter.

Der Baumstumpf hatte schwer seinen Oberschenkel getroffen. Aus einer Wunde rann Blut. Alexandros stützte ihn an der einen Seite, Kleon an der anderen und rennend erreichten sie die Hütte. Es gelang ihnen, eine Laterne anzumachen. Nur an einigen Stellen war der Regen in die Hütte gedrungen. Das Getreide war noch trocken.

«Vater, sollen wir dich ins Gutshaus bringen?» fragte Aristos Schwiegersohn.

«Nein, zuerst breitet ihr die leeren Säcke aufs Getreide. Befestigt einen Balken wie eine Segelstange und werft die Plane darüber.»

Nikolas legte vorsichtig die Säcke aus. Die anderen warfen die Plane darüber.

«Los, Vater, laß uns gehen», sagte Kleon.

«Und das Boot?» fragte Aidonis. «Ihr rennt über die Brücke, erreicht die andere Seite des Grabens und zieht das Boot hoch. Dann kommt ihr hierher.»

Sie ließen den Verletzten liegen. Zum Glück hatte der Fluß noch nicht die Holzbrücke weggerissen und sie hatten keine Mühe hinüberzukommen ... Dieser Augenblick war für das Boot der kritischste. Das Meer hatte alle Balken weggespült. Nur der Strick hielt es am Baumstumpf. Sie hoben das Boot in die Luft und trugen es fünfzehn Schritte höher.

«Zur Hütte!» schrie Kleon.

Der Dichter wusch sein verletztes Bein mit Schnaps. Er hatte das eine Hosenbein bis hinauf aufgerissen und die verletzte Stelle mit einem Tuch verbunden. Sein Schwiegersohn packte ihn an den Achseln, Alexandros und Nikolas hielten ihn an den Beinen.

«Geht nicht durch den Graben», sagte der Verletzte. «Geradeaus auf den Weg, auch wenn es schlammig ist.»

Trotz des reißenden Regens liefen sie so rasch sie konnten. Dort, wo kurz zuvor die goldgelben Ähren leuchteten, versanken sie jetzt im Schlamm.

Verschmiert, schwarz wie Köhler, vor Kälte zitternd, pochten sie gegen die Tür des Klostergutes. Der Wind war aber stark und schlug gegen das Blech am Fenster. Im Innern dachten sie, das Geräusch käme vom Blech. Der Verletzte stöhnte, aber keiner öffnete.

Da ließ der Verrückte das Bein des Dichters los, nahm Anlauf und stemmte sich kräftig mit der Seite seines Körpers gegen die Tür, die krachend aufging.

«Was ist passiert?» fragten die anderen überrascht.

Die Tante Photini, des Dichters Frau, stürzte herbei.

«Ach, Aristos, was ist mit dir?»

Seine Tochter kam auch heulend an.

Aidonis wurde wütend.

«Ich will kein Geflenne mehr ...», schrie er.

Die Frauen versorgte seine Wunde gründlich. Sie schälten Zwiebeln, zerstampften sie im Mörser, legten sie auf sein verletztes Bein und umwickelten sie mit einer Binde. Sie ließen ihn sich neben dem Kamin auf einer Matratze ausstrecken, wärmten sogar etwas gebratenes Fleisch, füllten ein Glas mit Wein und gaben es dem Dichter.

«Wie fühlst du dich jetzt?» fragte Pelekys.

«Jetzt? Prima! Jetzt könnte ich dichten!» sagte er, um den Schmerz zu vergessen. «Jetzt könnte ich Verschen schmieden ... Und nicht vorhin.»

Alle waren erleichtert. Der eine schlug ihm vor, einen Vers auf seine Wunde zu machen, der andere auf die Zwiebeln, die angeblich von den Frauen nicht richtig zerstampft worden waren, und der dritte wollte einen Vers auf den Wein. Da meldete sich auch Alexandros:

«Barba-Aristos, dichte etwas über die Bauern.»

Der Dichter lächelte. Sein Schmerz linderte sich. Er rieb sich gründlich seinen Schädel und begann zu deklamieren:

«Ihr Bauern von Akanthos,
unglücklich und nackt,
schuftet ihr Tag und Nacht,
ohne daß euch etwas bleibt.

Euch bleiben die heißen Stunden,
die eiskalten Füße,
beim Hüten der Ochsen
und watet durch die Flüsse.

Und alle verspotten euch,
ihr würdet wie die Krebse laufen,
rückwärtsgewandt,
und ständig saufen.

Wach auf, ehrlicher Bauer,
erkenne deine Kraft
und vertreib den Unsegen,
wirf ab die Last, die Mühe schafft.

Alle klatschten. Die Gesichter strahlten wieder. Die Männer füllten erneut die Gläser. Sie stießen auf Aidonis Gesundheit an.

«Bravo! Bravo!» sagten sie voller Bewunderung. Sie waren stolz auf ihn, hatten ihn in ihr Herz geschlossen. So ähnlich fühlten alle, Aidonis aber besaß die Fähigkeit seine Gefühle in Versen auszudrücken.

II

Am nächsten Tag kam Pelekys nach Akanthos, um angeblich einen Landwirtschaftsschaden zu melden. Er stellte sich mitten auf den Marktplatz hin und rezitierte das Gedicht. Krämer, Schuster, Kaffeehausbesitzer hörten zu und rieben sich die Augen. Die Müßiggänger in den Kaffeehäusern sprangen ins Freie und staunten.

«Dieser Aidonis ist unwahrscheinlich ... So ein Köpfchen! Woher nimmt er das alles? Unserem Schädel entspringen nicht einmal Läuse», meinten sie.

Immer mehr Leute wurden es. Die kleinen Strolche des Ortes eilten auch herbei und hörten mit offenem Mund zu. In dem Moment erschien auch Kyr-Photis, der Lehrer. Pelekys hatte früher einen Streit mit ihm gehabt. Sie haben im Kaffeehaus ‚Akanthos‘ einen Streit über Orthographie gehabt. Der Lehrer hatte einen Fehler gemacht, behauptete aber, die Zeitung, aus der sie lasen, enthalte den Fehler. «Es ist ein Druckfehler», sagte der Lehrer. «Nein, es ist kein Druckfehler», antwortete Pelekys. «Es kann nicht sein, daß die Zeitung Fehler macht.» Da reihte der Lehrer einen Haufen grammatikalischer Gesetze auf und fand die Wurzel des Wortes. Pelekys blieb vor Bewunderung der Mund offen.

Seitdem suchte er eine Gelegenheit, den Lehrer zu beschämen. Aber schlau wie der andere war, begann er, sobald er sich mit Pelekys unterhielt, in der sogenannten gereinigten Sprache, der Katharevoussa, zu reden und da kam Pelekys nicht mit.

«Herr Lehrer», rief ihm Pelekys von weitem zu, «komm her und du wirst sehen ...»

Der Lehrer begriff, daß es eine Schlacht geben würde, setzte seine Brille auf, um eindrucksvoll zu erscheinen, bewegte, weit ausholend, seinen Krückstock und näherte sich.

«Also, worum handelt es sich?»

«Hier zeigt sich die wahre Bildung», sagte Pelekys herausfordernd. «Aus deiner Bildung und all den Alphabets kannst du eine Suppe kochen. Hier kannst du ein Köpfchen sehen, aus dem was kommt.» Und er begann sofort hochtönend zu deklamieren.

Der Lehrer schnaufte vor Wut, schlug zornig mit dem Krückstock gegen den Boden, nahm die Brille ab und verzog verächtlich das Gesicht.

«Das, ihr Ungebildeten, soll das Talent sein? Ein Revolutionslied ist das! Was suche ich hier? Ist mein Platz etwa zwischen Subjekten mit dreckigen Schürzen und hochgekrempten Hemden?»

Pelekys aber erkannte sofort die schwache Stelle seines Gegners. «Dieser Sieg gehört mir», dachte er.

«Würden wir, Herr Lehrer, über deine Bücher reden, wärest du nicht zu fein, dich mit uns zu unterhalten. Jetzt aber, da du in der Zwickmühle sitzt, sagst du, ‚das gehört nicht zu meinem Kompetenzbereich‘.»

«Jawohl, so ist es», sagte er und schlug mit seinem Krückstock nach der Luft. «Das liegt im Kompetenzbereich der Polizei.»

Er ging auf Kyr-Vangos zu, dem Polizisten mit dem großen Schnurrbart:

«Hier wirkt ein unsichtbarer Kopf. Die Strolche, die unsere Heimat, jawohl, unser Griechenland in Blut getaucht haben, arbeiten heute noch im Geheimen und untergraben das Fundament unseres Landes. Wie denn sonst, bitte sehr, vermag ein unwissender, ungebildeter Mensch, der kaum seine Unterschrift setzen kann, zu dichten? Und derart sogar?»

Der Polizist konnte nicht begreifen, was der Lehrer meinte.

«Was ist denn los, Herr Lehrer?» fragte der Polizist und biß sich auf die Schnurrbartenden. «Kannst du es etwas verständlicher für mich sagen ...»

«Es ist mir bekannt, daß es einen Aidonis gibt, der Gedichte schreibt.»

«Ah, selbstverständlich», sagte der Polizist. «Aristos mit der Schiebermütze, der schreibt Verschen. Also?»

«Ein Unbekannter gibt ihm Gedichte und zwar revolutionäre. Begreifst du? Er arbeitet arglistig, und weil sich Aidonis als Dichter ausgibt, gibt er ihm seine tausendfach verfluchten Machwerke. Deshalb hat sich diese ganze Bauernwelt hier zur neunköpfigen Hydra verwandelt, die bereit ist, alles zu verschlingen, jawohl, jawohl. Begreift ihr? Die Revolution nimmt vor unseren Augen ungekannte Ausmaße an, Herr Polizist! Er hetzt mit seinen Revolutionshymnen die Leute auf. Hier ist Handeln vonnöten, sofortiges Handeln!»

Der Polizist kratzte sich den Kopf. «Ob der Lehrer recht hat?» überlegte er. «Ist es etwa ausgeschlossen, daß wieder ein Krieg ausbricht? Diese Partisanen sind überall und bereit, sich zu erheben ... Ich muß Maßnahmen ergreifen. Denk sich einer, das Bam-Bum würde wieder losgehen ... Ich muß zwei Polizisten hinschicken. Sie sollen ihn herbringen und dann werden wir weitersehen.»

«Damianos», rief er, als er seine Dienststelle erreicht hatte. «Ich habe für dich eine prima Aufgabe.»

«Jawohl, befehlen Sie, Herr Polizist», sagte der junge Unteroffizier.

Sein Vorgesetzter hatte ein solches Benehmen nicht gern. Diese Gewohnheiten paßten nicht gut zu einer ländlichen Polizeistation. Vielleicht kann man dies in der Stadt machen, aber nicht im Dorf. Mit seinen Untergebenen wollte er kollegiale Beziehungen haben. Wie sollte dies geschehen, wenn er in den Augen seiner Feldgendarmen so dastand? Wie könnte man Freundschaft schließen, wenn solche Hindernisse im Weg waren. Die Menschen hier, das war dem Polizisten klar, wollen

nicht, daß du eine Maschine bist, steh auf, setz dich, steh auf, setz dich. Nein, das Benehmen des Unteroffiziers gefiel ihm nicht.

«Damianos», sagte er freundlich und klopfte ihm leicht auf die Schulter. «Meinst du nicht, daß es besser ist, wenn du vergißt, was du auf der Schule gelernt hast? Du bist, verzeih mir, wie der Ochse, den man zum erstenmal einspannt. Und alles willst du ... Wie soll ich mich ausdrücken ... Um ehrlich zu sein, mir gefällt so was nicht. Ich will, daß uns das Dorf als Freunde betrachtet, daß du mich Vangos rufst, wenn wir zusammen Karten spielen. Alles soll freundschaftlich vor sich gehen.»

Der Unteroffizier, der große Lust hatte, die militärische Disziplin durchzusetzen, hörte dies mit Unwillen. Es tat ihm sogar leid, einen solchen Vorgesetzten zu haben, der ihn hinderte, seine Taktik einzuführen. Als er die Schule verlassen hatte, brannte er danach, in irgendein Dorf mit revolutionärer Tradition geschickt zu werden. Er würde schon eiserne Disziplin einführen. Mit dem Schlagstock am Gürtel würde er herumlaufen, daß die anderen bei seinem Anblick erstarrten und den Kopf senkten. Schade, sagte er sich und fühlte, daß Mißgeschicke die Erfüllung seiner Träume hinderten. Das wußte sein Vorgesetzter, schenkte aber dem keine Aufmerksamkeit. Er wird sich auch ändern ..., dachte er.

«Du hast Glück», versuchte der Polizist ihn zu begeistern, «großes Glück sogar. Eine schwierige Aufgabe hat sich ergeben, die einen gebildeten Gendarmen wie dich erfordert. Du hast das Gymnasium beendet, nicht wahr?»

«Jawohl, Herr Polizist!»

«Schön also, morgen schaffst du einen Bauern, einen Pseudodichter her und verhörst ihn. Der Elende bastelt Verse, daß dir der Hirnkasten brummt ... Sehr, sehr treffend ... Aber diese Brillenschlange, der Lehrer, behauptet, hinter ihm verstecke sich irgendein Partisan und dieser schreibe ihm die Gedichte, um die Leute aufzuhetzen. Ich, Damianos, glaube nicht so recht daran, aber, wer weiß, ich bin ein ungebildeter Mann, vielleicht tappe ich daneben. Nur du kannst dahinter kommen, was los ist. Dann werden wir schon unsere Maßnahmen ergreifen.»

«Wunderbar!» antwortete der Unteroffizier begeistert.

Der Offizier ging einmal auf und ab in seinem Büro. Ich sollte einen guten Jungen mitschicken, daß dieser hier mir keinen Mist macht, sagte er sich.

«Stavridis», rief er einen anderen Feldgendarmen. «Morgen gehst du mit Damianos nach Elia und bringst den Aidonis her.»

Gerade wollte Kyr-Nikos am nächsten Morgen sein Geschäft aufmachen, als er hinter sich schwere Schritte hörte. Er wandte sich um und sah die zwei Gendarmen Damianos und Stavridis.

«Jungs, wohin des Wegs?»

«Wir gehen nach Elia, aus dienstlichen Gründen», antwortete Damianos.

«Ich habe verstanden», sagte Kyr-Nikos nachdenklich, «ihr geht wegen Aidonis, he? Laßt ihn in Ruhe, ein armer Wicht ist er, laßt ihn dichten, er tut keinem was.»

Am selben Nachmittag rief der Abgeordnete des Kreises, der Vizeminister, bei Kyr-Nikos an. In Athen würde verbreitet, daß dunkle Elemente, die Kyr-Nikos nahestehen, Bauernunruhen anstacheln, beschwerte sich der Minister. Er sagte, die Dinge hätten eine schlimme Wendung genommen und das müsse sich ändern. Die Regierungsseite sei bedroht, wenn die Bauern sich von Revolutionshymnen aufrütteln lassen. Opposition und Presse malen Gefahren an die Wand und stellen die Volksbasis der Regierung in Frage. Er solle etwas unternehmen, daß dieser Bauernrevoluzzer zum Schweigen gebracht wird.

Kyr-Nikos versuchte, den Vizeminister zu beruhigen. Dies alles treffe in dem Falle nicht zu, sagte er. Ein armer Wicht ist er, ein kleiner Taugenichts, der im Schatten der Platanen sitzt und sich Verschen ausdenkt. Und er legte nahe, die Dinge nicht zu verschärfen, denn der Alte sei beliebt bei den Leuten. Er wolle es mit ihm nicht verderben, schließlich habe er ihn in seinem Wahlverein und er bringe ihm die Stimmen der Bauern.

Da wurde der Vizeminister wütend und sagte, die Regierung könne sich keine Blöße geben wegen der privaten Interessen des Kyr-Nikos. Alles müßte zum Schweigen gebracht werden, Aidonis, die Bauern, die Zeitungen und die Rundfunkstationen! Kyr-Nikos ging nachdenklich nach Hause. Die Worte des Ministers drehten sich noch in seinem Kopf. Plötzlich übermannte ihn die Wut. Sieh dir das an, schrie er vor seiner Frau. Wir haben hier unsere liebe Not, und da kommen die vom Zentrum und machen uns das Leben schwerer. Welchen Nutzen haben wir schließlich von denen in Athen? Nur fette Worte und Anweisungen kommen aus der Richtung! Kyr-Nikos kämpfte für sie, er war an der Front, er hatte ein Werk vorzuweisen, er bezahlte, und er brachte schließlich die Wählerstimmen. Er war so in Rage, daß er ans Telefon gehen wollte, um dem Minister die Meinung zu geigen, aber seine Frau hielt ihn auf.

«Wen willst du sprechen?» fragte sie ihn. «Sein Mund geht wie ein Maschinengewehr! Bevor du ein Wort hervorbringst, sagt er zehn. Vergiß nicht, daß er zu den zehn bekanntesten Rechtsanwälten des Landes gehört. Er kann eine Sache im gleichen Augenblick sowohl schwarz als auch weiß darstellen. Mit so einem willst du reden? Bleib lieber hier, du Christenmensch. Sprich mit dem Chef der Polizei. Kyr-Vangos ist ein vernünftiger Mann und Freund, er möge dem Aidonis vorsichtig zu

verstehen geben, er solle dies lassen und dichten, worüber er sonst will, es gibt so viele Themen ... Er kann über Knoblauch schreiben, über Zwiebeln und Lämmer, die halbroh vom Feuer kommen ...»

Schließlich überzeugten die logischen Worte seiner Frau den Kyr-Nikos. Er ging zum Polizisten und bat ihn, die Angelegenheit Aidonis mit Taktgefühl anzupacken, um Probleme zu vermeiden.

An diesem Morgen hatten sie in Elia einen Kranken zu pflegen. Die Frauen hatten viele Zwiebeln im Mörser zerstampft, um das verletzte Bein des Dichters zu verbinden. Auf solche Arbeiten verstanden sich die Frauen sehr gut. Die Männer hatten einen Blick darauf geworfen, sagten, daß die Wunde heute besser aussehe und gingen ihrer Arbeit nach.

Alexandros und Nikolas waren zur anderen Seite des Grabens zu seinen Acker gegangen. Die Tage zuvor hatten sie Bretter und Pfähle hingebraht. Nikolas hatte sich an das Tischlerhandwerk erinnert, das er vor seiner Krankheit ausgeübt hatte. Alexandros lernte von ihm. Langsam hatten sie das hölzerne Skelett des kleinen Hauses aufgestellt und angenagelt: Es hatte zwei Zimmer mit dem Eingang zum Meer und seitlich einen großen Lagerraum. Jetzt mußten sie noch die Bretterwände annageln. Sobald das Dach drauf wäre, würden sie dem Haus eine lebendige, irdene Farbe geben, die zur Natur ringsum passen würde.

Die Tage zuvor gelang Alexandros das Nageln nicht besonders und manchmal schlug er sich mit dem Dachsbeil auf die Finger.

«Das nennst du Beruf lernen», sagte dann gutmütig der Verrückte und tröstete ihn.

Nach ihnen hatten auch die anderen das Gutshaus verlassen. Schließlich ging auch Kleon zum Fischen und als einziger Mann blieb der Dichter zurück. Mit schwerem Herzen stellte er das fest, konnte aber nicht anders handeln. Er war gezwungen, jede Pflege der Frauenwelt, mal mit Zwiebeln, mal mit rotem Pfeffer, stumm zuzulassen.

Als die Sonne am Himmel einen Zoll höher gestiegen war, hatten sie die Binde gewechselt und er hatte das verletzte Bein vorsichtig auf dem Bett ausgestreckt. Da tauchten im großen Tor des Klostergutes die zwei Polizisten auf. Die Frauen bekamen es mit der Angst zu tun.

«Was wollen die mit ihren Pistolen hier?» fragten sie sich gegenseitig. Bei Gott, sie wollten nichts mit Polizisten zu tun haben.

«Ist Aidonis hier?» rief der Unteroffizier Damianos.

«Ja», brachte Aidonis' Frau schüchtern hervor. «Was wollt ihr von ihm?»

«Wo ist er?» fragte dieser wieder streng.

Inzwischen war Aidonis' Tochter in das Zimmer des Vaters geschlüpft und hatte es ihm berichtet.

«Laßt die jungen Leute herein», sagte er ruhig.

Der Unteroffizier ging, um den Frauen ringsum zu imponieren, stocksteif ins Zimmer. Der Gendarm Stavridis folgte seinem Vorgesetzten, traute sich aber nicht, mit den Frauen, die er kannte, ein Gespräch anzufangen. Beim Anblick des Dichters blieb er wie erstarrt stehen. Er schämte sich, einen Verletzten festzunehmen. Das ist keine bedeutende Heldentat! Oder werden die Leute stolz auf mich sein, weil ich geschafft habe, einen Hilflosen festzunehmen ...?

«Kinder, was ist denn los?» unterbrach Aidonis das Schweigen. «Setzt euch! Sucht ihr vielleicht jemanden?»

Stavridis brachte ein trockenes ‚Ja‘ hervor.

«Setzt euch, ruht euch ein wenig aus. Photini, bring den jungen Leuten eine Süßigkeit.»

Der Unteroffizier wußte nicht, was er sagen sollte. Er hatte keinen Menschen mit diesem Äußeren erwartet. Das ist ein Heiliger, dachte er, und ich komme, schwer bewaffnet, um ihn festzunehmen.

Auf Aidonis Gesicht begann ein leichtes Staunen den Ausdruck der Unerschütterlichkeit zu verdrängen.

«Wen sucht ihr?»

Der Polizist erstickte bald in seiner Scham. Verlegen rückte er immer wieder seine Pistole zurecht.

«Wissen Sie ... Wir haben den Befehl, Sie wegen Ihres Gedichts zu verhören ... Sie meinen, vielleicht ... Wie es denn auch sei, eine Vermutung liegt vor und wir sollen die Wahrheit herausfinden. Hast du es geschrieben?

«Wer denn sonst?» sagte der Dichter.

«Und wieso verstehst du dich auf das Verfassen von Gedichten? Schreibt sie vielleicht ein anderer und gibst sie dir?»

Der Dichter bekreuzigte sich und schüttelte erstaunt den Kopf.

«Ich hör wohl nicht recht ... Wer soll sie mir geben, Herr Polizist?»

«Was weiß ich. Jedenfalls kann vieles geschehen. Deshalb wirst du uns auf die Polizeistation folgen. Wir wollen dich im Beisein des Lehrers verhören.»

«Bist du bei Trost, Herr Polizist? Was willst du wissen? Ob ein anderer sie geschrieben hat. Meinst du das?»

«Ich meine gar nichts ... Ich sehe nur, daß man damit die Leute aufwiegeln kann. Deshalb nehme ich dich mit.»

Der Dichter wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

«Wenn es so ist, sage ich nie wieder ein Gedicht auf. Du kannst mich nicht zur Polizei schleppen. Nicht mal als Zeuge bin ich jemals dort gewesen.»

Der Unteroffizier aber blieb bei seiner Meinung.

«Ich sehe mich gezwungen, dich dorthin zu bringen.»

«Aber Herr Polizist, siehst du nicht, in welchem Zustand ich mich befinde?»

Stavridis mischte sich ein.

«Lassen wir ihn, Herr Unteroffizier. Wir können melden, daß er schwer krank ist.»

«Die Pflicht ruft», schrie schneidig der andere. «Wir werden ihn auf einem Tier transportieren.»

«Bist du bei Trost?» rief der Dichter. «Und wenn ich runterfalle, was dann?»

Der Unteroffizier sah ihn streng an.

«Wir werden auf dich aufpassen!»

Sie brachten die Stute des Hirten Agapitos, zogen die Sattelgurte fest. Aidonis an den Achseln haltend, brachten ihn Stavridis und Kyra-Photini bis zur Stute. Der Dichter hatte Schmerzen, konnte sich nicht aufrecht halten. Mit Damianos' Hilfe hoben sie ihn auf das Tier. Ringsum weinten die Frauen. Aidonis wurde, angesichts der Tränen, wütend.

«Warum heult ihr? Geh ich etwa zum Ai-Dimitris?»

Aber sie waren untröstlich und als die Polizisten sich entfernt hatten, wurde ihr Weinen stärker.

Da erinnerten sich die Frauen an Alaxandros.

«Schade!», sagte die Tante Photini. «Wir hätten ihn rufen müssen. Sicher hätte er was machen können.»

Da rannte ihre Tochter auf die andere Seite des Grabens, erzählte ihm alles. Alexandros staunte nicht schlecht. Er ließ die Deichselaxt aus der Hand fallen.

«Wie kann in unseren Tagen so was geschehen?» wunderte er sich.

Er ließ Nikolas weiterradeln und rannte zu seinem Boot. Er hob es hoch und trug es bis zum Wasser, schob es kräftig ins Meer und dann sprang auch er hinein. Er hißte das Segel und lief in Richtung Akanthos aus.

III

Das ganze Dorf war in Aufruhr. Schnell wurde laut, daß sie Aidonis halbtot auf die Polizeistation gebracht hatten. Die Bauern eilten aus allen Ecken des Dorfes herbei, um zu sehen, ob sie etwas für ihn tun könnten. Es dauerte nicht lange und bald war das Gebäude der Polizei umzingelt. Sicher, sie wären auch gekommen, wenn es sich um einen anderen gehandelt hätte. Aber jetzt, da ihr Dichter sich da drin befand, war alles ganz anders. Sie wollten den Grund wissen für das Geschehene. Wieso wird ein Mensch in diesem Zustand und aus heiterem Himmel festgenommen?

Vangos, der Polizeichef, war verwirrt. Niemals hätte er gedacht, daß so was möglich wäre. Obwohl er nicht glaubte, daß sich daraus etwas ergibt, wollte er den Aidonis verhören, weil ihm der Lehrer diesen Floh ins Ohr gesetzt hatte. Aber der Unteroffizier Damianos hatte alles durcheinander gebracht. Er hatte den Aidonis nach Akanthos geschleppt, obwohl er verletzt war.

«Hast du nicht ein wenig Gehirn im Kopf?» schrie er Damianos an. «War es nötig, ihn hierher zu schleppen? Oder hast du Angst gehabt, er könnte flüchten? Schade um deine Bildung ... Mein Gott, was für ein Unglück!»

Nicht nur der Polizist ärgerte sich über die aufgebrachte Menge. Zufällig war an diesem Tag auch der Gouverneur des Kreises nach Akanthos gekommen. Anfangs hörte er interessiert, was über den revolutionären Dichter erzählt wurde. Später aber, als er sah, daß sie den Verletzten im Flickenteppich anschleppten, wurde er wütend und stieß schwerste Beschimpfungen gegen den Polizisten aus.

Jetzt raufte sich Kyr-Vangos die Haare.

«Was soll ich machen?» schrie er in der Polizeistation. «Dieser Idiot hat einen verwundeten Menschen aufs Tier gesetzt! Hast du nicht so viel Grips, dir vorzustellen, was dabei alles passieren könnte! Und natürlich hat ihn das Tier abgeworfen ... Zum Teufel, er mußte auch auf ein Stück spitzen Holz fallen. Im Flickenteppich haben sie ihn zu mir gebracht! Was fange ich mit ihm an? Wohin ist bloß der Arzt verschwunden ...?»

Der Gouverneur des Kreises kehrte, nachdem er mit einem gemieteten Kaiki dem Heiligen Berg einen Besuch abgestattet hatte, zur Polizeistation zurück. Als er so viele Leute um das Gebäude versammelt sah, wandte er sich wutentbrannt an den Polizisten.

«Wer ist dieser Revolutionär? Ist er so bedeutend? Er wird die Leute aufbringen!»

Sie riefen den Lehrer und Kyr-Nikos, den Bürgermeister, zur Polizeistation. Sie wollten versuchen, die Leute zu überzeugen, im Guten auseinander zu gehen. Das erwies sich aber als unmöglich. Das Interesse und die Neugier waren zu groß und niemand dachte ans Weggehen.

So betrachtete der Polizist schlechtgelaunt die Menge. Er war nicht gewohnt, den Lärm des Volkes zu hören, das beunruhigte ihn. Und da sah er Alexandros mit raschem Schritt auf sich zukommen.

«Sein Neffe!» sagte er.

«Was ist los?» fragte der Gouverneur, der nervös im Korridor auf und ab ging.

«Sehen Sie», sagte Vangos und zeigte auf Alexandros. «Sein Neffe kommt.»

«Wer? Dieses Jungelchen? Und was ist dabei ...»

«Herr Gouverneur, er ist Schriftsteller. Ihn kennen alle. Er kann etwas schreiben und uns Probleme machen.»

«Schließlich seid ihr alle Idioten!» brüllte der Gouverneur. «Ohne zu untersuchen, welche Bekannten und Freunde dieser Scheißdichter hat, mag er doch mit euch zusammen zum Teufel gehen, habt ihr ihn hergeschleppt ... Wie soll ich jetzt in diesem Knäuel den Anfang des Fadens finden?»

«Verschwinde aus meinem Blickfeld, ich werde selbst mit ihm reden», brüllte der Gouverneur und blickte den Polizisten feindlich an.

Alexandros, verschwitzt, die Brust voller Empörung, fühlend, daß sein Herz rascher schlug als sonst, rannte die Stufen der Treppe zur Polizeistation hinauf.

Der Gouverneur erwartete ihn an der Tür und den Hut abnehmend, begrüßte er ihn.

«Sind Sie, junger Mann, der Neffe des Kyr-Aidonis? Es ist ein schrecklicher Irrtum geschehen. Man hat Ihren Onkel hergebracht, ohne zu überprüfen, in welchem Gesundheitszustand er sich befand. Wissen Sie, aus welchem Grund ... ? Ihre Bürgschaft würde mir jedenfalls reichen, um ihn vor jeder Belästigung zu schützen.»

Alexandros hob die Augen und sah ihn an. Der andere versuchte, sich vom Adlerblick dieses jungen Mannes zu befreien.

«Wo ist er jetzt?», fragte Alexandros.

Der Gouverneur führte ihn in den Mannschaftsraum. Dort lag auf einem Kanapee sein Onkel.

«Oh! Schön, daß du gekommen bist, mein guter Alexandros!» Aidonis' Herz füllte sich mit Freude.

Der Blick des jungen Mannes fiel auf den Oberschenkel, der mit vielen Binden umwickelt war.

«Das Tier hat mich abgeworfen», erklärte sein Onkel. «Ein Stück Holz ist in die Wunde gedrungen, ich habe unglaubliche Schmerzen gehabt ...»

«Und haben sie deine Wunde nicht versorgt?»

«Der Arzt ist nicht hier. Nur Stavridis hat sie ein wenig ausgewaschen.»

Der Gouverneur mischte sich ein.

«Wo ist der Arzt?» fragte er einen Gendarmen, der neben dem Verletzten stand.

«Er ist nach Pyrgos geritten, ein Ort in Richtung Heiliger Berg. Er geht jedes Wochenende dorthin.»

«Und was wird jetzt aus dem Verletzten?» Der Gouverneur versuchte, wütender zu erscheinen, als er in Wirklichkeit war. «Soll der Mensch hier liegenbleiben? Los, mach dich auf den Weg und bring ihn her!»

«Aber das Dorf ist vier Stunden entfernt, Herr Gouverneur.»

«Mach dich auf den Weg und bring ihn sofort her, hab ich gesagt!»

«Aber er kann nicht kommen, es wird finster ... Außerdem hat es wieder angefangen zu regnen und der Schlamm reicht bis zum Knie.»

«Meinetwegen flieg dorthin, du Idiot!»

Alexandros setzte sich neben den Verletzten. Jetzt atmete er ruhiger.

«Hast du Schmerzen, Onkel Aristos?», fragte er ihn.

«Nicht so sehr, mein Alexandros. Nur als das Holz eindrang, habe ich aufgeschrien vor Schmerz. Das Holz war verdreckt und der Schlamm rieb das wunde Fleisch, ach, hat das wehgetan! Ich wäre beinahe ohnmächtig geworden ...»

Er richtete ihm sein Kopfkissen. Plötzlich erschrak er bei einem Gedanken.

«Hat man, als man dich verband, die Wunde von der Erde gesäubert?»

«Stavridis hat was gemacht, aber jener verdammte Stock war mir bis zum Knochen gedrungen ...»

Nicht, daß er sich eine Infektion zuzieht, dachte der Junge.

«Da die Deinen in Elia sind, werde ich dich zu mir nach Hause nehmen. Du brauchst Pflege.»

«Ah, gut.» Der Gouverneur fand Gelegenheit sich wieder einzumischen.

«Ich werde jemanden zum Haus des Arztes wegen der Tragbahre schicken und dann werden die Polizisten Sie tragen. So, daß Ihr ihnen verzeiht, Herr Aristos.»

«Was soll's», sagte Aidonis traurig. «Das Böse darf nicht erst passieren, jetzt, da es geschehen ist, ist alle Mühe umsonst.»

Sie brachten die Tragbahre. Zwei Polizisten legten ihn vorsichtig drauf, und dann brachten sie ihn langsamen Schrittes in Alexandros' Haus.

Seine Mutter und die anderen Frauen pflegten ihn auf ihre Frauenart, bis seine Frau aus Elia da sein würde. Man wird ihr wohl inzwischen die schlechte Nachricht überbracht haben.

Der Lärm über die Verhaftung des Dichters wollte nicht verstummen. In einer vielgelesenen Athener Zeitung wurde am Tag darauf ein Artikel von Alexandros über Akanthos abgedruckt, in dem unter anderem stand:

«Was der Bürgerkrieg nicht zerstört hat, vollendet in Akanthos der zentrale Athener Staat durch seine Gleichgültigkeit. Die örtlichen Ausbeuter und die Bauernbank stehen ihm zur Seite. Diesen armen Bauern, die nicht den Weg in die Fremde gegangen sind, wird selbst die Beschwerde untersagt. Wer sich beklagt, kommt in die Zellen der Polizei ...» Die Zeitung bestätigte sogar, daß sie bald Journalisten in das Gebiet schicken wolle, um das griechische Volk genauer über das zu informieren, was in Akanthos zu Lasten unseres Landes und unserer Kultur geschieht.

Mit der Freilassung des Dichters hatte sich das Dorf freilich beruhigt, und es war dabei, wieder seinen alten gewohnten Rhythmus zu finden. Als aber nachmittags achtzehn Uhr die Telefonstelle öffnete, kam ein Anruf aus Athen. Der Vizeminister verlangte nach Kyr-Nikos, und der Leiter der Telefonstelle rannte, um ihn zu holen.

Vom schnellen Gehen zwischen seinem Geschäft und der Telefonzelle außer Atem geraten, hörte Kyr-Nikos den wütenden Vizeminister in die Sprechmuschel schreien:

«Wir haben uns verstrickt, verfangen, Kyr-Nikos! Zeitungen, Rundfunkstationen reden ununterbrochen darüber. Großer Skandal! Großer Skandal!»

«Aber, mein Herr Vizeminister, es ist nichts Schreckliches geschehen», versuchte Kyr-Nikos ihn zu beruhigen. «Und nehmen Sie sich die verdamnten Radios und Zeitungen nicht so sehr zu Herzen, denn sie leben von Skandalen! Machst du was, ist es ein Skandal, weil du es gemacht hast. Machst du nichts, ist es ein Skandal, weil du es nicht gemacht hast. Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Vizeminister, hier verhält sich alles ruhig.»

«Für dich ist alles ruhig! Frag aber, was hier bei mir los ist. Ich befinde mich im Auge des Zyklons und alle werfen mir vor, ich würde dich unterstützen», entgegnete der Minister.

«Ich habe nicht verstanden, mein Vizeminister», rief Kyr-Nikos zurück. «Sie unterstützen mich? Inwiefern? Und warum sollten Sie mich unterstützen?»

«Aber siehst du denn nicht, Kyr-Nikos, alle Welt spricht von einem Skandal und du bist mein Mann dort, und sie sagen, du hättest eingegriffen. Wir sind reingefallen, reingefallen sind wir!»

«Ah, hör mir mal zu, Herr Vizeminister», begann Kyr-Nikos sich zu empören. «Hab ich dir nicht gesagt, wir sollen die Dinge ihren Lauf nehmen lassen? Du aber sagtest ‚höhere Anweisungen‘. Nimm es jetzt nicht mit mir auf und sag mir nicht, wir wären in den Schlamassel geraten!»

«Aber siehst du nicht, Nikolas, wir haben einen Skandal. Das kann mich und meine Karriere belasten. Es muß etwas geschehen, um sie zum Schweigen zu bringen, wir müssen ihnen einen alten Knochen hinwerfen, wir müssen etwas opfern, um die Geister zu beruhigen ...»

Kyr-Nikos geriet außer sich. Ihm trat Schaum vor den Mund.

«Du schwuler Kerl», schrie er, «willst du alles auf mich laden? Ihr wollt mich opfern ... Sieh sich einer mal an, was für Strolche Griechenland regieren ... Pfui! Wie soll das Land mit ihnen vorankommen!»

Er schleuderte das Telefon gegen die Wand, daß es in viele Stücke zersprang und ging empört nach Hause.

Das Dorf blieb für zwei Tage ohne Telefon.

Solange Alexandros sah, daß die Augen seines Onkels sich vor Schmerzen verdunkelten, fühlte er, daß etwas Schlimmes bevorstand. Er überlegte, wie der weitere Verlauf der Verwundung sein könnte.

Der Onkel bemerkte manchmal, daß der junge Mann mit seinen Gedanken abwesend war.

«Mein Alexandros, ich begreife alles ... Aaach!, ich werde mein Beinchen verlieren. Was kann man da machen? Vielleicht ist das sogar ein Gewinn für mich, denn was für eine Arbeit kann ich mit einem Bein tun? Ich werde mich also ausruhen ...»

Der Neffe aber dachte anders darüber.

«Du wirst zu den Letzten gehören ...»

«Was hat das zu bedeuten, welcher Bauer hat je besser gelebt? Stets waren wir verschuldet, stets lebten wir von der Hand in den Mund. Ich und meine Kinder und viele andere noch ... Wir werden weiterhin so leben ...»

Der Junge fühlte eine Last auf seiner Brust.

Dieser Pessimismus stimmte ihn traurig. Wie soll sich das Schicksal dieser Leute hier wandeln? Generationen für Generationen leben sie so und jetzt soll sich der Gang der Geschichte ändern?

«Und doch», sagte er zu Aidonis, um sich von den quälenden Gedanken zu befreien, «du kannst sicher sein, Onkel, daß etwas anders wird ... Lange genug war es so, jetzt ist es an der Zeit, daß eine Veränderung eintritt.»

«Mein Sohn, das ist Trost für den Sterbenden bis die Seele seinen Körper verläßt.»

«Ja, aber ein Trost ist es auch, daß er gegen den Verlust seiner Seele ankämpft!»

«Gut also, magst du recht haben, Alexandros», stimmte der Dichter zu. Zwei Tage vergingen und Aidonis lag immer noch ohne Hilfe im Bett. Erst am Nachmittag des dritten, als der Regen aufhörte und die Flüsse ringsum sich beruhigten, gelang es dem Arzt, ins Dorf zu kommen. Das Schlimme aber war schon geschehen. Er sah sich den Kranken an, untersuchte die Wunde, und ohne daß Aidonis es merkte, stöhnte der Arzt leise auf. Alexandros, der ihm gegenüber stand, betrachtete ihn mit forschendem Blick.

«Ja», bestätigte der Arzt mit den Augen.

Er werde, sagte der Arzt beruhigend, ihn noch einmal untersuchen, obwohl er wußte, was geschehen war. So blieben Onkel und Neffe stumm im Zimmer zurück. Ihre Blicke trafen sich.

«Ich tat dem Doktor leid», sagte der Dichter.

«Ja ...», antwortete der junge Mann.

Der Verletzte wandte sein Gesicht ab. Abwesend betrachtete er vor dem Fenster ein Stück grauen Himmels. Seine Brust ging pochend und ihr ruhiger Altersrhythmus wurde erschüttert vom Schrecken des Bösen. Schweißtropfen traten auf die Stirn. Der Neffe zog sein Tuch aus der Tasche, aber bei der Berührung zuckte der andere zusammen. Alles störte den Dichter. Der junge Mann blieb so neben ihm sitzen, und so auf dem hölzernen Stuhl, ohne gemerkt zu haben, wann es begonnen hatte, weinte er lautlos vor sich hin.

Der Onkel drehte sich zu ihm und sah sein tränennasses Gesicht.

«Alexandros, schick mich bitte in die Stadt. Sie sollen mir das Bein abnehmen, bevor die Infektion voranschreitet», sagte der alte Mann.

Mit schwerem Herzen ging Alexandros, um dem Arzt zu sagen, er möge sich nicht verspäten. Danach schlug er erneut den Weg zum oberen Dorf ein, wo sein Haus stand.

IV

Die Nachtigall sang nicht mehr. Die Menschen empfanden ihre Abwesenheit schwer. Das, was der Geist nicht erleuchten kann, eine Note, eine Stimme, ein Wort, was im Herzen ist, Geheimnisvolles und Unfaßbares, der Mund des Vogels kann es singen. Und dann fühlt sich das Herz leicht, Bitterkeiten und Trauer werden hinausgedrängt. Schönheit und Süße strömen in die menschliche Seele.

Jetzt, da das gekränkte Herz des Dichters erkaltet war, und der Kälte keine süßen Töne entströmen, hatte Elia ihre Besonderheit verloren. Die Welt war häßlicher geworden. Bauern, Hirten und Fischer, gehüllt in ihre tausendmal geflickten Sachen, arbeiteten auf dem Acker und auf dem Meer, um den Bauch zu füllen. Sie fanden keinen weiteren Sinn im Leben. Aidonis mit dem amputierten Bein antwortete scharf: «Nie wieder mache ich einen Vers!» An den Abenden versammelten sich alle im Kloostergut. Zu welchem Zweck aber? Welchen Sinn hat der Abend, wenn er der Stimme des Dichters beraubt ist? In all den Jahren hier in Elia folgten sie einem anderen Weg. Hier in dieser Ecke, mitten in der Armut, unter der schweren Abhängigkeit von der Erde, haben sie andere Werte geschaffen. Der eine wärmte das Herz des Nachbarn, teilte dem anderen seinen Schmerz und seine Gedanken mit und alle zusammen wollten sie hinter die Geheimnisse des Lebens kommen. Das hatten sie sich zum Ziel gemacht.

Aber dies alles war nicht mehr möglich. Die sie verbindende Seele fehlte. Des Hirten Mund vermag zu pfeifen, des Ochsentreibers die Tiere anzutreiben, des Fischers zu fluchen, niemals aber hat die Stimme von sich aus die Kraft, etwas zu singen, was dem Herzen entsprungen ist.

Diese schöne Fähigkeit, das Lied singen zu können, das er geschaffen hat, besaß nur der Dichter. Alle liehen sich etwas von Aidonis Seele. Er gab ihnen eine kleine Hilfe beim Schmieden ihres eigenen Verses. Selbst wenn das wenig war und neben dem seinen nicht bestehen konnte, schätzten sie es trotzdem, denn es war ihr eigenes.

Was aber sollten sie jetzt tun? Wer würde ihnen helfen, wenn sie stolpern? Die fröhlichen Abende unterm Sternenlicht, die schönen Neckereien, die Satiren, die in lyrischer Form zu hören waren, sollte dies verloren sein? Alle hatten die bittere Wahrheit begriffen: Ohne Aidonis gab es kein Elia ...

Da sie selbst den Dichter von seinem Schweigen nicht abbringen konnten, gingen sie zu Alexandros. Jetzt, in diesen schwierigen Augenblicken, verlangten sie seine Hilfe. Der Hirt Agapitos, Kleon, Aidonis' Schwiegersohn und der alte Ignatis waren zum Acker des jungen Mannes gekommen. Er schachtete gerade mit Nikolas am Rande des Ackers einen schmalen Graben aus, um das Wasser aus der Grube dorthin zu führen.

«Oh, oh, oh!» machte er, als er sie sah, «die Heilige Inspektion von Elia! Ich freue mich, euch zu sehen!»

«Wir können nicht mehr auf dieser Erde leben», sagte in seinem patriarchalischen Ton der alte Ignatis, und es hörte sich an, als hätte er einen Knoten im Hals.

«Was ist los?»

Der Alte machte ein Zeichen tiefer Verzweiflung.

«Nur du, Alexandros, kannst deinen Onkel überzeugen, seine Haltung zu ändern. Seitdem er das Bein verloren hat, sitzt er eingeschlossen in seiner Hütte, spricht nicht, und wenn jemand zu ihm geht, schickt er ihn zum Teufel. Denk an die Leute aus Elia. Abend für Abend sitzen wir ohne deinen Onkel da. Wir erzählen Märchen, um die Laune zu heben, aber die Kraft zuzuhören haben wir nicht. Die Märchenerzähler bleiben mittendrin stecken. Mutlos, versunken in Gedanken, sitzen wir auf der Steintreppe und in unseren alten Kleidern gleichen wir Waisen.»

Der alte Mann überlegte einen Moment und fuhr dann fort:

«Alexandros, nur du kannst uns helfen. Du mußt erreichen, daß er seine Haltung ändert.»

Alexandros ließ die Spitzhacke aus den Händen fallen. Er begriff den Schmerz der Leute.

«Großvater Ignatis, was du von mir verlangst, ist eine schwierige Sache und nicht schnell zu machen. Mein Onkel wurde tief verletzt. Man hat ihm großen Schmerz zugefügt. Er will nichts sehen, nichts hören, seine Seele hat alles satt. Nur wenn Elia sich verändert, wird sich auch der Dichter ändern. Solange alles beim Alten bleibt, wird er nicht aus seiner Hütte kommen.»

Der Gesichtsausdruck des Alten wurde finster.

«Verlorene Mühe, mein Kind, wenn Elia sich ändern soll. Wir wollen, daß du ihn bittest. Vielleicht hört er auf dich. Was du verlangst, ist undurchführbar.»

«Und trotzdem, Gero-Ignatis, nur so wird mein Onkel wieder singen. Und sogar, ohne unsere Bitten.»

Der Alte war nicht zu überzeugen. Er begriff wie alle anderen, daß nichts zu machen war. Und so gingen sie wieder.

Nur Alexandros lächelte zuversichtlich. Immer mehr reifte die Zeit. In seinem Kopf hatte er das, was in Elia ununterbrochen geschah, geknetet. Er wollte dem Gang der Dinge eine neue Richtung geben und sein Plan, dessen Verwirklichung mit diesem Acker hier beginnen sollte, nahm feste Konturen an. Er sah deshalb zu Nikolas hin, der seine Arbeit auch unterbrochen hatte.

«Nikolas, sind deine Knochen stark genug zum Arbeiten?»

«Stark genug ... stark genug.»

«Schön, dann werden wir Erfolg haben.»

Er rannte sofort zu seinem Boot, hißte das Segel und fuhr ab in Richtung Akanthos. Von der Ägäis her wehte ein leichter Wind, bauschte das Segel auf, hob das Boot, nur der Kiel und hinten das Heck berührten das Wasser. Er wollte schnell in sein Dorf. An der Küste angekommen, warf er den Anker aus und band das Seil an ein hinausgezogenes Boot. Das alles geschah mit hastigen Bewegungen, denn er wollte schnell nach Hause. Seine Mutter erwartete ihn nicht, sie war aber auch nicht überrascht, ihn an der Tür zu erblicken. Sie hatte sich inzwischen daran gewöhnt, ihren Sohn mit seinem Boot hin und her fahren zu sehen. Sie wußte auch, daß er sich gut auf dem Meer auskannte und hatte keine Angst.

«Wie geht es dir da drüben, mein Sohn? Hast du den Bewässerungsgraben gezogen?»

«Heute abend wird er fertig sein.»

«Und was willst du pflanzen? Hältst du es geheim?»

«Keineswegs. Deshalb bin ich heute gekommen, Mutter. Sie werden mir die Pflanzen, die ich bestellt habe, mit dem Omnibus schicken. Mein alter Lehrer hat es veranlaßt. Jetzt sind sie unterwegs. So schrieb er mir vorgestern in seinem Brief. Es werden sehr gute Rosenpflanzen sein.»

«Rosen? Und was willst du damit anfangen?» wunderte sich die Mutter.

«Hab es nicht so eilig, du wirst schon sehen ...»

Bis ihm die Mutter einige Ratschläge geben konnte, wie man Rosen pflanzt, war schon der Bus zu hören, der aus der Stadt kam.

«Mach's gut, Mutter», rief Alexandros. «Ich werde jetzt die Pflanzen mitnehmen und wenn sie in die Erde sollen, komme ich wieder.»

Sie stellten die kleinen Pakete, die der Lehrer geschickt hatte, mitten auf den Marktplatz. Er hob drei auf seine Schultern, mehr konnte er nicht tragen.

«He, ihr Prachtburschen», rief er einer Gruppe von herumstehenden Kindern zu. «Helft ihr mir, dies zum Meer zu tragen? Es sind vier Päckchen.»

Zuerst sahen sie ihn gelangweilt an. Dann aber nahmen vier von ihnen je ein Päckchen auf die Schulter. Als sie das Meer erreichten, zog er sein Portemonnaie, um ihnen was zu geben.

«Wir wollen nichts», sagte ein barfüßiges Kerlchen.

«Wieso? Beahlt man euch nicht, wenn ihr Sachen tragt?»

«Ja, aber von dir nehmen wir nichts.»

Alexandros lächelte und blickte sie gutmütig an. Als er sich dem Wasser zuwandte, sah er auf seinem Boot die Mutter sitzen.

«Mutter, wieso bist du hier?» fragte er erstaunt.

«Ich komme mit nach Elia. Wer kann Rosen pflanzen? Nur die Frauen verstehen sich auf solche Arbeiten.»

Seine Augen blitzten auf, er umarmte seine Mutter.

«Du kommst also wegen mir, Mutter?»

«Was hast du gedacht, ich würde dich allein lassen!»

«Bravo, Mutter! Jetzt, da ich dich auch auf meiner Seite habe, kann mich keiner hindern. Alles wird klappen!»

Er stellte die Pflanzen in den Kielraum. Als auch die Mutter drauf stand, versank das Boot bis zur erlaubten Belastungslinie. Aber das Segel hob es ein wenig aus dem Wasser und nach und nach fuhr es seinem Ziel entgegen.

Alexandros wollte so viel wie möglich über Rosen erfahren. Wie man sie pflanzt, wieviel Dünger sie brauchen. Er wollte sich gut informieren. Freilich hatte ihm auch sein Lehrer Ratschläge erteilt und er hatte sogar mehrere Bücher, den Anbau von Rosen betreffend, gekauft. Aber es ist ein Unterschied, ob du aus einem Buch lernst oder vom Anbauer selbst.

Nachmittags machte das Boot neben dem Graben fest. Der verrückte Nikolas hatte sie bereits von weitem gesehen, und stand unbeweglich wie ein Pfahl am Strand.

«Nikolas», rief die Mutter, «wir sind gekommen, um hier zu bleiben. Willst du uns haben?»

«Ja, ja, kommt, kommt ... Wir wollen euch ...»

Vier Pakete trug Nikolas, zwei Alexandros und ein Paket nahm die Mutter. So bekamen sie alles fort und brauchten nicht nochmal hinabzusteigen.

Die Mutter staunte über die Hütte.

«Söhnchen, du hast sie so schön gebaut! Soll hier ein Vornehmer wohnen?»

«Nein , Mutter, ein Bebauer der Erde!»

«Aber das ist ein wahres Schlößchen! Und es hat zwei Zimmer und einen Lagerraum. Es ist besser, als ich dachte. Ich könnte mein ganzes Leben hier verbringen.»

«Ich bleibe auch ... ich auch», sagte Nikolas.

Die Hütte war freilich nicht so bedeutend, wie sie ihr erschien. Es war eine einfache Holzbaracke mit einem Dach, zwei ebenerdigen Zimmern und einem Lagerraum. Sie war an einer überhöhten Stelle des Ackers in der Nähe der Schlucht gebaut, wo eine sehr hohe Platane stand. Und die Leute aus der Ebene, die in Strohhütten lebten, fanden, daß die Hütte ein echter Palast war.

«Komm jetzt, Mutter, und sieh dir mein Zimmer an», bat ihr Sohn.

Sie gingen hinein. Ein leeres Zimmer wie eine Mönchszelle. Ein Tisch, ein Stuhl, eine Nische, in der er schlief, und auf zwei Ziegelsteinen ein breites Brett, auf dem eine Menge Bücher lagen.

«Dies hier ist mein Schatz», sagte er und zeigte auf die Bücher. Er nahm einige in die Hände.

«Mutter, das sind unsere Vorfahren! Thukidides, Aristoteles, Platon und die Tragiker.»

Sie schüttelte erstaunt den Kopf.

«Mein Kind, du hast diese Leute alle zwischen den Fröschen und den Schlangen?»

«Sie sind auch Teil dieser Erde!»

Dann gingen sie hinaus auf den Hof. Die Mutter setzte sich auf das hölzerne Kanapee vor der Hütte.

«Ruh dich auch aus», sagte sie und morgen in aller Frühe fangen wir mit der Arbeit an.»

Ihr Sohn aber griff zur Spitzhacke.

«Ruh dich aus», bestand sie.

«Ich kann nicht, Mutter, ich habe solch große Lust, daß ich mich nicht zurückhalten kann.»

Da war sie auch gezwungen, ihre Müdigkeit zu vergessen, nahm soviel Pflanzen, wie sie konnte, in die Arme und folgte ihm. Der verrückte Nikolas kam ebenfalls mit seiner Spitzhacke.

Sie gruben eine Reihe nach der anderen, die Frauenhände setzten schön ordentlich die Setzlinge, die Wurzeln schlagen und Blüten geben würden, aus denen dann unter der Presse das Rosenöl fließen sollte.

Der Mutter machte die Arbeit Spaß, sie pflanzte gern Rosenstöcke. Sie würden anwachsen und groß werden. Und du stehst zwischen den duftenden Rosen, betrachtest sie und Freude erfüllt dein Herz ...

Nikolas kontrollierte, ob die Rosen auch in Reih und Glied standen. Und wehe, eine tanzte aus der Reihe und zerstörte das Bild, das er sich gemacht hatte!

So nach und nach, während die Sonne am Himmel immer tiefer sank, setzten sie eine Pflanze neben die andere.

«Was essen die jungen Leute zu Abend», fragte irgendwann die Mutter.

«Brot und guten Appetit!» antwortete Alexandros, ohne die Augen von der Arbeit zu nehmen.

Im selben Augenblick warf Nikolas die Spitzhacke auf die Erde.

«Wohin gehst du?» fragte Alexandros.

«Fischen ...»

«Wozu brauchst du die Fische? Für deine Katze Paraskevoula?»

«Nein ... nein ... für uns.»

«Nikolas macht sich mehr Gedanken als du», bemerkte die Mutter.

«Ja ... ja ... so ist es», lachte der Verrückte.

Da die Sonne untergegangen war und sie aus ihrer Anwesenheit keinen Trost schöpfen konnten, fühlten sich Mutter und Sohn müde. Alexandros sammelte trockenes Holz, um Nikolas' Fische oder, falls er nichts fing, die von der Mutter aus dem Dorf mitgebrachten Salzfische zu braten.

V

Am nächsten Tag bestieg Alexandros sehr zeitig sein Boot ‚Areti‘ und segelte nach Psarochori, dem Dorf seiner Schwägerin Malamatenia. Ihre Mutter war eine tüchtige Frau, in der Arbeit nahmen es nicht zwei Männer mit ihr auf. Und mit ihrer scharfen Zunge beherrschte sie das Dorf. Niemand konnte es mit ihr aufnehmen. Was sie sagte, geschah auch. Zwei Meter große Männer, weißhaarige Greise gingen ihr aus dem Weg. Sie war keinesfalls gebildet, sie konnte nicht mal lesen und schreiben, aber an Lebensweisheit fehlte es ihr nicht.

Die alte Frau mochte Alexandros sehr, denn er hatte gute Umgangsformen, sprach sehr schön und besaß Anmut. Ihr scharfer Geist begriff, daß dieser junge Mann vieles im Leben erreichen würde. Zwischen ihnen war eine Art Liebe entstanden, die ihre Wurzeln in der gegenseitigen Bewunderung hatte. Jetzt sah Alexandros, daß die alte Malamo ihn bei seinen Bemühungen unterstützen könnte und fuhr deshalb zu ihr.

Die Frau freute sich, als sie ihn zwischen den Türpfosten stehen sah.

«Herzlich willkommen in Psarochori. Wie geht es dir, deiner Mutter? Komm doch herein.»

Sie brachte ihm ein Glas Milch von ihrer Ziege.

«Ich, mein kleiner Alexandros, bewirte dich gern, du aber kommst nicht. Ich sehe immerzu dein Boot nach Akanthos fahren und bin traurig,

weil du dich meiner nicht erinnerst. Komm ab und zu auch nach Psarochori, daß wir dich sehen. Schaust du nur vorbei, wenn du hier was zu tun hast?»

«Ich bin sehr beschäftigt, verzeih, jetzt bin ich auch wegen Arbeit hier.»

«Das habe ich mir schon gedacht ...» Sie schüttelte scheinbar erzürnt den Kopf. «Da du so einer bist, dürfte ich dir eigentlich gar nicht helfen ...»

Er schlug ihr leicht auf die Schultern. Sie solle aufhören, sich zu beklagen, hieß das.

«Dieses Mal ist es auch in deinem Interesse. Deshalb wirst du mir schon helfen müssen.»

«In meinem Interesse?»

Er sah sie lächelnd an.

«Ja, so ist es.»

Sie blickte ihn erwartungsvoll an.

«Vor einem Jahr um die Zeit sammelte ich Kamille. Ich war aber sehr schwach und man hat mich daran gehindert. Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Keiner kann sich mehr einmischen. Ich will aber nicht selbst die Kamille sammeln, ich will, daß die Leute aus Psarochori es tun!»

«Kamille, sagst du? Meinst du jene hinter Elia, auf der Ebene?»

«Genau, die meine ich.»

«Verlorene Mühe», antwortete die alte Frau und verzog das Gesicht.

«Warum?»

«Euer Kyr-Nikos, der Gauner, hat seine Finger im Spiel. Seitdem du dich für die Kamille interessiert hast, versucht er, die Äcker zu kaufen. Er sagt, es sei unnutzer Sandboden. Und er will ihn umsonst haben.»

«Das also ist der Grund!»

«Ja, warum?»

«Bravo! Jetzt weiß ich, warum Kyr-Nikos die Ziegen und die Schweine auf die Große Wiese treiben ließ ... und werdet ihr ihm die Wiesen verkaufen, Schwägerin?» fragte Alexandros.

«Solange ich lebe, bekommt kein Gehörnter diese Wiesen ...!» sagte die alte Frau trotzig.

Alexandros freute sich.

«Freu dich nicht, mein Junge. Dem Kyr-Nikos, diesem Strolch, hilft Gott mehr als uns. Im vergangenen Jahr haben wir nichts geerntet. Unsere Schiffe hatten keine Arbeit. Sein Auto brachte uns Mehl, Bohnen, Öl, Makkaronis. Aus seinem Lager aß das ganze Dorf. Verstehst du, was das bedeutet? In seinen Büchern sind wir alle verschuldet. So kann keiner den Kopf heben. Was er sagt, geschieht. Er kann es sogar schaffen, ihnen die Wiesen abzunehmen.»

«Du stirbst aber nicht so schnell», sagte Alexandros, um ihr Mut zu machen.

«Ja, sicher ... aber ...»

Der junge Mann blieb nachdenklich, die alte Frau war traurig. Ihre Tochter, Malamatenia, die Milch zur Nachbarin gebracht hatte, kam zurück und fand sie in dieser Haltung.

«Warum seid ihr so? Bringst du vielleicht eine schlechte Nachricht, Alexandros? Ist zuhause was los?», fragte sie ängstlich.

«Nein», antwortete ihre Mutter. «Geh und kehr die Küche!» ordnete sie an, denn sie wollte beim Nachdenken von niemandem gestört werden.

«Sag mir, Alexandros, aus welchem Grund willst du, daß die Einwohner von Psarochori die Kamille sammeln? Du weißt, mein Gehirn ist kein faules Ei, du mußt mir schon deine Pläne mitteilen.»

Alexandros konzentrierte sich auf das, was er sagen wollte.

«Ich sehe, daß Kyr-Nikos in alle Geschäfte eures Dorfes Lebensmittel, Stoffe, Süßwaren schickt. Er verdient viel an Psarochori. Für ihn ist es eine Goldgrube. Jetzt seid ihr alle an ihn verschuldet und er versucht, euch die Große Wiese zu entreißen. Und schafft er es nicht in diesem Jahr, wird er es im nächsten tun, denn in seinen Büchern werden eure Schulden immer größer. Ich möchte also, daß wir uns von Kyr-Nikos befreien! An der Kamille, die auf dem Plateau wächst, werdet ihr über hundertfünfzigtausend verdienen. Soviel Geld, Schwägerin, verdient nicht mal euer Lehrer in drei Monaten. Ihr werdet schuldenfrei. Und wenn ihr schuldenfrei werdet, werden auch die Krämer an Kyr-Nikos ihre Schulden bezahlen können. Und dann werden sie nicht wieder reinfallen und ihre Waren ausschließlich bei ihm kaufen. Sie werden sie billiger direkt aus der Stadt beziehen. Hast du jetzt verstanden? Seit vielen Jahren sind Akanthos und Psarochori seine Güter. Es gibt keinen Namen eines Bewohners dieser Dörfer, der nicht in seinen Büchern eingetragen ist. Es ist nun an der Zeit, daß er zu Fall gebracht wird. Und wenn du mir hilfst, wird er fallen!»

Die alte Frau blieb nachdenklich.

«Das sind schwierige Sachen, mein Kind, und nicht so schnell zu bewerkstelligen.»

«Hilf mir!» beharrte Alexandros.

Die alte Malamo zögerte. Sie rieb sich nachdenklich den Kopf. Sie hatte den Wunsch zu helfen, doch gleichzeitig zögerte sie. Wer würde es wagen, Kamille zu sammeln, wenn Kyr-Nikos es verbieten würde? Und er war so schrecklich in seiner Rachsucht!

«Schön und gut, aber wer nimmt es mit einem Ungeheuer auf? Mag ich die Leute noch so sehr unter Druck setzen, sie werden nicht glauben, daß sie an der Kamille soviel Geld verdienen können, um sich von ihm

freizumachen. Sie müssen das Geld in der Tasche haben, um so eine Verrücktheit zu begehen.»

Der junge Mann atmete tief durch.

«Wir werden den Drachen einschläfern ... Und wenn er aufwacht, wird es bereits zu spät sein!»

Schließlich gelang es ihm, die alte Frau zu überzeugen. Sie war bereit zu helfen. Voller Freude kehrte er zu seiner Hütte nach Elia zurück.

Sehr früh ging die alte Malamo am nächsten Tag von Haus zu Haus durch das Dorf. Zu jeder Familie hatte sie eine besondere Beziehung. Die eine nennt sie Nachbarin, die andere Gevatterin, Cousine, Schwägerin, Freundin. Zu jeder hatte sie ein besonderes Verhältnis.

«Da heute das Fischerboot zufällig hier ist, wollen wir nicht zum Plateau fahren und Kamille sammeln?» sagte sie zu jedem. «Und da zufällig der Lehrer krank ist und kein Unterricht stattfindet, nimm doch deine Kinder mit, daß sie frische Luft schnappen und beim Sammeln helfen.»

Die alte Malamo sagte immer ‚zufällig‘, in Wirklichkeit aber geschah nichts zufällig. Alexandros hatte den Lehrer gebeten, den Kranken zu spielen. Anfangs war er dagegen, doch der junge Mann erläuterte ihm die Gründe und er stimmte zu. Das Fischerboot gehörte dem Taufkind der alten Malamo und er erklärte sich ohne Zögern bereit, die Leute zu transportieren. Auch die Kinder befanden sich nicht zufällig noch in ihren Wohnungen. Malamo klopfte zeitig an ihre Haustür, bevor sie zum Spielen auf die Straße gegangen waren.

Das Deck des Kaiks füllte sich mit Frauen, Mädchen und Kindern. Niemand wußte, welchem Zweck dies alles diene, und anfangs fanden sie es ein bißchen eigenartig. Aber sobald sie das Schiff betreten hatten, begannen sie zu singen, die Kleinen schrien laut, alle freuten sich, als ginge es zu einem Volksfest. Die schlaue Alte hatte außerdem ihre Augen überall, daß niemand etwas vermutet.

Singend sprangen sie an Land. Das Schiff würde abends wiederkommen, sagte die alte Malamo, um sie abzuholen. Gutgelaunt strömten sie auf der Großen Wiese aus und schnitten und sortierten die Kamille. Die verschiedenen Gruppen der Kleineren wetteiferten miteinander, wer zuerst eine Handvoll Kamille zusammenbringen würde. Dann rannten sie zu ihrer Mutter und zeigten voller Stolz ihren Schatz, um wieder davonzueilen und den nächsten Strauß zu pflücken.

Die Mädchen, die zum erstenmal die Freude der Liebe gespürt hatten, bündelten mit raschen Bewegungen die Kamille zu Sträußen, und wenn sie eine große Blume fanden, blieben sie stehen und entblätterten sie. Mit zittrigen Lippen flüsterten sie die Frage: «Liebt er mich, liebt er mich nicht, liebt er mich, liebt er mich nicht?» Und wenn zufällig herauskam,

daß er sie liebte, flogen sie vor Freude und gingen mit rascheren Bewegungen an die Arbeit.

Die Sonne hatte den halben Weg am Himmel zurückgelegt und jede Familie des Dorfes hatte einen kleinen Blumenhaufen beisammen. Sie konnten die Kamille nicht auf den Armen tragen und so taten die Frauen sie in ihre Schürzen. Es war soviel Kamille gesammelt worden, daß sie die zuhause nicht einmal in zehn Jahren verbrauchen könnten. Aber die alte Malamo trieb sie immer noch zur Arbeit an.

«Was faulenzst ihr?» fragte sie streng. «Das Schiff wird spät kommen, also ran, ihr habt Zeit, sammelt noch mehr!»

«Aber was sollen wir mit soviel Kamille?» fragten die anderen erstaunt. «Das reicht, bis wir dieser Welt ade gesagt haben. Wozu noch mehr ...?»

Die alte Frau, die dafür gesorgt hatte, daß in diesem Moment viele Frauen um sie waren, blieb in nachdenklicher Haltung stehen. Sie wollte den Leuten zeigen, daß ihr Gehirn arbeitete, um eine Lösung zu finden. Plötzlich erstrahlte ein Lächeln auf ihrem Gesicht, ein Glanz trat in ihre Augen.

«Und warum verkaufen wir die Kamille nicht?» fragte sie. «Alexandros, mein Schwager, hat im vergangenen Jahr soviel Geld damit verdient. Das ist es, genau das werden wir auch tun. Wir werden die Kamille sammeln und dann verkaufen. Das ist eine Arbeit ... Schade, daß mir das nicht eher eingefallen ist ...»

Alle blieben wie geblendet stehen. Wenn die Frau Malamo so etwas sagte, hatte das Hand und Fuß. Sie hat recht. Einige fragten:

«Gut, Frau Malamo, und wo werden wir einen Käufer finden?»

«Ich werde ihn finden», sagte sie in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

Die Hoffnung und die Sicherheit, das Geld betreffend, die ihnen die alte Malamo ins Herz gepflanzt hatte, machte, daß sie mit größerer Lust an die Arbeit gingen. Als es Abend wurde, geschah zufällig ... noch etwas. Das Schiff erschien nicht, um sie nach Psarochori zurückzubringen. So hatte es die schlaue Alte mit ihrem Taufkind eingerichtet. Gegen Sonnenuntergang kam aus Korpho ein Fischer und sagte, das Fischerboot hätte viel Fisch gefangen und sei zur Stadt gefahren. Der Kapitän bitte um Entschuldigung, weil er nicht hat kommen können. Er werde, sagte er, im Morgengrauen hier sein.

«Der Taugenichts!» schimpfte die alte Malamo, daß die Leute sie hörten. Innerlich freute sie sich. Seht ihr, was er uns eingebrockt hat ... Und wie sollen wir jetzt, alte Frauen, Mädchen und Kinder, nach Psarochori kommen ... Außerdem haben wir so schwer zu tragen ...»

Sie alle verschnürten die Kamille in ihren breiten Arbeitskleidern zu Bündeln und drängten sich um die alte Malamo. Sie tat, als wäre sie verwirrt und dächte nach.

«Was wird jetzt, Frau Malamo?» fragten sie. «Willst du nicht etwas beschließen?»

«Wie es auch sei, ein solches Gewicht können wir nicht ins Dorf tragen. Irgendetwas muß aber geschehen ...»

Alles ist nach Wunsch gelaufen, die Arbeit war erfolgreich, dachte die Alte. Sie wartete, vielleicht sprach eine andere Frau den Gedanken aus, den sie im Sinne hatte. Schließlich gab sie es auf. Das hier sind alles Putzteufel, stellte sie traurig fest, umsonst warte ich auf ihre Geistesblitze.

«Mädchen, mir ist da was eingefallen», sagte sie wie eine alte Mutter.

«Was denn?»

«Etwas weiter unten hat mein Schwager eine große Hütte. Dort, ihr könnt sie alle sehen. Wir stellen unsere Kamille darin ab und morgen kommen wir noch mehr sammeln und nehmen sie auch mit.»

«Bravo!», sagten die Frauen. «Was du für ein Köpfchen hast ...»

Eine Familie hinter der anderen zogen sie zu Alexandros Acker. Er tat, als wüßte er von all dem nichts und zeigte sich verwundert.

«Wie kommt es, daß ihr mich alle besucht?» fragte er die alte Malamo, die vorneweg marschierte.

«Wir statten dir eine Visite ab», sagte sie freundlich. «Gestern hast du mich besucht, jetzt tu ich es.»

Er lachte gutherzig und die anderen mit ihm.

«Bitte sehr, tretet ein in meinen Palast.»

«Ach nein», widersetzte sich die alte Frau. «Wenn du uns alle hineinläßt, wirst du es bereuen, denn schau mal, wie viele wir sind! Besser, du machst dein Lagerhaus auf, daß wir unsere Kamille reinstellen können. Und dann wollen wir wieder gehen.»

«Die Tür ist auf», sagte er in desinteressiertem Ton. Innerlich freute er sich aber, und im Stillen richtete er tausend Dankeschön an die alte Frau.

Schnellen Schrittes kehrten die Frauen aus Psarochori in ihre Häuser zurück. Ihre Männer hatten inzwischen begonnen, unruhig zu werden.

«Wo sind unsere Frauen bloß um diese Stunde?» fragten sie sich in den Kaffeehäusern. «Wer hat so was schon gehört?» Und die Männer gingen zeitiger als sonst nach Hause.

Einige Ungeduldige gingen vom Kaffeehaus auf den Hügel. Hat das Schiff etwa einen Schaden und sie sind gezwungen, zu Fuß zu gehen? Da sahen sie die Frauen sich mit ihren Kindern in aller Ruhe nähern. Die Männer waren bereit, ihre Stimme zu erheben und Krach zu schlagen, um ihre Männlichkeit zu zeigen. Aber an der Spitze ging die alte Malamo und schwenkte, wie der Dorfpolizist seinen Schlagstock, ihre Krücke. Es

reichte, sie zu sehen, um Angst zu bekommen. Die Alte war zu allem fähig ...

«Was treibt ihr um diese Stunde draußen?» fragten die Mutigsten. «Habt euren Haushalt im Stich gelassen und lauft in der Gegend herum ... Wann werdet ihr kochen? Sollen wir bis Mitternacht warten?»

Kyra-Malamo sah sie alle streng an und sie sprach im Namen aller.

«Was wir gemacht haben? Geht nach Elia und schaut es euch an. Jawohl, wir haben uns verspätet. Und morgen werden wir das gleiche tun! Wir werden es tun, weil wir uns sonst niemals von den Kaufleuten freikaufen können. Hört ihr mir zu? Wir werden auch morgen Kamille sammeln. Das ist keine Blume, das ist bares Geld, das in unsere Taschen fließt. Das haben wir heute gemacht, das werden wir auch morgen tun. Und wenn es euch Spaß macht, könnt ihr weiter schreien und schimpfen ...»

Die Männer sahen sich stumm an. Keiner brachte ein Wort hervor. Die alte Malamo aber war eine Menschenkennerin ... Ich darf sie nicht kränken, dachte sie.

«Ach, alles, was recht ist», sagte sie, als spreche sie zu sich selbst. «Ihr Armen rackert auch von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in der größten Hitze auf den Äckern und es kommt nichts dabei heraus. Wir sind alle bei den Krämern und sie wiederum bei Kyr-Nikos verschuldet. Ich, eine alte Mutter, sehe unsere Not und es blutet mir das Herz. Jahr um Jahr leben wir so ... Ich habe mir also gedacht, wir könnten was unternehmen, drüben auf dem Plateau, das Kyr-Nikos kaufen will, könnten wir die Kamille sammeln. Dickwanst, sagte ich zu mir, du willst die Wiesen haben, um dir die Taschen mit Goldstücken zu füllen. Nein, die Kamille werden wir selbst, die Einwohner von Psarochori, ernten, denn sie gehört schließlich uns! Wißt ihr, was für Geld dort drüben steckt? Mein Schwägerchen hat voriges Jahr aus einer Handbreit Boden soviel Geld rausgeholt! Deshalb haben wir soviel Kamille gesammelt. Und wenn ihr uns beisteht, werden wir unsere Schulden bei den Kaufleuten tilgen können!»

Das hörte sich in den Ohren der Männer gut an. Die schlaue Alte gab ihnen die Möglichkeit, ihr Ansehen wieder aufzupolieren. Sie bat sie um ihre Hilfe. Spontan faßten sie den Entschluß.

«Freilich werden wir helfen. Morgen werden wir in aller Frühe alle mit den Sicheln auf die Wiesen gehen. Wir werden die Kamille abmähen und ihr werdet sie sortieren. Wir werden sofort in die Kaffeehäuser gehen und den anderen sagen, sie sollen mitkommen.»

«Schön ... schön», lobte sie die alte Frau.

Gott ließ den neuen Tag aufziehen. Männer, Frauen und Kinder, die ganze Dorfbevölkerung, selbst der Dorfschneider samt zwei Krämern,

befanden sich in aller Frühe am Strand. Auch an diesem Tag blieb der Lehrer, entsprechend dem Versprechen, das er Alexandros gegeben hatte, im Bett. So rannten die kleinen Kinder, die tüchtig mithalfen, mit ihren Eltern mit. Zwei Kaiks und einige Boote, die sich im Hafen befanden, brachten die Leute zum Plateau. Die Arbeit konnte beginnen.

Jeder Mann übernahm mit seiner Frau und seinen Kindern ein Stück Wiese. Die Sichel des Mannes schnitt die schönen Blumen ab und, gelb wie Gold, fielen sie auf die Erde. Die anderen hoben sie auf und warfen sie auf die ausgebreiteten Säcke. Ab und zu gerieten sich wegen der besseren Plätze die Kleinen einer Familie mit den Kindern einer anderen in die Wolle. Die alte Malamo aber, die ihre Augen überall hatte und alles sah, ging dazwischen und, mal im Guten mal im Bösen, schlichtete sie das kleine Gezänk und kam so dem größeren Streit der Erwachsenen zuvor. Vor all dem hatte sie Angst und Alexandros hatte zu ihr gesagt, «paß gut auf, daß sie sich nicht in die Haare geraten, dann geht alles zum Teufel». Deshalb rief sie:

«Mein Kleiner, hier ist doch genug Platz für alle. Der liebe Gott hat uns soviel Erde gegeben ... Geh ein wenig weiter und du wirst noch mehr sammeln.»

Kyra-Malamo sagte das zu den Kindern, daß es die Erwachsenen hören. Und sie wechselten danach ihren Platz.

Von seiner Hütte aus sah Alexandros zu. Er ließ den verrückten Nikolas etwas weiter unten im Acker arbeiten, während er aller paar Augenblicke sein Fernglas an die Augen führte und die Bewegungen der anderen aufmerksam verfolgte. Er spürte eine innere Unruhe. Er hatte natürlich Vertrauen zur schlaun Kyra-Malamo, aber er wollte selbst alles unter seiner Kontrolle haben. Je rascher und besser sie eine Arbeit tun können, dachte er, zweimal schneller können sie die am Ende zerstören, deshalb mußte er allem Unvorhergesehenen zuvorkommen. Er würde, wenn es notwendig wäre, wie rein zufällig dazwischengehen.

Drüben auf der Großen Wiese arbeiteten Kinder, Alte und junge Leute. Bei Sonnenuntergang rief die alte Malamo planmäßig die Erwachsenen zu einer Versammlung zusammen. Sie setzten sich alle mit gekreuzten Beinen auf die Erde. Sie stand in der Mitte und redete.

«Jetzt haben wir eine Menge Kamille gesammelt. Auf dem Plateau ist aber noch genug. Gut wäre es, einen Aufkäufer zu finden, denn die Schlaun kochen, bevor sie Hunger kriegen. Wir sollten mein Schwägerchen rufen. Alexandros hat im vergangenen Jahr die gleiche Arbeit gemacht und weiß Bescheid. Und ohne Zeit zu verlieren, sagte sie zu einem Jungen, der in ihrer Nähe saß:

«Sotiris, lauf zur Hütte dort drüben und bitte den Burschen herzukommen.»

Alexandros folgte dem Kleinen und kam zur Versammlung rüber.

«Ich grüße euch, wie läuft die Arbeit?» fragte er.

«Sehr gut», antwortete im Namen aller die alte Malamo. «Wir haben eine Menge Kamille gesammelt.»

«Ihr habt noch eine ganze Menge in meinem Lagerraum», sagte er ernst.

«Ja!» nickten die anderen.

Er warf einen Blick um sich, betrachtete die gesammelten Blumen und die spielenden Kinder, die schrien und rannten.

«Alexandros», sagte Kyra-Malamo, «ich und alle Leute aus Psarochori haben eine Bitte an dich. Wir haben soviel Kamille gesammelt und müssen sie verkaufen. Wir kennen aber keinen Kaufmann. Nur du kannst uns helfen ...»

«Sehr gern, das ist nichts Schweres. Ich werde dem Kaufmann, der voriges Jahr meine Kamille gekauft hat, ein Telegramm schicken. Ich werde ihm sagen, daß es sich um eine wichtige Arbeit handelt und er sich beeilen müsse, um die Kamille zu kaufen.»

Männer und Frauen atmeten erleichtert auf. Sie bedankten sich.

Alexandros ließ erkennen, daß dies alles leicht und selbstverständlich sei und sagte zum Abschied:

«Ich werde jetzt wegen des Telegramms nach Akanthos fahren und morgen früh sprechen wir uns wieder.»

Und der junge Mann, der sie mit diesem Versprechen zwang, einen weiteren Tag auf dem Plateau zu arbeiten, ging in seine Hütte und fuhr kurz darauf nach Akanthos. Er hatte es nicht wegen des Telegramms, sondern wegen des Kyr-Nikos eilig. Er fürchtete, dieser könnte ihm einen Strich durch die Rechnung machen.

Die Nachricht, daß die Leute aus Psarochori gutes Geld an der Kamille verdienen würden, erreichte Akanthos. Kyr-Nikos gefiel das nicht und er beschloß zu handeln. Er ließ seine Söhne im Geschäft zurück und ging zum Marktplatz. Sein Auto war an diesem Tag unterwegs. Dort stand ein Omnibus, aber der war kaputt. Er rannte hinunter zum Meer. Wiederum aber war ihm das Schicksal nicht hold. Er fand kein einziges Kaiki, das ihn nach Psarochori hätte fahren können. Er hätte zum Hafen gehen müssen, um von dort ein Schiff zu nehmen. Seine große Wut hatte in seinem Herzen keinen Platz mehr. Ihm platzte der Kragen.

«Verdammt! Sind sie alle zur Mutter des Teufels gefahren und verschwunden? Hat keiner ein Boot, das mich nach Psarochori fahren kann?»

Aus den kleinen Kaffehäusern des Strandes traten einige Überraschte, die sein Geschrei gehört hatten. Darunter war auch der alte Iphestos, der sein Boot an Land gezogen hatte, um es auszubessern.

«Komm her ... Hörst du mich nicht? Komm her, du Dummerjan. Bring dein Boot, du mußt mich nach Psarochori fahren!»

Der Alte kam ängstlich heran und wagte zu sagen:

«Aber, Herr, es ist an Land gezogen ...»

«Dann zieh es wieder ins Wasser!» schrie der andere wütend.

Iphestos gehorchte aus Angst, legte die Balken auf den Sand und zog das Boot ins Wasser. Dann warf er den Motor an und fuhr in Richtung Psarochori ab.

Menschenleere herrschte dort. Die Leute fehlten. Einige waren auf den Feldern, einige auf dem Meer, die meisten auf dem Plateau. Sobald Kyr-Nikos Psarochori betreten hatte, ging er zu Kyr-Charilaos, dem nächsten Krämer.

«Wohin sind sie alle verschwunden?» rief er, bevor er noch den Raum betreten hatte.

«Zur Arbeit», sagte unbestimmt der Krämer und versperrte mit seinem Körper die Tür seines Geschäftes.

«Welche Arbeit? Drüben auf dem Plateau?» schrie Kyr-Nikos und aus seinem Mund rann Speichel.

«Ja ...»

Er sah den Krämer Charilaos wild an. Mit einer plötzlichen Handbewegung packte er ihn am Kragen und rüttelte ihn.

«Du Strumpf des Teufels, hab ich dir nicht gesagt, ich werde das Plateau kaufen? Was für ein Scheißbürgermeister bist du, wenn sie nicht auf dich hören? Ich hätte alle eure Schulden gestrichen, um die Wiesen zu bekommen ... Hab ich dir das alles nicht klargemacht? Warum, du Scheißkerl, hast du zugelassen, daß sie dorthin gehen? Sag es mir, sprich, daß dich der Blitz trifft ...»

Kyr-Charilaos war eingeschüchtert und brachte kein Wort hervor. Er tat auch nichts, um sich vor dem Zorn des Kyr-Nikos zu retten.

«Hat sie jene Teufelsalte überredet, Kamille zu sammeln? Mensch, sprich!» schrie er außer sich und schreckte die wenigen alten Frauen der Nachbarschaft auf, die nicht in der Lage waren, ihre Häuser zu verlassen und zum Plateau zu laufen, um mitzuhelfen.

«Ja ...»

Schweren Schrittes ging er zum Boot und befahl dem alten Iphestos, der mit laufendem Motor auf ihn wartete:

«Fahr zum Plateau!»

Als sie ein wenig ins offene Meer von Psarochori hinausgefahren waren, um den Wind von hinten zu haben, bemerkten sie ein schönes Boot, das gepflegter war als die anderen. Es kämpfte mit den Wellen. Das wird Alexandros sein, dachte der alte Iphestos. Auch Alexandros hatte das kleine Boot gesehen, das von entgegengesetzter Richtung kam. Ihn beeindruckte sogar der dicke Mensch, der am Bug saß. Wer wird das

wohl sein, fragte er sich. Dann schützte er mit beiden Handflächen die Augen vor dem Gegenlicht und konzentrierte seine ganze Aufmerksamkeit auf den Dicken.

«Ob er es ist? Er ist es.» flüsterte er und biß sich auf die Lippen.

Ohne Zeit für Überlegungen zu verlieren, drückte er das Bootssteuer in Richtung Metallochori und hatte jetzt das Wetter von der Seite. Das Boot wurde hart von den Wellen getroffen und kam schwer voran, während das kleine Motorboot mit Kyr-Nikos weit hinausgeraten war und jetzt mit den Wogen fuhr.

«Mut, meine ‚Areti‘... Halt dich wacker, bis ich auch das offene Wasser erreicht habe, dann werde ich keinen Gegenwind haben.»

Der Bug schlug gegen die Wellen, teilte sie entzwei und dann sprangen sie einen reichlichen Meter hoch. Boot und Bootsführer wurden klitschnaß. Von den Haaren rann das salzige Naß in den Mund. Alexandros schmeckte es. Seine Liebe zum Meer machte, daß er das Meer nicht fürchtete. Das wilde Element war etwas Eigenes, Freundschaftliches geworden. Er hielt die Leine, mit der das Segel an das Heck gebunden war, fest in den Händen und paßte auf, daß der Wind es nicht zerriß. Er saß mit gegen die Seiten gestemmt Beinen im Heck. Sein Oberkörper ragte aus dem Boot, das sich seitlich aus dem Wasser hob und es nur leicht wie im Flug berührte.

Vor Iphestos' kleinem Motorboot lag das Plateau und vor Alexandros' Boot das Dorf Metallochori. Jetzt fuhren sie auf gleicher Höhe. Da riß er, soweit es ging, das Steuer der ‚Areti‘ nach links und warf sein ganzes Gewicht nach rechts. Gleichzeitig zog er das Seil des Segels zu seiner Seite, daß es keinen Bauch bildet und das Boot aus seiner Bahn warf. Der Wind aber war stark und die Seile knarnten.

«Halt durch ...» schrie er wie ein Seebär. Das Boot neigte sich nach rechts, die Wellen berührten das Deck, und da das Steuer nach links gezogen war, nahm das Boot rasch die Kurve nach rechts. Er hatte jetzt den Wind seitlich. Das Steuer hielt er gerade. Pfeilschnell flog das Boot über den Wogen auf das Plateau zu.

Alexandros war begeistert. Er fuhr schneller als der alte Iphestos, obwohl dieser einen Motor hatte. Als er an ihm vorbeizog, schrie er stolz:

«Großvater Iphestos, ich habe deine Nußschale überholt!»

«Ja ... Ja ...» sagte der andere leise, während Kyr-Nikos einen Fluch ausstieß.

Das Meer gab ihm neue Kraft. Jetzt schlug der Wind gegen seine Brust und belebte ihn. Er neigte sich zur Seite und benetzte sich die Hand. Er wusch sich und seine Hände glänzten vom Salz.

«Ach, mein Element, ich verehere dich ...» murmelte er und erreichte die Wiesen auf dem Plateau vor Kyr-Nikos.

In dem Augenblick hatten die Leute aus Psarochori die mit Kamille gefüllten Säcke hochgenommen, um sie zu Alexandros' Hütte zu tragen. Als sie sahen, daß er mit seinem Boot zurückgekommen war, blieben sie stehen, um den Grund zu erfahren. Während er sich näherte, überlegte er, wie er ruhig der Ankunft des Kyr-Nikos entgegentreten könnte.

Er zog das Boot auf den Sandstreifen.

«Wie denn das?» fragte die alte Malamo leicht erregt.

«Ach, gar nichts ...» erwiderte er lachend. Ich hatte den Wind von vorne und kam nicht voran. Ich war gezwungen, kehrt zu machen. Wir bringen jetzt gemeinsam die Kamille in die Hütte.»

Die anderen sahen ihn verwundert an.

«Hast du keine Angst vor dem Meer?» fragte ihn eine Frau. «Du bist klitschnaß und lachst noch.»

«Nun ja», lachte Alexandros, «das Meer ist meine alte Liebe!»

Er warf sich den Sack der alten Malamo über die Schulter und feuerte die anderen an.

«Gehen wir zur Hütte, es wird schon dunkel.»

Kyr-Nikos sah die Leute aus Psarochori mit den Säcken auf den Schultern davongehen und war erschüttert.

«Was machen die?» brüllte er. «Dreh dein Steuer nach Elia, du Idiot, daß wir sie auf dem Weg einholen.»

«Aaaa ...» atmete Alexandros jetzt frei auf. «Die große Gefahr ist nun vorbei. Wenn sie ihre Kamille erst in den Lagerraum gebracht haben, kann Kyr-Nikos schreien, soviel er will.»

Sie überwand den Hügel und erreichten die Hütte. Die Ersten stellten ihre Pakete neben die vom Vortag ab.

Kyr-Nikos erschrak.

«Sie bringen die Kamille in die Hütte! Zum Teufel! Warum hast du sie nicht auf der Straße eingeholt? Warum bist du in Richtung Elia gefahren? Wärest du zum Plateau gefahren, hätte ich sie auf den Wiesen eingeholt und aufgehalten! Warum hast du das Steuer herumgerissen, sprich?»

Kyr-Nikos begriff jetzt, daß Alexandros zurückgefahren war, um die Leute zur Hütte zu bringen, bevor dieser sie aufhalten konnte. Er, der gewöhnt war zu denken und anderen Fallen zu stellen, fühlte sich jetzt selbst gefangen.

«Warum hast du das Steuer in Richtung Elia gedreht?» schrie er außer sich.

«Du hattest es befohlen, Herr ...» antwortete der Fischer nüchtern.

«Und warum hast du auf mich gehört, du Idiot? Woher hätte ich wissen sollen, daß sie die Kamille in die Hütte bringen? Ich dachte, sie tragen die Säcke ins Dorf ...»

Nachdem die Leute von Psarochori die Säcke in den Lagerraum gebracht hatten, schickten sie sich an, ins Dorf zu gehen. Und da sehen

sie Kyr-Nikos, wie er schweren Schrittes versucht, zur Hütte hinauf zu gehen. Als er ankam, war er außer Atem und völlig verschwitzt. Alexandros tat, als wäre er überrascht.

«Was ist mit ihm los?» fragte er scheinbar ratlos.

Er wandte sich an Kyr-Nikos.

«Wollen Sie etwas Wasser, Kyr-Nikos?»

Der andere atmete kurz, sah alle zusammen und jeden einzeln an. «Wo ist die Kamille?» fragte er und richtete die Augen auf die Tür der Hütte.

Alle blickten Alexandros und die alte Malamo an.

«Wollen Sie sehen?» fragte Alexandros und war im Begriff, die Tür zu öffnen.

Der andere tat keinen Schritt vorwärts, knirschte nur mit den Zähnen.

«Warum habt ihr das getan, he?» schrie er und einige erschranken.

Alexandros schloß die Tür der Hütte und stellte sich ihm entgegen.

«Was meinen Sie?»

«Warum habt ihr die Kamille gesammelt?» schrie er die Dorfleute an. Und an Alexandros gewandt, fügte er hinzu: «Du, verschwinde vor meinen Augen!»

Alexandros richtete seinen Adlerblick auf Kyr-Nikos und streckte seine Brust vor. Er schien gefährlich wie ein Löwe zu sein, der seine Zähne zeigt.

«So kannst du zu deinen Untergebenen reden? Du befindest dich auf meinem Eigentum und ich kann dich sofort rausschmeißen!»

Seine Worte fielen wie Blitze, Blitze, die den Leuten aus Psarochori Mut machten und Kyr-Nikos wie Pfeile trafen. Die Bauern sahen, daß es nun jemanden gab, der die Kraft besaß, mit Kyr-Nikos nicht nur als Seinesgleichen zu sprechen, sondern als einer, der über ihm stand. Sie hatten jetzt einen Beschützer. Alexandros' Worte hatten den harten Mann zusammenschrecken lassen. Da war jemand, der mit den Zähnen geknirscht hat, und der andere hat wie ein Hund, den sein Herr züchtigt, den Schwanz eingezogen.

Er begann, Drohungen auszustoßen, um Mut zu fassen und die Leute einzuschüchtern.

«Ich werde dein Lager anzünden und alles zu Asche machen. Ich soll nicht Nikos heißen, wenn ich nicht jeden von euch mit den Füßen trete!»

Alexandros ließ ihn schreien, denn er wollte, daß sein Fall noch vernichtender wird. Als er zu reden aufhörte, war sein Mund trocken. Mit unerschütterlicher Ruhe sah der junge Mann Kyr-Nikos an.

«Jene Jahre sind nun vorbei ... Das Schreien ist vergebliche Mühe ... Und wenn du nochmals deinen Fuß hierhin setzt, bringe ich dich ins Gefängnis!»

Der junge Mann beruhigte sich wieder. Die Dorfleute faßten Mut.

«Du hast sie so viele Jahre mit Beschimpfungen und Drohungen eingeschüchtert und ausgebeutet», fuhr Alexandros fort. «Sie haben dich gefürchtet. Jetzt aber ... Sieh, keiner hat Angst vor dir ... Du hast ausgespielt. Morgen wird der Händler mit seinem Lastwagen hierher kommen und die Kamille kaufen! Kyr-Nikos, diese Partie hast du verloren!»

Da kam wie ein Rettungsring dem Kyr Nikos eine Idee. Voller Überzeugung sagte er:

«Ich habe sie alle in der Hand! Alle sind sie bei mir verschuldet. Die aus Psarochori schulden mir Tausende und Abertausende. Ich werde sie ins Gefängnis bringen!»

Alexandros lächelte.

«Schade, Kyr-Nikos, vergebliche Müh ... In wenigen Tagen wird die Kamille verkauft sein und von dem Geld werden sie alle ihre Schulden bezahlen. Bis dahin garantiere ich für sie und du wirst niemanden anrühren!»

Im Geheimen freute sich der junge Mann. Kyr-Nikos hatte ihn, ohne es zu wollen, einer großen Last enthoben. Er fürchtete, hielten die aus Psarochori einmal das Geld in den Händen, würden sie es beim Kartenspiel verlieren oder für Getränke ausgeben. Jetzt aber waren sie gezwungen, ihre Schulden zu begleichen.

Kyr-Nikos machte einen letzten Versuch.

«Ich habe Geld, kenne Abgeordnete, Minister. Ich werde es euch zeigen, Fische werde ich auf euren Lippen braten. Ihr entkommt mir nicht. Wißt ihr, was Geld bedeutet?»

«Und wir», sprach Alexandros ruhig, «wir haben das Recht auf unserer Seite. Weißt du, was Recht ist? Ein Feuer, das jeden verbrennt, der sich ihm in den Weg stellt!»

Die Dorfleute lächelten. Sie fühlten, daß sie eine starke Hand führte und beschützte. Kyr-Nikos torkelte vor Ermüdung und Enttäuschung, als er zum kleinen Motorboot ging. Die Leute schlugen den Weg nach Hause ein. Alexandros blieb in seiner Hütte.

An dem Tag verlor Kyr-Nikos Psarochori, seine Goldgrube.

Alexandros handelte sofort. Am nächsten Tag kam der Händler und kaufte die Kamille auf. Bevor die Dorfleute vom Glanz des Geldes geblendet werden konnten, war es an die Krämer weitergegeben worden. Eine Last, die sie seit dreißig Jahren, seitdem es dem jungen Kyr-Nikos gelungen war, das Dorf in die Hand zu bekommen, bedrückte, fiel jetzt von ihnen. Die Hälfte der Händler eilte bereits am nächsten Tag in die Stadt, um Waren einzukaufen. Sie würden nicht wieder reinfallen. Mochte Kyr-Nikos noch so sehr schreien und drohen, keine Nadel würden sie bei ihm kaufen.

Kyr-Nikos verfiel in Trauer. Er hatte Psarochori verloren. Der materielle Schaden war natürlich wieder wettzumachen, denn er befaßte sich mit vielen anderen einträglichen Arbeiten. Aber er konnte nicht ertragen, daß es einen Fähigeren als ihn gab. Alexandros' Adlerblick ließ ihn nicht schlafen. Sein Wille erlahmte, und er hatte keine Lust mehr zum Kämpfen. Er war schon im reifen Alter, während Alexandros sich im besten Jugendalter befand. Seit jenem Tag begann Kyr-Nikos zu verwelken ...

Am Tage, als der Händler die Kamille aus der Hütte holte, sprang Alexandros in sein Boot und fuhr nach Psarochori. Er ging zum Haus seiner Schwägerin, zur alten Malamo. Sie umarmte ihn, sobald sie ihn sah.

«Ich danke dir sehr», sagte er ergriffen. «Niemals hätte ich es ohne dich geschafft.»

«Ach, mein Junge, ich bin dir doppelt dankbar! Du hast uns vor diesem Blutsauger gerettet. Dreißig Jahre lang saß er uns im Genick.»

Die alte Frau und ihre Tochter bewirteten und behielten ihn die Nacht über in ihrem Haus.

«Niemals, Alexandros, hätte ich in meinen alten Tagen gedacht, daß sich dieses Dorf so sehr verändern könnte. Ich Arme habe es mir gewünscht, doch geglaubt habe ich nicht daran. Nach der Hochzeit meiner Tochter wollte ich sterben ... Ich wäre aber voller Trauer gegangen ... Jetzt macht es mir nichts aus ... Meine Augen haben gesehen, wie sich die Leute befreit haben. Nur, daß ich jetzt nicht mehr sterben will! Soll ich etwa jetzt gehen ...?»

VI

In aller Frühe ging Alexandros wieder nach Elia. Er fühlte eine Verantwortung. Er mußte seinen Onkel Aidonis wieder zum Singen bringen. Der hatte sicher erfahren, was in Psarochori vorgefallen war, und der junge Mann glaubte, daß Aidonis' Herz weicher geworden war. Vielleicht würde der Dichter seine eigene Bitterkeit überwinden und über die Freude der anderen schreiben.

Aidonis, eingeschlossen in seiner Hütte, ließ niemanden zu sich. Er blieb weiter stumm. Auf seinen Lippen erschien kein Lächeln. In all der Zeit hatte ihn sein Neffe nicht besucht. Jetzt klopfte er an Aidonis' Tür.

«Herzlich willkommen, mein Neffe», sagte die Tante Photini.

«Ich freue mich auch, dich zu sehen, Tante!»

Er ging zu seinem Onkel, der auf einem Holzbett saß.

«Die Leute aus Psarochori meinen, ich hätte ihnen Freude gebracht. Mit dieser Hoffnung bin ich auch hier eingetreten.»

Der Onkel hob seinen Blick und sah ihn an. Alexandros bemerkte, daß in seinen Augen Bitterkeit war. Er legte seine Hand auf die Schulter des Onkels. Sein Gesichtsausdruck war mild.

«Der Mensch, Onkel, darf sich nicht aufgeben. Es ist nötig, vor auszuschauen und zu versuchen, unser Leben schöner zu machen.»

Aber auf dem Gesicht des Onkels war nicht der Glanz der Freude. Noch ist es zu früh, dachte Alexandros, ich muß noch warten. Er ging sofort zum Klostergut. Er hatte es eilig. Er traf nur den alten Ignatis und Agapitos, den Hirten, an.

«Ich komme von meinem Onkel. Hier in Elia muß auch was geschehen», sagte er.

«Wir haben keine Wiesen, um Kamille zu sammeln», bemerkte der alte Ignatis bitter.

«Ihr habt aber Äcker für Rosenstöcke», erwiderte Alexandros.

Der Alte blickte ratlos den Hirten an.

«Rosenstöcke, an denen Rosen wachsen? Die die Mädchen mitnehmen, wenn sie zu Besuch gehen?»

«Ja...»

Der Alte bekreuzigte sich.

«Meinst du, wir sollen wie du Rosenstöcke pflanzen?»

«Genau.»

«Und warum?»

Alexandros lächelte. Er sprach deutlich und klar.

«Weil tausend Quadratmeter Land tausend Gramm Rosenöl erbringen. Und tausend Gramm Rosenöl kosten dreißigtausend Drachmen. Selbst wenn manches schief geht, werdet ihr trotzdem viele tausend Drachmen verdienen und nicht nur ein paar Zehner.»

Der Alte sah ihn mit aufgerissenen Augen an.

«Deshalb hast du die Rosenstöcke gepflanzt? Du hast es nicht gemacht, um deine Zeit totzuschlagen?»

«Nein», antwortete der junge Mann ernst. «Ich habe es selbst versucht, um zu sehen, wie die Sache läuft. Wider Erwarten aber ist alles sehr gut gegangen. Und jetzt müßt ihr handeln, um keine Zeit zu verlieren. Immerzu laßt ihr einen Acker brach liegen. Pflanzt also darauf Rosenstöcke. Es ist eine Arbeit, die von den Frauen gemacht werden kann, ihr verliert keine Zeit.»

Der alte Ignatis reichte Alexandros spontan die Hand.

«Ich gebe dir, mein Junge, mein Wort, daß alles so wird ...!»

Der Sommer war nun richtig da. Die Sonne brannte und die Zikade platzte vor Hitze. Die Elioten hatten die Felder abgeerntet und das

Getreide eingebracht. Sie übergaben es Kyr-Nikos und er löschte einige Nullen von ihren Schulden in seinem Heft. Und die Arbeiten gingen zurück. In aller Ruhe begannen sie die Stoppelfelder abzubrennen, die nach der Ernte zurückgeblieben waren, und die Äcker für die neue Aussaat vorzubereiten.

«Jetzt ist die Zeit da», sprach Alexandros zu sich. «Jetzt kann der große Schritt gemacht werden. Die Rosenstöcke aber, die mir der Biologielehrer versprochen hat, treffen nicht ein. Ich werde die Gelegenheit verpassen ...»

Er schrieb an Athina, sie möge zu ihm gehen und mit ihm sprechen. Aber zehn Tage waren vergangen und er hatte keine Antwort bekommen.

«Das Mädchen muß auch lernen», rechtfertigte er Athina. «Sie steckt mitten in den Prüfungen. Wo soll sie die Zeit hernehmen für solche Wege?»

Dann schickte er einen Eilbrief an Achilleas. «Wenn du es satt hast, dich damit zu befassen, wie man Beton herstellt und wie man das Gewicht der Säulen ausrechnet, geh und such unseren Biologen. Er hat mir versprochen, Rosenstöcke zu schicken.» Aber auch von Achilleas kam keine Antwort.

«Vergiß nicht, er ist Student im ersten Schuljahr des Polytechnikums, will Bauingenieur werden, muß ganz schön büffeln, woher soll der Arme die Zeit nehmen?»

«Und Charilaos? Er will sicher der beste Schüler in der Chemieabteilung werden; kann er seine Zeit für meine Rosen verschwenden?»

Dann fiel ihm Dimos ein. Er ist ein praktischer Mensch und würde es schaffen. Aber er studierte Veterinärmedizin in Hannover. Das ist weit weg. Er befaßt sich sicher mit der Steigerung der Milchproduktion der Kühe, warum sollte er sich mit Rosen abgeben? Sowieso liegt alles, was nicht weiblich ist, außerhalb seiner Interessen.»

Da fiel ihm auch Manthos ein. Auch er war weit weg, studierte in Amerika Physik, war Stipendiant. Den kriegst du nicht aus den Bibliotheken.

Er grübelte und grübelte, aber ihm fiel keine Lösung ein.

«Wie schrecklich es ist, zu warten! Wartend verrinnt dir die Zeit ...»

Er bemerkte Nikolas, der mit der langen Angelrute auf dem Rücken zum Fischen ans Meer ging. Versunken in seiner Glückseligkeit, fing er früh und abends Meerbrassen und Dorsch, Seehecht und Perka.

«Wenigstens Nikolas macht etwas Produktives», sagte er zu sich. «Der Teller ist immer voll. Niemals ist uns der Fisch ausgeblieben ... Was er braucht, besorgt Nikolas selbst ...»

Sein Gehirn blieb an diesem Gedanken haften. Was er braucht, macht er selbst! Das ist es, das ist der Schlüssel, sagte er sich ... Schließlich

lachte er über sich. Ich bin ein schlechter Schüler, ein sehr schlechter. Ich habe das lebendigste Beispiel vor mir ... Ich werde selbst in die Stadt gehen! Ich werde den Biologen aufsuchen. Der Entschluß war gefaßt, auf nach Thessaloniki! Er lächelte. Schön wird es sein. Wie sehr mir diese Stadt gefehlt hat ... Ich werde wieder den Ephtapyrgos besteigen ... Ich werde am Strand, neben dem Weißen Turm, spazieren gehen. Die Wege, die wir mit Athina gegangen sind! ... Athina! Wie lange habe ich sie nicht gesehen! Ob sie sich verändert hat?

Ihm fiel ein, daß er die Stadt verlassen hatte, ohne sich einmal von ihr zu verabschieden. Ich bin ein großer Esel ... Wie habe ich mich benommen? Und sie war mir nicht böse ... Er dachte an ihre Briefe, die er unter seinem Kissen hatte. Wie selten ich ihr schreibe! Sie aber schickt immerzu ihr Kärtchen. Ist sie wirklich so fröhlich wie in ihren Briefen, oder macht sie es nur, um meine Stimmung zu heben?

Er setzte sich auf die Holzstufen der Hütte. Wie sehr wünschte er, daß Athina hier wäre, diese zauberhafte Natur betrachten könnte! Er würde sie mit dem Boot auf dem Meer spazieren fahren, ihr die Küsten zeigen. Ein Traum ...

Er erhob sich und ging zum kleinen Zimmer. Er warf sein Hemd aufs Bett, ergriff Seife und Handtuch und lief bis zum Rand des Ackers, zum Fluß, zur Quelle unter den Platanen. Der Wasserstrahl, mäßig stark, floß ruhig dem Meere zu. Er zog die Sandalen aus und ging bis zum Knöchel ins Wasser. «Ach ...» Alexandros genoß die Frische. Dann seifte er seine Hände ein und besprengte mit Wasser reichlich das Gesicht und die Achseln. Er schloß halb die Augen, genoß das Wasser und das kräftige Lied der Zikaden. Er atmete tief durch, seine Lungen füllten sich mit Sauerstoff. Er war voller Leben, wie neugeboren. Er trocknete sich die Füße, zog die Sandalen wieder an, und mit schnellen Schritten kehrte er in seine Hütte zurück. Er zog ein leichtes Hemd an, nahm die Fünfliterflasche und ging zum Brunnen, um Trinkwasser zu holen.

In dem Augenblick, als er den Eimer aus dem tiefen Brunnen zog und die Flasche vollmachte, die Hälfte des Wassers daneben gießend, sah er die Staubwolke, die über dem Landweg links vom Klostergut stand. Er wunderte sich, daß ein kleiner weißer Bus sich langsam voran bewegte, versuchend, den zahllosen Schlaglöchern auszuweichen. «Was ist das?» wunderte er sich. «Welcher Ahnungslose lenkt ein Auto über diesen Maultierweg?» Der Bus sprang nach links und rechts, versuchte, ein wenig passierbaren Weg zu finden, um voranzukommen. Während er näher kam, erkannte Alexandros, daß es sich um ein solches Gefährt handelte, wie es in der Stadt die Handwerker zum Transport von Werkzeug und Materialien benutzten. Verstaubt und strapaziert, mit reichlich vielen Jahren auf dem Buckel, schaffte es der Wagen trotzdem

voranzukommen. Wenige Meter vor dem Brunnen blieb das Fahrzeug stehen.

«Sie werden sicher Durst haben», sagte er zu sich und ließ den Eimer wieder in die Tiefe rollen. Während er den Eimer hochzog, traute er seinen Augen nicht. Vom Fahrersitz sprang Charilaos. Und bevor er sich von seiner Überraschung erholen konnte, erschien aus der anderen Tür Achilleas. Er drehte sich um und ergriff Athinas Hand, um ihr aus dem Auto zu helfen. Der Eimer kippte um und machte ihm die Hose und die Sandalen naß.

«Sehe ich richtig?»

«Wenn dich der Staub nicht hindert, wir sind es!» Charilaos lachte laut.

«Unglaublich!» Alexandros war platt. Er ließ das Seil des Eimers fallen und bewegte sich zwei Schritte vorwärts. Vor ihm stand Athina. Lächelnd, schlank, mit den wellenden Haaren im sanften Nachmittagswind. Er streckte die Arme aus und stürzte vorwärts, um sie zu umarmen. Sie warf sich an seinen Hals. Er drückte sie kräftig an sich und spürte das Zittern ihres Körpers ihn durchdringen. Sie küßten sich leidenschaftlich.

«Meine Liebe», flüsterte ihre warme Stimme und küßte ihn wiederholt auf den Hals.

«Ich traue meinen Augen nicht, es ist wie im Traum ...»

Achilleas und Charilaos näherten sich. Da Athina an Alexandros' Hals hing, breitete er die Arme aus und umarmte die beiden Freunde. Er küßte sie kreuzweise auf die Wangen.

Achilleas zog sich ein wenig zurück und versuchte, ein ernstes Aussehen anzunehmen.

«Meinst du, Charilaos, wir sind den ganzen Tag statt mit Athina mit einem Gespenst gereist und haben es nicht bemerkt?»

«Nein, nein», scherzte dieser, «die Wassernymphe ist es, der wir an der Quelle begegnet sind, als wir den Wald des Cholomontas durchfuhren.»

Alexandros schlug Charilaos leicht auf die Schulter.

«Natürlich ist sie eine Wassernymphe! Ihr werdet auch hier welche treffen ... Die Elioten meinen, sie kommen und waschen sich am Fluß, neben dem Acker, das Haar. Dort, wo du dich auch waschen wirst, da es in der Hütte kein Wasser gibt.»

Sie erfrischten sich am Brunnen und folgten dann Alexandros.

«Was für eine märchenhafte Hütte», staunte Athina, «ein Puppenhaus!»

«Der große Raum ist das Lager», erklärte ihnen Alexandros. «Ein Mehrzweckraum. Ich hoffe, es wird auch der Raum, wo wir das Rosenöl herstellen werden. Im großen Zimmer hier schläft Nikolas. Auf dieser breiten Strohmratze, bitte sehr. Und im kleinen Zimmer hause ich.»

«Schön, wirklich schön», bestätigte Achilleas.

«Reichlich groß», bemerkte mit einiger Ironie in der Stimme Charilaos.

«Alle guten Menschen finden darin Platz», lachte Alexandros. «Abends werden wir Nikolas in mein Zimmer verfrachten und wir werden es uns hier bequem machen.»

«Ah, sehr gut!» begeisterte sich Achilleas. «Wir werden aber losen, wer an Athinas Seite schläft.»

«Ich hoffe, ich habe auch ein Wörtchen mitzureden!» sagte sie.

Alexandros holte aus dem Wandschränkchen eine Schachtel mit Loukoumis, Tsipouro und Gläser.

«Hier befolgen wir die Sitten des Heiligen Berges. Wir geben Tsipouro, Loukoumis und frisches Wasser aus. Setzt euch auf die Platanenstämme, die Nikolas abgesägt hat, und genießt auf dem Hof die hiesige Gastfreundschaft.»

Sie erfreuten sich reichlich lange der untergehenden Sonne und der erfrischenden Meeresbrise, die von der Seite des Pangäo kam. Da näherte sich von den Äckern her die Tante Photini.

«Komm, ich will dich mit meinen Freunden bekanntmachen.»

«Ah, ihr seid mit dem kleinen Bus gekommen?» wunderte sie sich.

«Ja!» antwortete Charilaos. «An einem einzigen Tag haben wir es von Thessaloniki bis hierher geschafft. Wir sind Berge hochgefahren, durchfuhren Flüsse ohne Brücken und sind über Ziegenwege geholpert.»

«Ach so!» staunte die Tante immer mehr. «Und ich dachte, irgendein fliegender Händler sei gekommen und hat uns seinen Kram gebracht.»

«Sie bringen uns ihre Liebe!» lächelte ihr der Neffe zu.

«Mein Junge, davon haben wir genug hier in Elia. Aber, sagte ich mir, vielleicht bringen sie uns etwas von dem, was sie in der Stadt haben.»

Charilaos sah sie freundlich an.

«Natürlich haben wir was mitgebracht, Tante Photini. Der kleine Bus ist voll davon. Wir haben Rosenwurzeln mitgebracht, rosa damascena, daß hier Rosenfelder entstehen und ganz Griechenland duftet. Und das Werkzeug dafür. Kessel, gebaut in der Werkstatt meines Vaters, daß ihr Rosenöl für die jungen Mädchen und Rosenlikör für die leidenschaftlichen Frauen herstellt.»

«Sprich nicht über Getränke zu meiner Tante», scherzte Alexandros, «sie mag sie nicht.»

«So nun auch nicht!» beschwerte sie sich. «Aber hier in unserer Gegend wird nur Wein und Tsipouro gewonnen. Wir Armen wollen auch was Süßes trinken und uns nicht immer auf das Gleiche beschränken.»

«Sicher, sicher, Tante Photini», bestätigte Charilaos. «Der Rosenlikör ist einmalig, süß und duftend!»

«Schön, schön!» freute sich die Frau. «Und es wird aus unseren eigenen Äckern kommen ...»

Sie dachte etwas nach und wandte sich dann an Alexandros.

«Bring gegen Abend deine Freunde in meine Hütte, ich will sie bewirten. Ich werde einen Hahn zubereiten. Daß sich auch dein Onkel ein wenig freut; seitdem sie ihm sein Bein abgenommen haben, ist kein Lächeln über seine Lippen gehuscht.»

«Natürlich werden wir kommen», sagten alle wie aus einem Mund.

Bei Sonnenuntergang gingen die Freunde zu Aidonis Hütte. Sie schlugen den Weg neben dem Fluß ein und liefen unter den Platanen entlang. Vorneweg ging Nikolas und es folgten die jungen Leute. Und dort, wo sich der Fluß mit dem Meer traf, stand Aidonis' Hütte. Links von der Hütte hatte die Tante Photini auf einem hohen Dreifuß den großen Steinguttopf auf kleinem Feuer und daneben auf der Glut stand eine große runde Bratpfanne. Aidonis saß auf einer Kiste neben der Tür, hielt seine gelbe Perlmutterkette in der Rechten und schaute zum Meer hin.

«Onkel, ich will dir meine Freunde vorstellen», sagte Alexandros leise, als wollte er seine Gedanken nicht stören.

Der Onkel richtete seinen Blick auf die jungen Leute.

«Das hier ist die Athina.»

Der Dichter sah sie sich vom Kopf bis zum Fuß an, sein Blick wurde milder, er lächelte.

«Wie sonst hättest du heißen können, so schön wie du bist!»

Das Mädchen war ein wenig überrascht über das unerwartete Kompliment.

«Es ist der Name meiner Mutter. Sie starb bei meiner Geburt ...» sagte sie.

Alexandros versuchte, die gute Laune seines Onkels zu erhalten und fuhr fort, die anderen vorzustellen.

«Hier haben wir Charilaos und Achilleas.»

Wieder lächelte Aidonis.

«Herzlich willkommen, Kinder. Sicher besucht ihr alle die Universität?»

«Jawohl», antwortete Charilaos begeistert, «wir sind schon im zweiten Studienjahr.»

«Gut, gut!» sagte Aidonis. «Gebt uns ein wenig geistiges Licht, vielleicht bringen wir es auch zu was.» Dann lachte er ironisch und fuhr fort: «Paßt aber auf, daß wir euch nicht verderben, bevor ihr was aus uns gemacht habt!»

«Alexandros hat uns vieles über eure Gegend erzählt», antwortete ihm Achilleas. «Ihr habt eine Geschichte, habt große Kämpfe ...»

«Was die Geschichte angeht, davon haben wir genug», lachte Aidonis. «In anderen Dingen sind wir zurückgeblieben ...» Er überlegte ein wenig und wandte sich dann wieder an die jungen Leute. «Egal welchen Stein du hier aufhebst, du wirst Geschichte von Tausenden von Jahren

entdecken. Und was die Kämpfe anbetrifft, davon können diese Berge viel erzählen. 1821, 1854, 1912, 1940 und so weiter. Unsere armen Vorväter hatten Löwenherzen. Jede Generation hatte ihre Revolution. Jede Revolution ihre Hekatomben. Da auf dieser Bergspitze dort», er zeigte auf den Hügel am Ende der Küste, «ach, was für Prachtburschen sind dort verloren gegangen! Richtige Löwen waren sie. Und das, damit wir unsere Freiheit erlangen. Nur, daß ich nicht weiß, was für eine Art von Freiheit wir erkämpft haben. Wir haben den Türken verjagt, um den Polizisten auf unseren Nacken zu haben ...» Wieder schüttelte Aidonis verbittert den Kopf. «Von der anderen Schlachtereier, dem Bürgerkrieg, in dem die eine Hälfte der Griechen die andere Hälfte abmurkste, will ich gar nicht erst reden. Und das geschah immer an der gleichen Stelle, am Ausblick dort drüben.»

Inzwischen hatte die Tante Photini den Tisch gedeckt.

«Kommt, Kinder, der Hahn ist soweit.»

Auf der rechten Seite der einen Bank setzten sich die jungen Leute, gegenüber nahm Aidonis, gestützt auf sein Holzbein, Platz. Neben ihn, am Rande des Tisches, setzte sich die Tante Photini, daß sie aller paar Augenblicke aufstehen konnte. Nikolas setzte sich links, und er hatte Ririka mit, Tante Photinis graue Katze, die ihm freundlich gesinnt war, denn er brachte ihr oft Fische.

Auf dem Tisch standen, außer den Salaten aus Gurken und Tomaten und reichlich wildem Gemüse, auch tiefe Teller für die Suppe und flache für das Pilav. Und freilich Gläser für den herben Wein.

«Dieser Hahn, begann die Tante ihre Kochkunst zu loben, ist was Besonderes. Er ist ein Wildfang. Den ganzen Tag grast er. Ich gebe meinen Hühnern nur wenig Mais. Und sie grasen den ganzen Tag auf den Feldern. Deshalb duftet ihr Fleisch. Und aus einem Hahn machst du zwei Essen. Aus der Soße machst du eine Suppe und aus dem Fleisch Pilav, wie ich es gemacht habe.»

Sie streckten zuerst die Hände nach der Suppe aus.

«Sehr gut, Tante Photini», lobte Athina. «Die Suppe schmeckt ausgezeichnet.»

«Iß, iß, mein Mädchen. Es ist zartes Fleisch und macht nicht dick. Aber wenn du etwas zunehmen würdest, das würde dir nicht schaden ... Hier sind wir alle ein wenig mollig.»

«Natürlich», lachte Charilaos, «die molligen Damen strahlen Wärme aus.»

«Und die molligen Herren ebenfalls!» Athina sah ihn bedeutungsvoll an.

Dann füllten sie ihre Teller mit dem Pilav. Das zarte Fleisch und die süßen Tomaten ließen das Essen zum Genuß werden.

«Phantastisches Essen», lobte diesmal Achilleas die Köchin. «Und mir schmeckt Fleisch in Tomate. Meine Mutter kochte so. Sie stammte aus Konstantinopel, sie war nach der Entwurzelung der Griechen nach der Kleinasiatischen Katastrophe hierher gekommen.»

«Die Flüchtlinge haben Geschmackssinn», bestätigte Aidonis. «Wir haben vieles von ihnen gelernt, als sie nach Griechenland kamen. Halb Akanthos und die umliegenden Dörfer sind voll von Flüchtlingen. Gute Menschen ...»

Auch Nikolas genoß das Essen.

«Gut, gut, gut!» wiederholte er voller Bewunderung und gab der Ririka, die zufrieden neben ihm schnurrte, auch ein Stückchen Fleisch.

Dann hob Aidonis, gutgelaunt, sein Glas.

«Trinken wir auf die Jugend!»

«Auf die Gesundheit», sagten die jungen Leute.

Aidonis versuchte sich an etwas zu erinnern.

«Sag mir, mein Neffe, hattest du nicht noch mehr Freunde in der Stadt?»

«Natürlich, Onkel. Zu unserer Gruppe gehörten noch der Dimos und der Manthos. Der eine aber ist nach dem Norden gezogen, der andere nach dem Westen. Dimos ist im deutschen Hannover und studiert Veterinärmedizin. Und dem Manthos haben die Amerikaner ein Stipendium gegeben, daß er dort Physik studieren kann.»

Aidonis' Blick verdunkelte sich.

«Gut, daß ihr wenigstens hier geblieben seid, daß Griechenland nicht völlig verwaist.» Er trank einen Schluck Wein und fuhr fort: «Was für ein Verbrechen ist das auch, daß wir unsere Kinder verlieren. Wir gebären, ziehen groß und schicken sie fort. Die einen werden Gastarbeiter, die anderen Studenten ohne Rückkehr.»

«Ja, aber hier gibt es keine Möglichkeiten», widersprach in ruhigem Ton Achilleas. «In ihren neuen Heimaten gibt man ihnen die Gelegenheit, ihr Leben aufzubauen. Vergeßt nicht, wir sind ein armes Land ...»

«Das sind Märchen aus Tausend und einer Nacht.» Der Onkel hob seine Stimme. «Was heißt hier armes Land? Ein armes Land ist das, das keine Jugend, keine lebendigen Menschen, keine Hirne hat. Wer Drang in sich hat und Grips, der wird immer eine Arbeit finden.»

«Er muß aber einen vollen Bauch haben, bis er etwas findet», bemerkte Charilaos.

«Der Bauch ist das Letzte, was zählt.» Der Dichter war unversöhnlich. «Hier neben uns kommen die Mönche ein Leben lang mit Oliven und Zwieback aus. Sie werden neunzig Jahre alt und haben ein Gehirn, scharf wie ein Rasiermesser. Sag, daß uns die Limousinen und der Luxus die Sinne rauben. Sie gehen in die Fremde, heißt es, um ihr Glück zu finden. Und sind für die Heimat verloren ...»

«Vielleicht gehen sie auch nicht ganz verloren», sprach Alexandros vorsichtig. «Dorthin, wohin sie gehen, schleppen sie ein Stück ihrer Heimat mit. Sie halten in der Fremde das Licht Griechenlands beim Brennen und bilden dort ein Steinchen im Mosaik des Hellenismus. Und einige von ihnen bringen es zu Großem und lassen den Namen ihres Landes und seiner Geschichte aufleuchten.»

«Mein Junge», sagte Aidonis, «die Geschichte und der Hellenismus sind schon gut. Wenn aber aus einem Land die Guten verschwinden, vermehren sich die Nichtsnutze. Und viele von diesen Nichtsnutzen sind verantwortlich für den Bürgerkrieg und für das, was davor geschah. Und anstatt, daß sie sich in eine Ecke zurückziehen und schämen, haben sie wieder die Posten inne und befehlen. Sie lassen uns nicht in Ruhe. Was habe ich ihnen getan? Sag es mir! Sie sagen, schreib keine Verse! Aber ich schreibe ein ganzes Leben lang Gedichte. Kann ein Mensch stumm bleiben? Nicht denken? Und was ist aus mir geworden? Daß ich heute ein Krüppel mit nur einem Bein bin.»

Die Atmosphäre am Tisch wurde schwer. Die Tante Photini tat die leeren Teller in ein großes Backblech, um sie am nächsten Tag am Fluß zu waschen. Auf dem Tisch waren nur die Weinflasche und die Gläser geblieben. Sie füllten sie und alle tranken, um die trüben Gedanken zu vertreiben. Aber Aidonis fühlte noch eine große Last auf seiner Seele.

«Sagt ihr mir, da ihr gebildet seid, warum finden Bürgerkriege statt?» fragte er.

Die jungen Leute schwiegen. Sie sahen sich gegenseitig an, keiner aber konnte sich entschließen, den Mund aufzumachen. Plötzlich sah Athina den Dichter mit Augen voller Trauer an:

«Bürgerkriege machen Menschen, die nicht wissen, was Liebe ist. Versteinerte Herzen. Sie unterschreiben Papiere, und die Tinte ihres Füllhalters tötet Menschen. Sie haben aber nicht den Schmerz gespürt, der mit der Geburt eines Kindes oder mit seinem Tod verbunden ist. Ich habe einen Vater, der mir niemals einen Wunsch abgeschlagen hat. Und von ihm habe ich Zärtlichkeit erfahren. Wenn ich aber das Wort Mutter höre, gehe ich in die Ecke und weine. Weil ich meine Mutter nur auf dem Foto auf ihrem Grab sehe. Und jedesmals, wenn ich ihr Blumen bringe, spreche ich zu ihr, ohne Antwort zu bekommen. Nur wenn du keine Menschen, sondern nur Nummern und Zahlen siehst, kannst du einen Bürgerkrieg machen.»

Am Tisch breitete sich Todesstille aus. Nur Achilleas atmete tief durch und versuchte, einen Gedanken zu äußern.

«Ich widerspreche dir nicht, Athina. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß auch der Krieg eine Art ist, irgendwie vorwärts zu kommen, deine Vision zu verwirklichen. Ich glaube nicht, daß einige nichts Besseres zu tun hatten, als ihre Landsleute zu töten. Sie hatten eine Vision, sie wollten

die Volksherrschaft. Und das hat seinen Preis. Wenn wir nicht das Neue wagen, würden wir auch heute noch 'Brot und Olive und König Kotschios' sagen.»

«Das sagen auch heute noch reichlich viele», erwiderte Charilaos mit leichter Ironie.

«Sie sagen es, natürlich sagen sie es. Aber die meisten sagen: «Möge ihm Gott wohlgesinnt sein und ihn fern von uns halten!»

Alexandros hörte aufmerksam zu. Dann ergriff auch er das Wort:

«Ich will nicht konkret über den Bürgerkrieg und darüber sprechen, wieviel Verantwortung wer dafür trägt. Wir sind uns, glaube ich, alle einer Meinung, daß die Verantwortung auf alle Seiten, inner- und außerhalb des Landes, verteilt ist. Vielleicht aber können wir, in der Situation, in der sich das Land heute befindet, nicht in der Lage sein, die ganze Wahrheit herauszufinden. Vielleicht wird später mehr Licht auf die Wahrheit über diesen vernichtenden Krieg fallen. Aber mir ist ein Gedanke in den Sinn gekommen. Einer unserer Vorfahren hat gesagt: 'Nichts ist gut, wenn es nicht von seiner Natur aus gut ist.' Und ich glaube, daß der Bürgerkrieg von seiner Natur aus nicht gut ist. Die Visionen und die Ziele können nicht jedes Mittel gerechtfertigen. Vielleicht sind das Wort, der Dialog, das Warten auf den günstigen Augenblick die besseren Mittel.»

Aidonis überlegte, strich sich mit der Handfläche über die großartige Glatze und sagte mit einem leichten Lächeln:

«Meine Kinder, ihr sprecht über Visionen. Hatten wir davon nicht genug? War die Große Idee keine Vision? Das Großgriechenland? Wohin hat uns das gebracht? In die Kleinasiatische Katastrophe! Menschen und Menschen wurden abgeschlachtet. Verloren ging das Griechentum Ioniens, Propontiens, Kapadokiens, des Pontus. Wo seit Tausenden von Jahren Griechen lebten. In den fruchtbarsten Gegenden. Und wer nicht abgeschlachtet wurde, kam barfuß und hungrig bei der armen Mutter Griechenland an. Sie, die so und so nicht in der Lage war, ihre Kinder zu ernähren. Kommt mir nicht mit Visionen. Wir brauchen keine Visionen. Vision ist uns unsere Geschichte und Tradition, ist unsere Erde und unser Meer. Ist die Ägäis. Die Ägäis hat uns zur übrigen Welt gebracht, wir haben andere Völker kennengelernt und sie lernten uns kennen, wir haben ihnen unsere Gedanken unterbreitet und sie uns die ihren. Solange die Ägäis unser Tor zur Welt ist, brauchen wir keine ausgeborgten und fremdländischen Visionen. Nur was aus unseren eigenen Stoffen hergestellt wurde, bringt uns voran, meine Kinder.»

Aidonis' Worte stimmten alle am Tisch optimistisch. Alle fühlten sich jetzt irgendwie erleichtert. So und so hatten sie das Gefühl, daß sie in eine Diskussion gerutscht waren, die den sonst so schönen Tisch unter dem Licht der Sterne und des Mondes belasteten. Sie tranken in guter

Stimmung noch ein Glas und dieses seinerseits machte Körper und Lider schwer. Die drei jungen Leute waren sowieso müde von der langen und schwierigen Reise. Und mit gehobener Laune kehrten sie in Alexandros' Hütte zurück, um den Schlaf zu genießen.

Am nächsten Tag erhoben sie sich erleichtert von den Matratzen. Das trockene Klima und der leichte Wind, der in dieser gesegneten Gegend, mal aus dem Norden, mal aus dem Süden, pfeift, gab ihnen einen ausgeruhten Körper und ein blitzsauberes Gehirn. Sie dachten, es wäre schon Mittag, aber die Sonne war gerade an der Seite der Ägäis eine Lanze hochgestiegen. Nikolas hatte im Morgengrauen seine Angelrute genommen und war, auf Zehenspitzen, um sie nicht zu wecken, fortgegangen. Die Tante Photini hatte vorsichtig die Außentür geöffnet und hatte ihnen einen Korb mit gerade aus dem Backofen geholten Brot, mit frischen Tomaten und einigen von den frühreifen Weintrauben ihres Gartens hingestellt.

Sie wuschen sich im Fluß, stellten die Vorräte der Tante Photini zusammen mit Schafskäse aus dem Ziegenschlauch, den Alexandros im Schrank hatte, auf den Tisch, machten auf dem kleinen Kocher Wasser heiß für den Tee und setzten sich auf die Platanenstämme. Trotz des reichlichen Essens der vergangenen Nacht zeigten sie guten Appetit und genoßen das Frühstück.

«Ihr braucht alle drei große Ferien», bemerkte Alexandros. «Es tut mir leid, aber eure Gesichter sind gelb wie Zitronen. Bleibt hier, bis sich eure Haut bronzefarben gefärbt hat. Daß euch die Sonne und das Salz des Meeres braun brennen.»

«Leider braucht mein Vater für das Hotel den kleinen Bus», sagte Athina. «Ich kann ihm das Auto nicht länger als eine Woche vorenthalten.»

Alexandros sah sie traurig an.

«Dein Vater ist der größte Wohltäter. Immer, wenn ich in Not bin, reicht er mir die Hand.»

«Nicht nur das, er ist auch ein geschickter Schöpfer!» sagte scheinbar gleichgültig Achilleas zu Athina.

«Dazu hat auch meine Mutter, seligen Angedenkens, einen wesentlichen Beitrag geleistet.» Athina blickte ihn vielsagend an.

«Ich habe kein Problem. Außerdem war ich immer für die harmonische Zusammenarbeit der Geschlechter ...»

«Sicher», mischte sich Charilaos ein, «die Harmonie ergibt das Kunstwerk!»

«Ich habe jetzt Lust, ins Meer zu springen.»

«Du kannst dies den ganzen Tag tun, mein Fräulein.» Alexandros lächelte. «Wir haben so viele schöne Küsten, daß ein Leben nicht ausreicht, um sie auszuforschen.»

«Schade, schade!» beklagte sich wieder Achilleas halb im Scherz, halb im Ernst, «daß wir nur eine Woche bleiben werden ...»

«Laßt uns keine Zeit mehr verlieren», schlug Alexandros vor. «Wir wollen mit dem Boot hinausfahren, daß ihr die Bucht sehen könnt. Dann können wir beschließen, welche Küsten wir in den nächsten Tagen besuchen werden!

Achilleas und Charilaos sahen sich für einen Augenblick an.

«Ich nicht!» sagte Achilleas. «Ich werde hier im Sand faulenzten. Ab morgen können wir über Bootsfahrten reden ...»

«Ich gleichfalls», sagte auch Charilaos. «Mich kann heute niemand vom Sand fortbewegen. Ich will, daß die Sonne meine Knochen wärmt. Alles Wesentliche ab morgen ...»

Alexandros sah Athina an.

«Wirst du mein Steuermann sein? Ich werde mich um die Segeln des Bootes kümmern.»

Athina lächelte ihm zufrieden zu.

Charilaos und Achilleas halfen ihnen, das Boot ins Wasser zu bringen, und dann streckten sie sich im Sand aus. Alexandros und Athina gingen an Bord. Athina setzte sich ans Steuer, Alexandros kümmerte sich um die Segel, legten sich gegen den Wind und hielten auf das offene Meer zu. Der leichte Passatwind blähte die Segel auf, das Boot hob sich leicht und neigte sich nach links. Athina merkte den Druck des Steuers und freute sich, daß es ihr gelang, die Fahrtrichtung einzuhalten. Alexandros trimmte Großsegel und Fock und mit der Rechten die Seile haltend, setzte er sich neben sie.

Das Segelboot durchschnitt ruhig die weichen Wellen. Ab und zu schlugen kräftigere Wellen gegen den Bug und ein durchsichtiges Wölkchen erhob sich und erfrischte ihnen das Gesicht. Und sie fuhren immer weiter hinaus ins blaue Wasser. Zur Rechten erschien der Athosberg, bleifarben, voller Würde. Seine Abhänge waren in Sonnenlicht getaucht. Die Bucht, eine gewaltige Sichel, öffnete sich zur Ägäis hin, die sich tiefblau und endlos ausstreckte. Zum Horizont hin zeichneten sich die silbernen Linien von Thasos ab. Und die umliegenden Hügel, an ihren Spitzen grün, weiter unten das Gelb der abgemähten Felder, fielen harmonisch zum Meer ab. Im Bogen der Sichel, sonnten sich träge mit ihren weißen Häuserwänden und roten Ziegeldächern von links nach rechts Psarochori, Akanthos und die Metallochoria. Als sie genug Abstand vom Land gewonnen hatten, zeigte sich die Bucht in ihrer ganzen Großartigkeit. Dort, wo sich Erde und Meer trafen, bildete sich

ein gewaltiger Bogen aus blau und grün, der aller paar Augenblicke vom Gold der Küsten unterbrochen wurde.

Alexandros drehte seinen Kopf im Kreis und sein Blick erfaßte die ganze Bucht.

«Sieh mal, Athina, in was für einer zauberhaften Gegend wir leben ...»

Sie lächelte ihm zu und sagte: «Ich kriege den Anblick des Meeres, der Natur, deinen nicht satt ...»

Der junge Mann legte seine linke Hand auf ihre Schulter.

«Such dir nach Herzenslust einen Strand aus.»

«Laß mal sehen, schwer ...»

Sie stand jetzt aufrecht im Boot. Alexandros faßte mit der Linken den Griff des Steuers. Athina untersuchte das Festland. Links lag Akanthos, rechts die Metallochoria.

«Dort!» sagte sie und zeigte zum Athosberg hin. «Die kleine Küste ...»

Der junge Mann lachte.

«Wirklich, das ist der schönste kleine Hafen ... Selten setzt ein Mensch seinen Fuß dorthin. Vom Festland aus gibt es keinen Weg, man kommt nur mit dem Boot dorthin.»

«Großartig!» freute sich das Mädchen.

«Sicher», bestätigte Alexandros vieldeutig, «dort gilt aber das Gesetz des Unbetretbaren! Frauen dürfen nicht dorthin ...»

«Ich bin aber noch ein Mädchen!» Athina lachte impulsiv.

Sie luvten und segelten mit Rückenwind auf die kleine Bucht zu. Die zwei jungen Leuten sahen sich an und fühlten in sich eine kleine, wohltuende Erregung. Alexandros versuchte, sich über die Situation ein wenig lustig zu machen.

Er gab seiner Stimme einen ernsten Ton und sagte: «Athina, hier in Elia ist es üblich, daß du für jede deiner Handlungen mit einem kleinen Vers 'bestraft' wirst. Abends bastelt jeder über seinen Nächsten im Klostergut einen Vers ... Und du mußt für die Rosenstöcke, die du mir gebracht hast, deine gerechte Strafe bekommen!»

«Mit Freude», begeisterte sich das Mädchen. «Hat dein Onkel Aidonis etwas gedichtet?»

«Leider macht mein Onkel, seitdem sie ihm das Bein abgenommen haben, seinen Mund nicht auf, um einen Vers zu sagen ...»

«Und nun?» wunderte sie sich.

«Nun wirst du das Ergebnis meiner eigenen Inspiration über dich ergehen lassen müssen.»

«Oh!» staunte das Mädchen. «Umso besser ...»

Alexandros zog aus seiner linken Hosentasche einen vierfach gefalteten kleinen Zettel, öffnete ihn, blickte Athina an und begann zu deklamieren:

ATHINA GEWIDMET

Über die Seen deiner Augen bin ich gesegelt,
ging die Pfade des Herzens zu breiten Stränden,
genoß die Blüten der Jugend, die der Westwind verstreut
und flog mit dem Eros über des Ozeans Breiten.

Auf blauer Woge eines blühenden Meeres
Mit dem Schaum der Liebe hat man uns bekränzt,
gemeinsam zu suchen, zwischen Leidenschaft und Liebe,
die göttlichen Paläste.

Mögen auf der langen Reise Nordwinde toben
Und neidische Gnome Blitze schleudern,
das Schicksal versüßen uns Flötentöne,
die zuversichtlich besingen des Lebens Freuden.

Athina sah ihn wie verzaubert an. Sie ließ das Steuer los und umarmte ihn.

«Ich liebe dich! Ich liebe dich!» Sie küßte ihn auf den Mund und aufs Gesicht.

Der Wind schob kräftig das steuermannlose Boot nach links, das sich zur Seite neigte. Schnell ergriff Alexandros die Pinne und zog sie kräftig nach links, daß das Boot wieder seine Fahrtrichtung findet.

«Ich überlasse alles dir.» flüsterte sie und schmiegte sich an ihn. «Du bist mein Kapitän ...»

So, umarmt, lenkten sie das Segelboot zum kleinen Strand. Mit seinen von den leichten Passatwinden aufgeblähten Segeln, bewegte es sich rasch voran. Den Sandstrand erreichend, drehte Alexandros das Boot zur Windseite, holte die Segel ein und warf den Anker. Das Schiffchen wurde noch ein wenig vom Wind geschoben und kam sehr nah am Sand zum stehen. Er sprang an Land und band das Achternschiff an einen vom Meer herausgespülten Baumstamm fest. Dann wandte er sich um, um Athina zu helfen. Sie hatte sich erhoben und während das Boot sich zur Seite neigte, ließ sie sich auf ihn fallen. Alexandros legte vorsichtig seine Arme um ihre Lende und hielt sie fest. Sie drückte sich fest an seine Brust, schlang ihre Beine um seine Hüfte, um nicht naß zu werden. Ihre Brüste ragten aus dem straffen Kleidchen und berührten sein Gesicht. Er sog die Frische ihrer Haut ein. Ein Schaudern ging über seinen ganzen Körper, der ihn wie ein elektrischer Schlag durchfuhr. Und ihre Brüste, die sich spannten, die ihn drückten, zwei duftende Äpfel. Er war trunken. Athina

drückte sich noch fester an seinen Hals und genießerisch rieb sie ihre Wangen an sein Haar. Dieser führte seine feuchten Lippen über ihre heiße Brust, bis er mit seiner Zunge die aufgerichtete Warze erreichte. Der ganze Körper des Mädchens erschauerte und sie überließ sich ganz seinen Armen.

Langsam, mit den Schritten eines Schlafwandlers, ohne was zu sehen, nur das Zittern ihres und seines Körpers spürend, erreichte er das Ufer. Dort, wo sich Welle und Land treffen, versanken seine Füße im nassen Sand. Er kniete sich langsam nieder und legte vorsichtig ihren Rücken auf den warmen Sand. Athina, an ihn gekrallt, mit den Gedanken in anderen Welten, fühlte, wie die Welle ihr immerzu über die Füße fuhr. Und dann, einen Knopf nach dem anderen öffnend, befreite sich ihr Körper und sie gab sich ganz der Frische des Meeres hin. Und Alexandros Lippen, die sie aufsaugten, Feuer anzündeten und ihre straffen Brüste, die auf und nieder wogen.

«Ach, wie sehr habe ich mich danach geseht ...» Sie atmete tief durch und blickte voller Erwartung auf Alexandros heißes Gesicht.

«Ich glaube es fast nicht, daß wir wirklich sind.» Er lächelte ihr lieb zu und drückte sie noch fester an sich.

«Meine Angebetete! Ich sehne mich nach dir!» Sie küßte ihn stürmisch auf den Hals und auf seine behaarte Brust.

«Ich erst!»

Sie breitete ihre Arme locker über den Sand aus und betrachtete verzaubert seine bronzene Farbe. Es kam ihr vor, als verlöre er sich in der endlosen Tiefe des blauen Himmels. Und dann preßte sie mit ihren Schenkeln Alexandros Taille und er drang in sie, durchdrang alles, ein heißer Dolchstoß, ein Feuer, das vorwärtsstrebte, sich seinen Weg bahnte. Und das Mädchen schmachete, schmachete nach dem wonnigen Schmerz, versank, um im nächsten Augenblick wiederum in unendlichen Horizonten zu schweben. Außerirdische Strahlungen, lila und rosa und blau und grün. Ein Spielchen zu leichten durchsichtigen Melodien. Und dann gehörte er ihr ganz ...

Jedesmal, wenn Alexandros mit der ganzen Kraft seines Körpers zustieß, genoß er ihre tiefen Atemzüge und die wogenden Brüste. Mit jeder Bewegung bog sie sich wieder und immer wieder, und danach berührte ihn ihr heißer Atem. Ich bin jetzt eins mit ihr, schoß es ihm wie ein Blitzstrahl durch den Kopf. Ein Körper, ein Rhythmus, eine Seele in einem endlosen stillen Meer. Diesen Augenblick will ich für immer behalten, dachte er. Aber der Glanz verschwand ... Nur Athinas helle Augen schauten ihn warm und zärtlich an. Dann beruhigte sich immer mehr ihr Atem und ihr Kopf senkte sich weich auf seinen Hals.

Im Klostergut verbreitete sich die Nachricht, daß junge Wissenschaftler nach Elia gekommen waren, um eine Ölmühle zur Gewinnung von Rosenöl aufzubauen. Sie haben riesige Kessel und Maschinen, sowie ein Auto voll Rosenstöcke mitgebracht. Es sind alle Alexandros' Freunde, sagte die Tante Photini und sie wären gekommen, um den Elioten zu helfen.

Der alte Ignatis nahm seinen Krückstock aus gebrannter Korbweide als Stütze und machte sich auf den Weg zum Strand, um sie zu treffen.

«Herzlich willkommen!» rief er den beiden jungen Männern zu, die die sommerliche Sonne genossen.

«Guten Tag, Großvater!»

«Woher kommt ihr, meine Kinder?»

«Aus der Stadt. Wir sind Freunde von Alexandros», sagte Achilleas.

«Willkommen in unserem armen Zuhause.»

«Wir danken, wir danken sehr!» Die beiden jungen Leute erhoben sich.

«Was bringt euch zu uns?» fragte sie mit ruhiger Stimmen der Patriarch des Klostergutes.

«Wir haben Rosenstöcke und die Ausrüstung zur Gewinnung von Rosenöl gebracht», antwortete Charilaos voller Stolz.

«Gut, sehr gut!» freute sich der alte Mann. «Mag Gott euch beistehen ...»

Achilleas blickte ihn mit einem Lächeln voller Sympathie an.

«Gott soll uns helfen, richtig, aber wir Menschen müssen auch was tun ...»

«Natürlich helfen wir. Wir folgen Alexandros, was er uns sagt, machen wir. Ich habe es ihm versprochen. Nur hinkriegen müssen wir es ...»

«Wir werden es schaffen!» Charilaos' Stimme ließ keinen Zweifel zu. «Tausende von Jahren nun gewinnt ihr aus den Oliven das Öl. Unser Biologielehrer gewinnt seit zehn Jahren Rosenöl. Davon hat er fünf Töchtern die Aussteuer gekauft ... Ihr müßt aber seinen Ratschlägen folgen. Vorgestern trafen wir ihn und er versprach uns, im Herbst hierher zu kommen, um die Produktion zu beaufsichtigen.»

«Er tut gut daran zu kommen. Wir brauchen seine Hilfe. Wir brauchen auch eure Hilfe. Wir sind gute Menschen. Und wir haben auch gute Felder. Wir sind nur ein wenig rückständig ...»

«Das macht nichts», sagte Achilleas. «Es reicht, daß ihr eines Tages den Entschluß faßt und euch bemüht.»

«Selbstverständlich werden wir uns bemühen!» Die Stimme des alten Mannes wurde tiefer und eindrucksvoller. «Aber erst wollen wir euch bewirten. Kommt ins Klostergut, wir lieben die Fremden.»

«Wir wissen das», erwiderte Charilaos lächelnd. «Aber wir fühlen uns hier nicht fremd. Mit Alexandros sind wir wie Brüder!»

«Ah, sehr gut», freute sich Ignatis. «Ihr sollt immer gut zueinander sein. Und sobald ihr mit dem Baden fertig seid, kommt ins Klostergut. Die Frauen haben schöne Dinge vorbereitet. Und wir haben auch guten Wein. Und starken Rakischnaps.»

Ignatis Enkeltochter, die Smaro, rannte ihrer Schwester entgegen, die auf einem Esel vom Dorf Teigwaren und Zucker, Kaffee und Fäden zum Sticken brachte.

«Stavroula, was meinst du, habe ich einen Studenten gesehen?»

«Wo, Smaro?»

«Hier in Elia!»

«Du Lügnerin! Ein Student in Elia ... Du träumst, Smaro!»

«Bei Gott, Smaro, sie baden unten am Meer, es sind zwei.»

«Wie sehen sie aus, Smaro?»

«Der eine ist hochgewachsen und schlank, der zweite etwas voller.»

«Laß uns dorthin gehen, ich will sie auch sehen!»

«Nein, Smaroula, sie kommen ins Klostergut. Der Großvater hat sie zum Essen eingeladen. Komm, wir wollen uns beeilen und weiße Krägen ummachen und uns Schleifen ins Haar binden!»

Die jungen Mädchen trieben den Esel an und rannten zum Klostergut.

Die Frauen hatten auf der langen Bank am Rande des Klostergutes einen reichen Tisch gedeckt. Gemüse, Salate, Fisch und Fleisch, was das Herz beehrte. Aber Kleon, Aidonis' Schwiegersohn, hatte als Überraschung einen Eimer Seeigel gebracht, und wenn du sie aufschnittst, bestand ihr Inneres aus rotem Kaviar. Du tropfest reichlich Zitronensaft drauf und das schmeckte, daß du dir hinterher noch die Finger ablecktest. Und er brachte auch eine Terrine Meeresspinnen, die man besonders vorsichtig fangen mußte, daß sie einen nicht berührten und sich die Haut mit Blasen füllte. Knusprig gebraten, schmeckten sie besonders gut.

Agapitos brachte einen Hasen, den am Tage zuvor seine Hirtenhunde gefangen hatten. Seine heiratsfähige Tochter hatte ihn mit Kartoffeln im Backofen zubereitet. Auch das ein Leckerbissen.

Dann war noch herber einheimischer Rotwein da und starker Raki. Und statt Brot gab es Fladen, die sie samt dem Hasen im Backofen gebacken hatten. Du nahmst sie in die Hand und verbranntest dir die Finger.

Der alte Ignatis setzte sich am Kopf des Tisches, und rechts von ihm nahmen Charilaos und Achilleas Platz. Dann folgten die Tante Photini, Ignatis Tochter und Agapitos mit seiner Frau. Auf der anderen Seite saß Pelekys mit seiner Frau, Kleon mit seiner Verlobten und es folgten die Mädchen. Agapitos' Tochter und Ignatis Enkelinnen trugen weiße Krägen und ins Haar hatten sie sich bunte Schleifen gebunden.

«Schön, daß wir uns zusammengefunden haben!» sagte der alte Ignatis und bekreuzigte sich. Das war der Startschuß zum Beginn des Essens.

«Gut, daß wir uns zusammengefunden haben», wiederholten auch die Elioten und bekreuzigten sich ebenfalls.

Und dann streckten sie ihre Hände nach den Speisen aus.

Nach reichlicher Zeit genießerischen Essens hob der alte Ignatis sein Weinglas und sagte: «Kinder, herzlich willkommen in unserem Ort!»

«Wir danken sehr!» erwiderten die zwei Eingeladenen.

Nach dem zweiten Zug Wein wandte sich Pelekys, der wie auf brennenden Kohlen saß, an die zwei:

«Meine Herren, in unserer Gegend wird traditionsgemäß Getreide angebaut. Glauben Sie, daß hier auch der Rosenstock und sogar die rosa damascena, aus der das Rosenöl, der Rosenzucker und der Rosenessig gewonnen werden, gedeihen können?»

Die zwei jungen Leute bestaunten den tadellosen Ausdruck und das auserwählte Griechisch des Herrn Pelekys.

«Befassen Sie sich mit der Ackerbaukunde?» fragte Achilleas interessiert.

«Generell mit den Feldern!» antwortete Pelekys mit tiefer und ernster Stimme.

Agapitos, der kaum sein Lachen zurückhalten konnte, hob sein Glas, um auf die Gesundheit der Eingeladenen zu trinken und flüsterte laut genug, daß ihn die jungen Leute hören konnten:

«Flurwächter!»

Achilleas wäre beinah in Gelächter ausgebrochen. Aber Charilaos spürte, daß die Aufmerksamkeit aller auf sie gerichtet war, denn sie wollten wissen, ob ihr Vorhaben eine Chance hatte zu gelingen. Er trank einen Schluck Wein. Er hatte das Gefühl, seine Zunge könnte jetzt Knochen zerbrechen, und voller Selbstbewußtsein begann er zu erklären:

«Mit den Augen des Chemikers gesehen, stelle ich fest, daß eure Böden neutral oder leicht sauer sind und gut das Wasser aufsaugen. Nächste Woche, wenn ich nach Thessaloniki zurückkehre, werde ich eine Bodenuntersuchung in meinem chemischen Labor vornehmen. In einem Monat etwa werdet ihr meine Feststellung wissenschaftlich begründet vorliegen haben. Und obwohl der Rosenstock keine besondere Ansprüche an den Boden stellt, handelt es sich hier um einen besonders günstigen Boden zum Anbau der rosa damascena, aus der das Rosenöl gewonnen wird.»

Die Worte des jungen Mannes trafen wie Messerstiche Pelekys' Herz. Charilaos trank wieder einen Schluck und war erneut bereit, einen Fluß von Wörtern loszulassen, als er die Blässe auf dem Gesicht des Flurwächters bemerkte. «Was ist mit ihm los?» überlegte er und die Kette seiner Gedanken riß.

Aber Agapitos, ehrlich zufrieden mit Charilaos' Antwort, wandte sich mit wirklichem Interesse an die jungen Leute:

«Wir verstehen uns nur auf das Ölpresen im Keller des Klostergutes. Meint ihr, daß uns eine solche feine Arbeit gelingen kann?»

Achilleas nahm die weiße Flasche in die Hand, in der das Tsipouro war, zeigte sie dem Agapitos und meinte lächelnd:

«Ich sehe nicht, daß die Flasche das Zeichen des Herstellers trägt!»

«Welches Zeichen?» antwortete ihm impulsiv und streng Agapitos. «Wir stellen den Schnaps her. Die Kessel befinden sich dort in der Ecke des Lagerraumes hinter den Weinfässern. Illegal ist das. Weißt du, was eine Erlaubnis zur Rakiherstellung kostet? Die Haare von deinem Kopf. Und du mußt noch verschiedene bestechen und den Arsch des Bonzen küssen, dessen Partei gerade regiert. Wir stellen ihn daher illegal her und sind sie alle los.»

Achilleas konnte seine Begeisterung nicht im Zaume halten.

«Wißt ihr», sagte er und blickte Agapitos lächelnd an, «ihr bestätigt mir die Philosophie meines Lebens: Griechenland stirbt niemals! Magst du dem Griechen noch so viele Hindernisse in den Weg stellen, er wird die Möglichkeit finden in diesem korrupten und aus den Fugen geratenen Staat, um seine Arbeit zu tun. Zum Glück aber kennen das Rosenöl und den Rosenlikör nur wenige. Und deshalb bekommst du leicht die Herstellungslizenz. In Wirklichkeit», fuhr Achilleas fort, «handelt es sich um das gleiche Verfahren. Das Rosenöl ist ätherisches Öl, das in entsprechenden Destillierapparaturen gewonnen wird. Sie bestehen aus dem Kessel, der beheizt wird und Dampf erzeugt, der durch ein elipsenförmiges Rohr läuft, das umgeben ist von kaltem Wasser und sich darin verflüssigt. Diese Flüssigkeit, die absolut rein und befreit von allen Substanzen ist, die sie zuvor besaß, sammeln wir in besonderen Behältern auf, die man florentinische Flaschen nennt. Diese ganze Ausrüstung, stellte Achilleas fest, hat mein Vater in seiner Werkstatt hergestellt, so wie auch die Ausrüstung unseres Biologielehrers, der seit zehn Jahren Rosenöl produziert. Mein Vater ist ein großer Techniker und besitzt viele Diplome für seine Erfindungen.»

Stille herrschte am Tisch. Alle hatten vermischte Gefühle. Ist alles so leicht? Seit Jahrhunderten kennen sie hier ihre Arbeiten.

«Entweder ist das Schwierige leicht oder uns kommt das Leichte schwierig vor», sagte Agapitos verwundert.

«Worin soll die Schwierigkeit bestehen?» fragte Charilaos, der fühlte, lange Zeit geschwiegen zu haben. «Die anderen fliegen zum Mond und wir diskutieren darüber, ob wir in der Lage sind, Rosen auszupresen.»

«Bravo!» rief Agapitos. «Der junge Mann hat recht. Wir ertrinken in einem Löffel Wasser, haben Angst, unsere beißten Unterhosen zu wechseln ... Kommt, laß uns anstoßen!»

Sie stießen die Gläser aneinander. Dann erhob sich Charilaos, um auch mit den anderen Tischgenossen anzustoßen. Er kam auch zur unteren linken Seite des Tisches, wo die jungen Mädchen des Klosters saßen. Sie erhoben ihre Gläser, die mit Wasser gefüllt waren, da sie keinen Wein tranken, aber betrachteten das von der Begeisterung rot gewordene Gesicht Charilaos und gossen das Wasser auf den Tisch. Das bemerkten die Älteren und lächelten. Auch Ignatis sah es, trotz des Abstandes, und er ergriff das Wort:

«Meine Kinder, zum erstenmal kommen Wissenschaftler hierher und sorgen sich um uns. Kommt wieder und wir werden euch bewirten. Wir sind gute Menschen. Mit Geschichte. Mit Tradition. Wir sind nur zurückgeblieben ... Seitdem aber Alexandros bei uns ist, geht alles besser. Und jetzt, da ihr kommt, wird sich alles zum Besseren wenden. Kommt und bleibt lange bei uns. Wir haben Äcker, haben Weinberge, haben Olivenhaine. Und haben auch gute Mädchen, denen wir beigebracht haben, ihre Männer zu lieben, wie es uns unsere Väter und Großväter taten. Meine Kinder, hier ist euer Wissen am rechten Platz. Was wollt ihr in der Stadt? Dort ist alles aufgeteilt. Am Tisch sitzen die Großen. Die mit goldenen Löffeln essen. Es gibt keine freien Stühle, daß sich auch die jungen Leute an den Tisch setzen können ...»

Das sagte der alte Mann und bekreuzigte sich. Das war das Zeichen, daß das Essen beendet war. Alle erhoben sich zufrieden vom Tisch.

Die Abfahrt der Freunde geschah so plötzlich wie ihre Ankunft. Die sieben Tage waren rasch vergangen. Einige Spazierfahrten mit dem Segelboot in der Bucht, einige Bäder, ein paar gedeckte Tische und das war's. Gerade jetzt, wo sie ihren neuen Rhythmus gefunden hatten ... Ein Leben ohne Bindung, ohne Programm, nur daß die Zeit sorgenlos dahinstrich. Sie erwachten, wenn die Sonne auf ihre Lider fiel, aßen, wenn sie Hunger hatten, badeten jedesmal, wenn sie Sehnsucht nach dem Meer hatten, fuhren hinaus, wenn sie ein kleiner Passatwind kitzelte und schliefen ein, wenn ihre Lider schwer wurden vom Wein und vom Genuß.

Für Athina und Alexandros waren diese Tage ein endloser Feiertag, ein ewiger Sonntagmorgen mit Glockengeläut und fröhlichen Melodien. Ein Fest ohne Ende. Sie nahmen an allem teil und waren immer für sich. Sobald sich Alexandros ihr näherte, begann das Zittern ihres Körpers, wenn er sie berührte, schmolz sie dahin.

Der Abend vor der Abfahrt war schwer. Zeitig schickte der alte Ignatis für jeden der drei eine Flasche Wein, eine Flasche Raki und einen Kanister mit Olivenöl. Und er ließ ihnen sagen: «Kommt wieder, wir erwarten euch.» Die Tante Photini brachte der Athina eine große weiße Tischdecke, von ihr selbst mit der Nadel gestickt. Dies alles aber erinnerte sie daran, daß die Stunde des Abschieds gekommen war.

Sie saßen auf den Platanenstämmen des Hofes, nahmen ab und zu einen gebratenen Fisch in den Mund und tranken einen Schluck Wein. Nur Nikolas hatte gute Laune. Und hin und wieder sang er eine Melodie mit der schweren Aussprache aus Limnos. Plötzlich war Charilaos begeistert vom Gedanken, daß er eine chemische Analyse der Böden, die er mitgenommen hatte, vornehmen würde.

«Schließlich, meine Freunde», versuchte er, Stimmung in die Gruppe zu bringen, «ist die Chemie die Wissenschaft. Weißt du in Chemie Bescheid, weißt du alles! Was wir sehen, ist nichts anderes als Verbindungen. Verbindungen der uns bekannten Elemente. Du verheiratest Elemente und schaffst Leben! Was denkt ihr, was die Erde ist, die ich mitgenommen habe? Vier-fünf Elemente! Aber die geben den Rosenstöcken Leben. Und sie wiederum geben uns das Rosenöl. Das Feste wird flüssig und fließt ...»

Die anderen waren ein wenig überrascht von Charilaos Redelust, konnten aber sich an seiner Begeisterung nicht beteiligen. Achilleas beschloß, ihn ein wenig zu necken.

«Es sind nicht nur die Elemente, mein Freund, es ist auch die Energie der Mädchen, die mit ihren ätherischen Händen die Rosen pflücken, daß daraus ätherische Öle entstehen können. Und ich würde dir zustimmen, wenn deine Wissenschaft herausfände, daß die Chemie dieser Mädchen dein chemisches Produkt beeinflusst.»

Anstatt zu antworten, zog es Charilaos vor, einen Schluck von seinem Glas zu nehmen. So breitete sich wieder die Stille aus in der abendlichen Atmosphäre. Aber kurz darauf ergriff Achilleas erneut das Wort und mit etwas schwerer Stimme legte er die Gedanken dar, die ihm durch den Kopf schossen:

«Ich überlege, ob das, was ich zu deinem Onkel an unserem Ankunftsabend gesagt habe, nicht doch falsch war. Schließlich kann er im Recht sein. Überlegt mal, ob wir Manthos je wieder sehen werden. Ich meine hier bei uns, in Griechenland. Nicht als Touristen mit kurzen Hosen und dem Fotoapparat um den Hals. Ist er vielleicht für immer Griechenland verloren gegangen? Und vergeßt nicht, er war der hellste Kopf der Schule. Arbeiten wir schließlich auf fremden Äckern und lassen unsere Felder brach liegen? Ob wir die Möglichkeiten unseres Landes unterschätzen? Wir haben Griechenland Aschenputtel getauft und sind es auf die Weise losgeworden. Aber kann nicht gerade darin unser Fehler liegen? Wenn wir unsere Köpfe anstrengen würden, würden wir vielleicht herausfinden, daß auch Griechenland seine Möglichkeiten hat. Wie wäre sonst zu erklären, daß unser Land so oft, seit Tausenden von Jahren schon, Großartiges auf dem Gebiet der Kunst und der Wissenschaften vollbracht hat?»

Die Freunde sahen ihn interessiert an, beteiligten sich aber nicht am Gespräch. Sie fuhren fort, stumm ihren Wein zu trinken und auf die Zikaden zu lauschen, die mit dem Fortschreiten der Nacht ihre Musik verstärkten. Irgendwann sahen sie sich an, und mit den Blicken kamen sie überein, daß es an der Zeit war, schlafen zu gehen. Als sie aber gerade aufbrechen wollten, sprach Alexandros:

«Es tut mir sehr leid, daß ihr morgen wegfahren müßt. Es war so schön, daß ihr gekommen seid ... Wir haben gelacht, gefeiert, uns amüsiert. Eure Anwesenheit hat die Gegend belebt! Und ihr habt die Menschen optimistisch gestimmt. Die Elioten werden sich an euch erinnern und Kraft schöpfen. Ich freilich bin ein wenig neidisch auf euch. Ich bin neidisch, daß ihr in Thessaloniki sein werdet, wo wir gemeinsam so schöne Jahre verbracht haben ... Aber ich will mich nicht beklagen, hier ist auch ein kleines Paradies. Nur, daß es ohne euch ein wenig traurig ist ...»

Achilleas und Charilaos gingen zum Fluß, um sich zu waschen. Athina und Alexandros begaben sich stumm zu Bett.

Am nächsten Tage haben sie zeitig ihre wenigen Sachen in den kleinen Bus gebracht. Charilaos setzte sich ans Steuer und neben ihm nahm Achilleas Platz. Als auch Athina zusteigen wollte, kam Nikolas und gab ihr einen eigroßen Stein.

«Sieh! Sieh! Sieh ...»

Athina bemerkte, daß Nikolas auf dem Stein eine Gorgone geritzt hatte.

«Sehr schön, Nikolas!» sagte sie ihm mit ehrlicher Bewunderung.

«Für dich, dich, dich ...»

«Ich danke dir sehr, Nikolas!» Athinas Augen strahlten. «Das ist ein sehr schönes Geschenk.»

Nikolas betrachtete sie zufrieden unter seinen buschigen Augenbrauen.

Dann packte Alexandros das Mädchen an der Taille, um ihr auf das Auto zu helfen. Sie berührte mit beiden Händen sein Gesicht und versuchte, ihrer Stimme einen optimistischen Klang zu geben.

«Wir werden bald wiederkommen! Und ich werde an dich denken! Jetzt, da ich alles aus der Nähe kennengelernt habe, kann ich mir vorstellen, wie du hier lebst. Ich werde dich nicht vergessen, in Gedanken werde ich immer bei dir sein.»

Sie küßte ihn rasch und mit seiner Hilfe bestieg sie den kleinen Bus. Charilaos gab Gas und das Auto begann seine schwierige Reise über die Schlaglöcher des Landweges.

Die Abfahrt der Freunde fiel mit einem Ereignis in Akanthos zusammen, das einerseits Trauer brachte, andererseits aber die Leute erleichterte. Sie begleiteten den Kyr-Nikos ins Grab. Nach dem Ärger,

den Kyr-Nikos die Sache mit der Kamille brachte, kam auch die Geschichte mit den Rosen. Das übewand er nicht, er starb vor Ärger.

Alexandros ging zum Begräbnis. Im Dorf beweinte man den Toten wie einen Menschen. Ihnen taten seine schwarzgekleideten Kinder, seine Frau, vor allem aber die süße und gutherzige Io leid. Sie hatte, sagte man, sich seinen Tod zu sehr zu Herzen genommen. Sie liebte ihren Vater sehr. Und er seinerseits vergötterte seine 'Verhätschelte'. Und als Kyr-Nikos starb, brachte es Io nicht über's Herz, im Hause zu bleiben, wo sie mit ihrem Vater gewohnt hatte. Sie ging in die Stadt, nach Thessaloniki. Diejenigen aber, die bessere Kenner der Dinge waren, behaupteten, Io wollte schon lange ihre Sachen packen und dem Dorf den Rücken kehren. Aber sie tat es dem Vater zuliebe nicht. Jetzt machte sie ihr Vorhaben wahr. Man behauptete sogar, ihre eigene Mutter hätte sie darin bestärkt, die, bevor sie an Io schwanger wurde, ganze drei Jahre in Kavala gelebt und seitdem dem Dorfleben nichts hatte abgewinnen können.

Bevor aber Kyr-Nikos das Zeitliche segnete, hatte er alles geordnet ... Er hinterließ konkrete Anweisungen und Geld bei Pelekys. Und Pelekys versprach ihm, den Jüngling, wie er Alexandros nannte, aus Elia zu vertreiben.

Alexandros spürte, solange Kyr-Nikos am Leben war, einen Alptraum. Er war immer gefährlich. Ob auf geraden oder krummen Wegen, er war immer in der Lage, seine Pläne zu behindern. Und wirklich, er hatte es verstanden, den jungen Mann mit dem Verdacht zu beflecken. Pelekys, der Flurwächter, der dazu geschaffen war, die Leute zu verwirren, schaffte es. Kyr-Nikos konnte freilich nicht mehr die Früchte seiner Saat ernten ... Der eine Meter Erde, der ihn jetzt bedeckte, nahm ihm die Möglichkeit, sein Werk zu vollenden.

Alexandros war sehr vorsichtig mit den Menschen in Elia. Und während er in Psarochori unmittelbar gehandelt hatte, bewegte er sich jetzt wie ein Krebs. Niemals tat er viele Schritte zugleich, bewegte sich langsam voran. Sobald sein Onkel einen kleinen Acker mit Rosenstöcken bepflanzt hatte, sah er, daß Pelekys sich ihm in den Weg stellte.

«Du hast sicher vor Ärger, daß du so lange ein Krüppel bist, den Verstand verloren», versuchte er den Dichter zu entmutigen. «Bist du bei Trost, Rosen pflanzen zu wollen? Und wer versteht hier Rosenöl herzustellen? Meinst du, das ist Olivenöl, das du in der Presse gewinnen kannst?»

Der Dichter ging in sich. Alexandros war erschüttert, als er es bemerkte.

Er begriff, daß dies eine Sache war, die bei Kyr-Nikos, seligen Angedenkens, ihren Anfang hatte.

Der alte Ignatis aber wies seine Schwiegertochter und die beiden Enkelinnen an, keine Zeit zu verlieren und auf einem kleinen Feld Rosen

zu pflanzen. Das gleiche tat auch Agapitos, der Hirt. Und während Pelekys jeden einzeln beiseite nahm und ihm weiszumachen versuchte, daß seine Mühe umsonst sein würde, pflegte Alexandros seine gepflanzten Rosenstöcke und wartete, ohne jemanden zu bedrängen. Er ließ sie allein den Entschluß fassen. Irgendwann müßte doch der Augenblick kommen, wo sie Pelekys mit seinen ewigen 'nicht' sattkriegen und sich an den Gesprächen der anderen abends im Klostergut beteiligen würden. Vielleicht würden sie auch das Gebet ausstoßen:

«Möge uns die Mutter Gottes beistehen, daß wir mit diesen Rosen Erfolg haben ... Dann wird der Teufel los sein, wir werden es feiern ...»

Aber Pelekys fuhr fort zu drohen:

«Wenn ihr diese Dummheit begeht, werdet ihr sicher Mißerfolg haben, und euch noch mehr verschulden. Ihr werdet auf der Straße liegen. Mehr Kredit ist nicht drin. Wenn ihr Kinder seid und Dummheiten macht, so könnt ihr nicht auf Lasten anderer leben.»

Trauten sich die Leute aus Elia bis dahin nicht, den Mund aufzumachen, umso mehr schrien sie jetzt. Sie stampften alle mit dem Fuß auf die Erde. Sie beschloßen, den Flurwächter zu verprügeln. Einige Männer versammelten sich, nahmen Pelekys in die Mitte und sagten ihm klipp und klar:

«Was bellst du wie ein Schlachterhund? Hast du unser Wohl im Sinn? Warum beschuldigst du dann Alexandros und intrigierst gegen ihn? Hat er jemals ein schlechtes Wort über dich gesagt? Er will uns nicht überreden, Rosen zu pflanzen ... Er hat nur sein Feld und macht seine Arbeit. Warum aber machst du das alles? Sag es uns ... Steckt ein anderer dahinter? Du sagst nicht einmal guten Tag, wenn du keinen Nutzen davon hast ... Wenn du jedenfalls wieder dein Maul aufsperrst, werden wir es dir auf schmerzliche Weise zustopfen!»

Pelekys sah die geballten Fäuste der Männer und verhielt sich ruhig. Er zog sich in eine Ecke des Klostergutes zurück und knirschte mit den Zähnen, denn er sah, daß einer nach dem anderen seine Felder mit Rosen bestellte.

VII

Mondlos und stockfinster war die Nacht in Akanthos. Todesstille herrschte überall. Das Wetter hatte sich nun abgekühlt. Es gab keinen Grund für die Leute, auf den Straßen unterwegs zu sein. Sobald es Abend wurde, schlossen sich die Frauen schon in ihren Häusern ein. Die Männer blieben noch ein Weilchen in den Kaffeehäusern, um Karten zu spielen. Sie langweilten sich aber, wurden müde und gingen auch schlafen. Einige

junge Männer, die verliebt waren, blieben noch auf den Straßen, um für ihre Liebsten Lieder zu singen. Aber auch sie beeilten sich, unter die Dächer ihrer Häuser zu kommen. Und so blieb nur die Totenstille auf den Straßen, um später auf die Häuser überzugreifen.

In dieser Nachtstunde war ein Fenster erleuchtet. Ein wenig Licht fiel auch auf die Straße. Eine schwere Gardine hinderte es, als fürchteten sich die, die drin waren, jemand könnte erfahren, was im Raum geschah.

Im Zimmer mit dem verdächtigen Licht stand ein Tisch mit einem seidenen Tischtuch. Darüber hatten sich drei Männer gebeugt. Der eine war fortgeschrittenen Alters, hatte kluge Augen, einen breiten Mund und an den Rändern stand ihm Schaum, als hätte er stundenlang gesprochen. Er trug die Uniform eines Flurwächters. Ihm gegenüber saß ein junger Mann mit einem rosigen Gesicht und einem guten bauerlichen Äußeren. Angezogen war er wie ein Stadtmensch. Der Dritte, ein Mann mittleren Alters, häßlich, dickbäuchig, mit dreieckigem Kinn und Tränensäcken, mit tief eingesunkenen hinterhältigen Augen.

«Du, Antallaximos», sprach der Flurwächter, «mußt das fortsetzen, was dein Vater begonnen hat. Ich werde es übernehmen, die Leute in Elia umzustimmen. Dazu gehört aber Mut. Du bist auch kein kleiner Junge mehr, bist über fünfundzwanzig. Du mußt Mut zeigen, wenn du dich halten willst. Sonst wirst du fallen. Und dann werden das Geschäft, die Autos und die Güter auch zum Teufel gehen.»

Der junge Mann aber blieb unentschlossen. Er kratzte sich ratlos den Kopf.

«Diese Arbeit benötigt viel Geld. Aber bedenke, daß laut Testament Io und meine zwei anderen Schwestern vom Besitz meines Vaters alle Goldlire bekommen. Das Geschäft ist groß, es gehört aber nicht nur mir, meine Brüder haben ihren Anteil. Solange mein Vater lebte, konnte er machen, was er wollte, ohne jemandem Rechenschaft schuldig zu sein. Mich aber bremsen die anderen. Ich kann für diese Arbeit nicht soviel Geld ausgeben. Und außerdem ist Alexandros kein leichter Gegner.»

«Das Jüngelchen werde ich mir vornehmen», sagte der Flurwächter sehr selbstsicher. «Und was das Geld anbetrifft, stehst du nicht allein. Dein Vater hat verloren, weil er allein war. Jetzt aber ist auch dieser hier mit von der Partie. Kyr-Assimakis rodet seit zehn Jahren das Holz in unseren Wäldern und hat Goldlire in Hülle und Fülle. Jeder von euch wird die Hälfte der Unkosten tragen. Selbstverständlich wird auch der Gewinn zur Hälfte gehen.»

Trotzdem, die Worte des Flurwächters überzeugten nicht. Die anderen zwei entschlossen sich nicht, Geld auszugeben. Jener schüttelte verbittert den Kopf und sagte:

«Schön, mag es so sein ... Ich weiß nur eins. In den Jahren, da ich ein Kind war, konnte niemand außer deinem Großvater, dem Herrn

Antallaximos, den Kopf erheben. Mit den Jahren kamen nach und nach die Maschinen, die Motoren, die Autos, da erhoben sich noch andere Köpfe im Dorf. Die Kaufleute von Akanthos faßten Mut und begannen, direkt in der Stadt einzukaufen. Bis jetzt war dein Vater das Oberhaupt und dann folgte ihm dicht auf Herr Assimakis. Und mit großem Abstand kamen die Krämer, die Kapitäne und die Kaufleute. Wenn ihr beide aber nicht zusammengeht, seid ihr verloren, man wird euch ausradieren ... Ich weiß, wovon ich spreche. Ihr beide müßt zusammengehen, wenn ihr die zwei großen Köpfe des Dorfes bleiben wollt. Dann können euch die anderen nicht einholen. Sonst werden euch die, die gestern aus dem Ei geschlüpft sind, erwürgen.»

Ruhig und nachdenklich sahen sich die zwei anderen an.

«Das muß geschehen», sagte der Mann mittleren Alters.

«Ja ... Ja», stimmte auch der Jüngere zu.

Der Flurwächter freute sich und rieb sich zufrieden die Hände.

«Und jetzt hört euch meinen Plan an», sagte er überzeugt. «Ich weiß, wo es ihn schmerzt, und darauf werde ich ihn treten. Ich werde erreichen, daß sich ihm niemand nähert. Zum Schluß wird er gezwungen sein zu gehen, sonst werden sie ihn vertreiben. Ihr werdet nur etwas Geld geben müssen, denn ohne Geld läuft nichts. Und wenn sie den Glanz des Goldes sehen, werden sie Freudensprünge machen ... Ich verspreche euch, ich werde die Rosenstöcke rausgerissen haben, bevor sie dazu gekommen sind, Rosenöl zu geben. Mein Köpfchen arbeitet noch ... Und bevor sie dazu kommen, den Kopf zu heben, werden sie noch tiefer fallen. Dann werde auch ich freilich kein Flurwächter bleiben ...»

«Ja, ja», bestätigten die anderen, «du wirst gut bezahlt werden, du mußt nur Erfolg haben.»

«Mit Gottes Hilfe wird alles gut werden.»

Die zwei anderen sahen sich erstaunt an, als sie hörten, daß er nach Gottes Hilfe verlangt.

«Und wenn Gott nicht hilft?», fragte Antallaximos. «Wenn der Teufel genug Kraft hat?»

Der Flurwächter blieb ein Weilchen nachdenklich, dann sagte er ernst:

«Dieses Mal wird mir Gott beistehen ... Er wird mir helfen, den Kommunisten zu schlagen!»

Eines Mittags näherte sich Pelekys dem Aidonis und überraschte ihn, indem er ihm Zweifel in den Kopf setzte.

«Weißt du», sagte er, «weißt du, was für ein Mensch dein Neffe ist?»

«Er ist ein sehr guter Junge», antwortete der Dichter.

«Ja gut, sehr gut ...», sagte vieldeutig der Flurwächter. «Wehe aber, wenn es bekannt wird ... Wenn es ans Tageslicht kommt ... Ich werde mich im Gedenken an seinen Vater ertränken.»

Aidonis spitzte die Ohren. Er konnte nicht begreifen, was das alles sollte.

«Er befindet sich nicht zufällig hier. Er verfolgt irgendein Ziel ...», sagte Pelekys.

«Natürlich ist er nicht zufällig hier», beharrte der Dichter. «Der Junge setzt alles daran, unser Leben zu verändern. Er kämpft mit uns von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.»

Der Flurwächter verzog das Gesicht. Er schüttelte den Kopf, um zu zeigen, daß Aidonis nichts begriff.

«Du hast diese Schwäche ... Für dich ist alles hübsch und schön, und dein Gehirn ist nicht in der Lage, etwas von allen Seiten zu betrachten ... So seid ihr Poeten ... Wir müssen in eurer Nähe bleiben, um euch zu regieren.»

«Nein, das nun nicht! Was heißt das, uns regieren? Uns das Zaumzeug anlegen und daran ziehen?»

«In der Not auch das», sagte Pelekys. «Wenn ihr nicht begreift, nicht überlegt, was ein Kommunist in unserer Mitte zu suchen hat ... Kann von einem Menschen, der nicht an Gott glaubt, etwas Gutes kommen? Und wenn er etwas Gutes tut, so tut er es nur zum Schein, um sein Ziel zu erreichen. Und dann wird er sein wahres Wesen zeigen.»

Das Wort ‚Kommunist‘ erschütterte den Dichter. Seine Augen weiteten sich.

«Ob du recht hast ...»

«Jetzt hast du es begriffen.» Pelekys lachte. «Jetzt fällt es wie Schuppen von deinen Augen.»

Aidonis kratzte seine Glatze. Er konnte nicht verstehen, inwieweit und ob der Flurwächter recht hatte.

«Meinst du, er ist ein ...»

«Ich habe es dir gesagt, du bist sehr spät wach geworden ...», spottete der andere.

Aidonis verfiel ins Grübeln. Erstaunt blickte er den Flurwächter an.

«Wie hätte ich mir vorstellen können, daß mein kleiner Alexandros so einer sein könnte. Ich hielt ihn für einen guten Menschen. Und er kommt, um uns hinter das Licht zu führen ...»

Und während der Dichter traurig wurde, strahlten Pelekys' Augen. Zufrieden zwirbelte er seinen Schnurrbart.

«Wenn du von großen Plänen hörst, mein Aristos, da kannst du annehmen, daß die Sache einen Haken hat. Nur die Kommunisten verspotten die Leute mit großen Worten. Sie kommen und spielen die Guten. Wir werden, sagt er, Elia vor den Ausbeutern retten. Wie willst du es retten, he? Mit Lügen? Ah, diese Schweinehunde! Es sind aber nicht nur die Worte ... Erst setzen sie dir Flöhe ins Ohr und dann legen sie dir das Zaumzeug an. Wohin willst du uns führen, he, noch einen

Bürgerkrieg? Noch ist das Blut auf unserer Erde nicht getrocknet! Wie viele sind umgekommen? Wie viele Witwen, wie viele Waisen? Ganz zu schweigen von den zahllosen niedergebrannten Häusern!»

«Ja ... Ja ...», gab der Dichter zu.

Und der Flurwächter feierte im Stillen seinen ersten Sieg. Er war stolz auf sich. Dann entfernte er sich vom Klostergut und lenkte seine Schritte zum Bach hin. Er hatte dort ein brachliegendes Feld mit einem wilden Birnbaum in der Mitte. Er sah sich um und stellte fest, daß ihn niemand beobachtete. Er grub rasch ein Loch neben dem Baum. Er zog aus seiner Tasche ein Päckchen, das mit einem Zwirnfaden zugeschnürt war. Darauf stand der Name Aidonis.

«Es war nicht nötig, diesem Dummkopf einen Zehner zu geben», flüsterte er und tat das Päckchen in das Loch.

Er schaufelte mit den Händen die Erde drüber und legte einen Stein darauf. Ein Weilchen blieb er stumm stehen und sagte zu sich:

«Du mußt diese Idioten hinter's Licht führen und das Geld selbst einstecken.» Und er bog sich vor Lachen.

Die Rosenstöcke trieben Knospen und Pelekys erschrak. Er mußte die Pflanzen entwurzeln. Für alle Fälle tat er ein Päckchen in seine Tasche, auf dem der Name Agapitos stand und nahm den Weg bergauf durch das Dickicht. Stunden ging er, bis er irgendwann Schafsglocken hörte. Er blieb stehen, um Atem zu schöpfen. Er wischte mit dem Handballen sein verschwitztes Gesicht ab und ging, den Hirten zu suchen.

«Ich grüße dich, Agapitos», rief er ihm schon von weitem zu.

«Sei du auch begrüßt. Was willst du hier oben?»

Pelekys ging näher und antwortete:

«Nur ein Dummkopf würde ohne Grund hierher kommen. Sei's denn, ich bin ein solcher ...»

«Du?» lachte der Hirt gutherzig. «Einen schlaueren Fuchs als dich hat Elia noch nicht gesehen. Du hast alle Tugenden an dir: Lügner, Dieb, Strolch. Und obendrauf glaubst du nur ans Geld. Für Geld würdest du selbst deine Mutter verkaufen ...»

Der Flurwächter lachte stolz. Alles, was recht ist, warum sollte er sich selbst anlügen. «Besser», dachte er oft, «ich bin so einer als einer dieser Dummköpfe aus Elia.»

«Heute, mein Hirt, mußt du arbeiten, um zu essen zu haben und stehlen, um etwas auf die hohe Kante legen zu können.»

Der Hirt nickte.

«Recht hast du ... Nur ich sehe nicht, daß du es zu etwas gebracht hast!»

«Ah», versuchte der Flurwächter aus seiner schwierigen Lage zu kommen, «meine Schlauheit setze ich nicht für mich, sondern für die anderen ein.»

Der Hirt beobachtete den anderen prüfend.

«Also?»

«Was also?»

«Warum bist du hier?»

«Aidonis und ich haben über den Jüngling gesprochen, der mit uns hier in Elia lebt. Aristos hat seit geraumer Zeit etwas vermutet und immerzu sagte er, daß sich dahinter etwas Finsteres verstecke. Ich aber habe dem keine Aufmerksamkeit geschenkt. Weißt du, er hat die Leute von Psarochori überredet, Kamille zu sammeln ...»

«Ja, das hat mir meine Frau erzählt. Na und?»

Der Flutwächter verschluckte sich fast.

«Aristos hat, obwohl er seinen Neffen liebt, immerzu etwas vermutet. Als Aristos also sah, daß der andere still wie ein Fuchs die Leute von Elia dazu brachte, Rosenstöcke anzupflanzen, wurde er mißtrauisch. Er kam zu mir und teilte mir seine Gedanken mit. «Ich glaube», sagte er, «meinen Neffen schicken andere, daß er diese Arbeiten macht. Es kann nicht sein, daß er umsonst bei uns lebt.» «Willst du sagen, er ist ein Kommunist?» fragte ich. «Anders ist es nicht zu erklären», hat er mir geantwortet. «Dieser Schweinehund», dachte ich, «daß er mich hinters Licht hat führen können! So lange ist er hier, und ich bin nicht dahinter gekommen, was für ein Stinkstiefel er ist ... Deshalb bin ich zu dir gekommen. Wir wollen beratschlagen, was zu tun ist.»

«Was soll nach deiner Meinung werden?», fragte er den Flurwächter, denn ihm erschien dies alles undurchschaubar. Er konnte aber nicht erkennen, welches Ziel der Flurwächter verfolgte.

«Was soll nach deinem Willen geschehen?» fragte er erneut Pelekys.

«Wir dürfen nicht zulassen, daß er Erfolg hat. Denn wenn er mit den Rosenstöcken erfolgreich ist, sind wir verloren. Und dann wehe uns, der Kommunist wird uns alle in der Hand haben. Der Staat wird uns verfolgen und wir werden keinen Schritt tun können. Und nicht nur wir werden es zu spüren bekommen, auch unsere Kinder werden keine Arbeit kriegen ... Nicht mal in die Schule werden sie gehen können. Und noch eins, wer weiß, ob nicht sogar ein Krieg ausbricht ... Das Bum-Bum wird wieder losgehen und sie werden unsere Häuser anzünden und das Blut wird wieder in Strömen fließen.»

Der Hirt sah ihn voller Verachtung an.

«Sag mir mal, Pelekys, seit wann bist du so ein Patriot? Als die Italiener hier waren, hast du zu ihrem Offizier gesagt, du möchtest kein Grieche, sondern lieber ein Italiener sein. Und der Offizier erwiderte dir: Die italienischen Bürger kämpfen in Afrika. Wann hast du dich so sehr

verändert und machst dir sogar um uns Sorgen? Oder steckt jemand anders dahinter?»

Der Flurwächter biß sich auf die Lippen. Er verlor seine Fassung. Er begriff, daß ihm gegenüber nicht jemand wie Aidonis stand. Er ließ also die Märchen beiseite und sagte in weinerlichem Ton:

«Warum sagst du nutzlose Dinge? Du bist klug und darfst mich nicht in eine schwierige Situation bringen ... Was ich bin, das geht nur mich an, und was du bist, geht nur dich an.»

Dann steckte er schweren Herzens die Hand in die Tasche und holte das Päckchen mit den Geldscheinen heraus. Er betrachtete es einen Augenblick, als ob sein Herz es beweinte und gab es dann dem Hirten.

«Wir beide werden die Arbeit tun und dafür bezahlt werden.»

Die Augen des Hirten strahlten, als er das Geld in seinen Händen hielt. Er zerriß den Bindfaden und die Banknoten wurden sichtbar.

«Bravo! Es sind lauter Hunderter und Fünfziger!» sagte der Hirt und piffte vor Freude. «Nicht mal im Traum habe ich soviel Geld gesehen!»

«Wenn du mir hilfst, bekommst du noch zweimal soviel», fügte Pelekys ernst hinzu.

Der Hirt befühlte mit den Fingern die Geldscheine. Dann drückte er sie zu einem Knäul zusammen, rieb sie an seinem Bart und steckte sie ein.

«Du Gauner, wen hast du ausgeraubt? Wo hast du das viele Geld her?» fragte er lachend.

«Ich brauche nicht nach Leuten suchen, die ich ausrauben kann, die Räuber suchen und finden mich von selbst.»

Der Hirt lachte.

«Mag sein. Wer, zum Teufel, sind deine Auftraggeber?»

«Antallaximos und Assimakis.»

«Oh, du hältst dich an einem dicken Hirtenmantel fest ... Was meinst du, wirst du sie ausnehmen?»

Der Flurwächter schwieg. Ihm tat es leid, daß er ihm das Geld ausgehändigt hatte und noch mehr ärgerte er sich, weil er versprochen hatte, ihm noch doppelt soviel zu geben. Das freilich hatte er nicht aus Unüberlegtheit gemacht. Er fand, daß diesen Hirten mit der stolzen Stirn einige wenige Zehner nicht blenden könnten. Entweder du gibst ihm viel Geld, oder er pfeift auf das wenige. Soll es so sein, tröstete er sich, was der Dummkopf Aidonis nicht gekriegt hat, bekommt er. So werde ich nicht der Geschädigte sein ...

«Welches Ziel verfolgst du?» unterbrach der Hirt die Gedanken des Flurwächters.

«Ich will die Rosenstöcke vernichten.»

«Und dafür gibst du mir soviel Geld?»

Pelekys legte die Stirn in Falten.

«Du hast das Geld bekommen, um mir zu helfen. Du wirst auch reden, bellen, zur Not wirst du auch Geld ausgeben müssen, daß alle Leute aus Elia die Pflanzen, die sie in die Erde gesetzt haben, zerstören. Das alles wird vorsichtig geschehen ... ich habe einen Plan in meinem Kopf. Du wirst mich unterstützen, weil zu mir die Leute nicht allzuviel Vertrauen haben. Und paß auf! Unsere Auftraggeber werden großzügig sein, wenn wir erfolgreich sind.»

Die zwei Männer drückten sich die Hände.

«Wir werden siegen», sagte Pelekys.

Während sie auseinander gingen, sprach der Hirt zu sich selbst:

«Da dieses teuflische Geld auch mich geblendet hat, kann ihm keiner widerstehen!»

VIII

Alexandros und die Leute aus Elia hatten beschlossen, einen Graben auszuschachten, um die Rosenfelder bewässern zu können. Alle zusammen hatten sie dort eine große Fläche bepflanzt. Die Erde war locker, aber es wurde auch Wasser benötigt, sollten die Pflanzen Blüten tragen. Sie alle waren übereingekommen, die Erde mit dem Wasser der Kuhle zu tränken. Das war nicht wenig Arbeit. Sie arbeiteten bereits über drei Wochen und der zentrale Graben war noch nicht ausgehoben. Und dann mußten noch die Seitengräben gezogen werden, damit jeder Acker sein Wasser bekäme.

In der vierten Woche bemerkte Alexandros, daß die Leute nicht mehr mit der gleichen Lust an die Arbeit gingen wie zuvor. Er dachte, sie seien vielleicht müde und machte sich keine Sorgen. Eines Abends aber näherten sich ihm die Männer und redeten irgendwie eigenartig.

«Welchen Zweck haben diese Werke, Alexandros? Wir arbeiten fast einen Monat. In der Zeit hätten wir woanders arbeiten und eine Menge Geld verdienen können.»

Er begriff sofort, daß dies nicht ihre Worte waren. Jemand hatte sie ihnen eingegeben und sie wiederholten sie. Er versuchte, sie vom fremden Einfluß zu befreien und sagte:

«Wir ziehen den Graben, um die Rosenstöcke zu bewässern. Wenn ihr es aber vorzieht, woanders zu arbeiten, keiner hält euch davon ab. Es gibt keinen Grund, daß ihr es nicht tut ... Höchstens, daß die Blümchen im Herbst keine Blüten tragen. Aber im nächsten Frühling werden sie es auf jeden Fall tun. Es ist kein großer Schaden.»

Die anderen wußten nichts zu erwidern und gingen stumm.

Am nächsten Tag waren die Bauern in aller Frühe auf dem Acker. Sie taten aber keinen Spatenstich, bewegten keine Handvoll Erde. Sie waren beunruhigt. Es war zu hören, daß der Hirt Agapitos seine Rosenstöcke herausgerissen hatte. Das konnten sie nicht begreifen. Jetzt, da die Pflanzen Knospen trugen, entwurzelte er sie! Bald hätten sie die ersten Rosen getragen ... Sie beeilten sich, den Hirt zu treffen. Aber dieser war vom Angesicht der Erde verschwunden. Er begab sich in die Berge und wurde unsichtbar. Die Bauern blieben nachdenklich und konnten nicht begreifen, was dies alles zu bedeuten hatte.

So traf sie Alexandros an. Von weitem hatte es den Anschein, als wäre etwas Schlimmes geschehen. Und während er sich näherte, versuchte er, besonnen zu bleiben.

«Warum steht ihr hier?» fragte er und zog die Augenbrauen hoch.

Sie erzählten ihm, was der Hirt getan hatte.

«Soso», sagte er und lächelte, als handele es sich um etwas sehr Einfaches. Denkt ihr, der Hirt ist ein Dummkopf und reißt die Rosenstöcke aus der Erde? Er wird etwas Einträglicheres gefunden haben, deshalb hat er es getan.»

Für den Augenblick schien sie die Antwort zu befriedigen. Aber in Wirklichkeit dachten sie anders, denn Pelekys und der Hirt hatten mit ihnen gesprochen. Trotzdem griffen sie zu den Hacken und arbeiteten lustlos bis zum Abend.

Als Alexandros nach der Arbeit in seine Hütte kam, warf er sich rücklings aufs Bett. Er heftete seinen Blick an die Decke. Sein Körper konnte sich nicht entspannen. Er machte die ganze Nacht kein Auge zu. Er überlegte, was wohl geschehen war. Vielleicht hatte der Hirt Beziehungen zu anderen, aber zu wem? Er hielt es für wahrscheinlich, daß hinter ihm noch einige andere steckten. Hier müssen Interessen berührt worden sein, und viel Geld ist geflossen, dachte er.

Der andere Tag aber brach auch an. Die Rosenstöcke waren an den Rand des Ackers von Agapitos geworfen und der Hirt hielt sich im Berg versteckt. Die Stunden verstrichen und nichts Neues war zu vernehmen. Die Bauern schaufelten lustlos den Graben. Alexandros ging aus und ein in seiner Hütte, hielt Ausschau hinüber zu den Berghängen, aber nichts geschah.

Es näherte sich der Mittag. Er war unruhig. Er ergriff das Fernglas, um im Berg, wo gewöhnlich der Hirt seine Schafe weidete, Ausschau zu halten. Vergebliche Mühe. Nachmittags kam Agapitos mit seiner Stute auf das Klostergut und lud den Pflug auf.

«Wozu brauchst du den Pflug?» fragten die Leute von Elia, die um die Zeit noch Siesta hielten.

«Um meinen Acker zu pflügen», sagte dieser und war im Begriff zu gehen.

Die anderen sahen sich überrascht an.

«Nun gut, aber warum pflügst du jetzt schon?»

«Um Gemüse zu pflanzen. Ich kann die Zeit nicht verstreichen lassen ... Genug Zeit habe ich mit diesen Rosen verloren, als ob wir Kränze für den ersten Mai winden wollten! Ich gehe, Gemüse pflanzen, bevor es zu spät ist. Gemüse, das ist eine sichere Arbeit. Ich pfeife auf Experimente!»

Seine Worte ließen die Bauern erstarren. Je mehr Zeit verstrich und sie den Hirten seinen Acker umpflügen sahen, umso erregter wurden sie.

Neue Aufregung gab es in Elia am nächsten Tag. Zwei weitere Bauern hatten in der Nacht auf ihren Äckern die Rosenstöcke aus der Erde gerissen und in aller Frühe begannen sie mit dem Pflügen. Alexandros hörte nichts, entdeckte nichts, konnte zu keinem Schluß kommen. Er sah nur das Ergebnis.

Er ging zu den Bauern, die ihre Rosenstöcke entwurzelt hatten. Von weitem bemerkte er, daß sie bei seinem Anblick lächelten. Sie lächeln, staunte er. Kann sich ein Bauer freuen, der seinen Acker, den mit Schweiß getränkten, zerstört hat? Er näherte sich ihnen. Seinen Zorn versteckte er tief in seiner Seele.

«Hast du Sehnsucht nach uns?», fragte ein Bauer hinterhältig.

«Nicht allzusehr», antwortete der junge Mann. «Es hat mich aber beeindruckt, daß ihr die Rosenstöcke herausgerissen habt, und ich bin gekommen, den Grund zu erfahren.»

Die zwei Bauern blickten sich an. Der eine suchte Hilfe beim anderen. Sie fühlten sich nicht wohl in ihrer Haut.

«Überflüssige Arbeit ist das mit den Rosen», sagte der eine. «Deshalb pflanzen wir Gemüse. Wir haben uns gedacht ... alle Einwohner haben sich gedacht, wir tun uns zusammen und bauen Gemüse an. Wir werden von der Bank einen Kredit nehmen, werden Maschinen und Dünger kaufen und nach der Ernte zahlen wir zurück.»

«Ah, sehr gut», sagte Alexandros, «nur fürchte ich, daß die meisten von euch bereits der Bank sehr viel schulden ...»

«Das ist vergangen und vergessen», sagte der eine Bauer naiv.

«Was?» wunderte sich Alexandros.

Der andere begriff sofort, daß er ein Geheimnis preisgegeben hatte. Er war verwirrt und wußte nichts zu sagen.

«Ja», versuchte der andere Bauer ihn zu rechtfertigen, «die Händler, die das Gemüse kaufen werden, wollen auch unsere Schulden bei der Bank tilgen.»

Alexandros schüttelte den Kopf und kehrte verbittert in seine Hütte zurück. Dies war ein tragischer Tag für ihn. Denn als Pelekys die Hände der Bauern mit Geld füllte, sprach er mit jedem getrennt und belehrte ihn,

was er am Abend auf einer Versammlung vor den Frauen, dem alten Ignatis und Alexandros zu sagen hatte.

Aidonis, der Dichter, hatte sich wieder in seine Hütte zurückgezogen. Er hatte Verdacht geschöpft und seine Seele war erschüttert. Er hatte gemerkt, daß Pelekys, um Erfolg zu haben, heimtückisch vorgegangen war. Der Dichter befürchtete, er könnte sogar sein Ziel erreichen. Er hatte es aber vorgezogen, zu warten.

Am Nachmittag kam der alte Ignatis in Alexandros' Hütte. Der junge Mann sah ihn traurig an, weil er ihn nicht, wie versprochen, unterstützte. Der alte Mann blieb ihm gegenüber stehen und sprach:

«Ach, mein Junge, niemand soll arm geboren werden. Als sie das Geld sahen, haben sie alles vergessen ... Wozu brauchst du die großen Pläne? Lieber einen Spatzen in der Hand, als eine Taube auf dem Dach. Es ist wahrscheinlich die Armut, die ihr Gehirn vernebelt. Ach, mein kleiner Alexandros, sie haben keine Möglichkeit, an die Zukunft zu denken. Sie sind wie Hündchen, fütterst du sie, folgen sie dir!»

Alexandros stöhnte leise. Der alte Ignatis machte einen Schritt auf ihn zu, berührte mit seiner Rechten Alexandros' Schulter, lächelte ihm zu und ging zum Klostergut.

Dunkelheit fiel über Elia. Die Arbeiter empfingen sie fröhlich. Nicht, weil sie sich nach den Mühen des Tages ausruhen würden. Aus einem anderen Grund strahlten jetzt ihre Gesichter. Ihre Taschen waren warm, voller Geld. Deshalb waren sie zufrieden. In Elia wohnten wenige Familien und es war Pelekys und seinen Auftraggebern gelungen, an sie Geld zu verteilen und sie zu blenden. Jetzt zogen sie, wohin sie wollten. Im Stillen lachten die Bauern über die Dummheit von Pelekys' Auftraggebern, die nach ihrer Meinung das Geld hinausschmissen. Etwas anderes begriffen sie nicht. Sie sahen nur, daß man sie bezahlte, um Theater zu spielen, auf der Versammlung zu sprechen. Sie würden nur Lärm schlagen und, entsprechend den Anweisungen des Flurwächters, ‚ja‘ oder ‚nein‘ schreien.

Abends kam ein Junge in Alexandros' Hütte und sagte, sie hätten im Klostergut Lämmer gebraten und luden ihn zum Essen ein. Er wußte, daß sie ihn zu einer Angelegenheit einluden, die bereits verloren war. Er sagte aber dem Jungen nicht, daß er nicht gehen würde. Er wollte seinen Kampf bis zum Schluß ausfechten.

Die Sterne erschienen am Himmel und der Mond war gelb wie Gold. Überallhin warf er sein Licht. Auch auf die Leute von Elia, die aßen und tranken. Und sie tranken immer mehr und wurden immer lustiger. Männer, Frauen, Greise und Kinder, junge Mädchen und junge Männer redeten, lachten, sangen Lieder, rissen Witze und stritten sich zum Schein. Unter ihnen war auch Pelekys, stolz auf seinen Erfolg, und

feuerte sie an. Alexandros beobachtete sie. Er sagte nichts, kein Wort kam von seinen Lippen. Er wartete nur ... Und die Laune steigerte sich.

Plötzlich erhob sich Pelekys. Er machte eine Handbewegung und alle verstummten. Dann sprach er, die Bauern ständig im Blick behaltend, sehr zufrieden und sicher:

«Am heutigen Abend haben wir uns alle an Essen und Getränken gesättigt!»

«Jaaa!» schrien die Leute lachend.

«Das mußte aber gemacht werden», fuhr Pelekys fort, «denn an diesem Tag werden wir, die Einwohner von Elia, einen Verband gründen ... Ab heute wird Elia ein Paradies ... Der Garten Eden ...»

«Jaaa ...», schrien die anderen wieder.

Jetzt wurde das Gesicht des Flurwächters auch fröhlicher. Mit den Augen suchte er Alexandros und ließ seinen Blick auf ihn ruhen.

«Zwischen uns», sagte er, «ist auch ein Gebildeter. Wir hätten ihn gern in unserer Nähe gehabt, daß er in seine Hefte schreibt, was für ein glückliches Leben wir in Elia führen werden. Ich habe sein Buch gelesen und kenne seinen Wert ... Und er ist nicht nur in den Büchern wertvoll ... Er hat das Wissen auf seiner Seite und kann der schlaueste Fuchs werden ... Er kann uns alle hinters Licht führen ... Selbst uns ...»

Die Bauern hörten apathisch zu. Sie waren gut bezahlt worden, um diese Haltung einzunehmen. Aidonis aber sprang auf.

«Du bist ein Schurke!», schrie er dem Flurwächter zu. «Du hast alle Leute belogen ... Deshalb also hast du mich beiseite genommen und hast mich vollgeschwatzt. Du wolltest mir sogar Silberstücke schicken! Du bist ein Betrüger ...»

Die Leute hatten es gehört. Keiner lachte jetzt. Sie blickten alle zu Pelekys hinüber. Er sollte ihnen sagen, was sie zu tun hatten.

«Natürlich», sprach kaltblütig und sicher der Flurwächter, «nur dich haben meine Worte gestört. Du bist sein Onkel ... Dir muß aber unser Ort Elia mehr am Herzen liegen und weniger dein Neffe. Du weißt sehr gut, was für ein Schuft er ist ... Sag uns, was sucht zwischen uns ein solcher ... Wir sind ruhige Leute ... Wir essen Brot und Oliven und haben unsere Ruhe. Wir wollen in unserem Land keine Kriege und kein Blutvergießen ... Er aber wird einen Brand in Elia entfachen. Er wird die Ursache sein, wenn der Staat uns und unsere Kinder verfolgt. Er ist, ihr wißt es alle sehr gut, ein Kommunist!»

Er wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab und sah Alexandros feindlich an. Alexandros blickte voller Verachtung zu ihm hinüber. Der Flurwächter versuchte, seinen Zorn zu unterdrücken. Dann traf sich der Blick des alten Ignatis mit Alexandros Blick. Der junge Mann lächelte und sagte leise:

«Das macht nichts ... Laß ihn reden ...»

Ein Knoten würgte den alten Mann im Hals.

Pelekys begann, jeden Bauern einzeln anzustarren. Er fand, daß ihre Augen Treue zu ihm und zu seinem Geld ausdrückten. So faßte er wieder Mut, übersah den Dichter, der, gestützt auf seinen Stock, aufrecht dastand, und fuhr fort:

«Wir hier leben gut und schön. Jeder hat mehr oder weniger sein Brot und sein Essen. Wir leben aber so, weil wir uns einig sind. Aber es bedarf der Wachsamkeit, daß sich zwischen uns nicht der Bazillus schiebt ... Wir wollen in unserer Mitte nur Menschen, die wie wir selbst sind. Was wollt ihr? Der Weg, den wir gehen, ist gut. Diesen gingen unsere Vorväter, den werden auch wir und unsere Kinder gehen. Derjenige, der auf unserer Erde Rosenstöcke pflanzen will, auf den Äckern, wo sonst nur Getreide und Gemüse wuchs, der, das sage ich euch, wird uns alles zerstören ... Uns geht es gut hier in unserem Jammer. Geh fort, verschwinde, wir wollen unsere Ruhe haben!»

Der Flurwächter hielt inne und wischte sich erneut den Schaum vom Mund. Er ließ sich ganz nah bei Alexandros neben dem alten Ignatis nieder. Im selben Augenblick erhob sich Alexandros, schritt an Aidonis vorbei, um zwischen den Ölbäumen den Pfad zu seiner Hütte einzuschlagen. Da nahm der Dichter seine Mütze vom Kopf und kratzte sich den kahlen Schädel. Diese Handbewegung zog die Blicke aller an und ließ Pelekys sich verschlucken. Das war das Zeichen, daß Aidonis sprechen würde. Er wandte sich an seinen Neffen und sagte:

«Warte einen Augenblick, Alexandros, hör zu, ich habe ihnen was zu sagen. Dann werden wir zusammen weggehen.»

Ein wenig hinter den anderen, unter einem Ölbaum, blieb der junge Mann stehen. Sogleich vernahm er einen tiefen Atemzug und Aidonis' Stimme:

«Professoren und Lehrer sind brennende Lichter,
sie leuchten, daß wir die Tür der Freiheit finden.
Sie lehren uns die Liebe und die gegenseitige Hilfe
auf dieser kurzen Lebensreise.
Sie helfen uns, Fehler zu umgehen,
denn wir wandeln auf Rosen und auf Dornen.
Sie müssen wir achten und lieben,
wenn wir unser Griechenland groß sehen wollen.»

Durch die Blätter des Ölbaums drang ein Lichtstrahl und fiel auf Alexandros' Augen. Man konnte zwei Tränen aus den Winkeln seiner Augen rinnen sehen. Sie liefen über sein Gesicht und fielen auf die Erde.

Aidonis, müde vom Stehen, gestützt auf seine Krücken, bewegte sich durch den Olivenhain auf die Hütte zu. Sein Neffe folgte ihm. Sie

erreichten die Hütte des Onkels. Er lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, stützte sich auf die Krücken, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte liebevoll zu seinem Neffen:

«Alexandros, vor kurzem hat mich Pelekys aufgehalten und mir das gesagt, was du jetzt auch gehört hast. Ich weiß aber nicht ... Er sprach zu mir in einer solchen Weise ... Er hat mich eingewickelt. Ich hatte natürlich kein Vertrauen zu ihm, aber er ist so heimtückisch ... Gestern schickte er mir mit seiner Tochter einige Geldscheine und das Mädchen bedankte sich sogar in seinem Namen. Ich schickte das Geld zurück. Und was den Dank anbetrifft, vielleicht hat er es schon bereut ...»

Dann trennten sie sich. Der Dichter ging in seine Hütte und Alexandros lief durch die Felder. Dort, wo vorher die Rosenstöckchen mit ihren Blüten begonnen hatten, die Gegend zu verschönern, sah jetzt die Erde durchwühlt aus, als wären über sie ganze Herden von Schweinen gegangen. Ein Loch hier, ein Loch dort, der Boden war zusammengeschoben, zertreten, zerwühlt. Wie in einem Wutanfall hatte jemand die Pflanzen herausgerissen, zerbrochen, hingeworfen neben den Löchern und auf die Zäune. Ab und zu steckten ihre dünnen Äste in der Erde und die Wurzeln sahen klagend zum Himmel.

Der von den Sternen hellerleuchtete Himmel machte, daß er zweifach die Dunkelheit in seinem Kopf spürte. In seinem Schädel tobte ein Sturm. Für alles fühlte er Trauer ... Er ging zum Strand. Er trat dorthin, wo sich die Wellen brachen und das Wasser erfrischte seine Füße. Nur das tröstete ihn. Die Menschen verfolgten ihn überall. Wegen seiner Ideen war er vom Gymnasium geflogen. Aus dem gleichen Grund verließ er, mit dem Brandmal des Verräters gezeichnet, sein Haus. Und jetzt in Elia ließen sie ihn auf keinen grünen Zweig kommen. «Geh, geh weit weg von uns, Gezeichneter», schrien sie aus allen Himmelsrichtungen ... Verfolgt und verbittert lief er jetzt am Rande des Meeres entlang. In seiner Erinnerung hallten die Stimmen seiner Verfolger wider. Lehrer, Väter, Hirten, Bauern, Landvolk und Fischersleute, riefen ihm aus zig Mündern zu, «geh weit weg von uns». Nur die Wellen leckten ihm die Füße, erfrischten ihn und füllten seine Brust mit Mut. Er setzte sich dann an den Meeresrand, zog die Beine an, legte seinen Kopf auf die Knie und begann zu weinen.

Stunden um Stunden vergingen. Ein Lüftchen wehte vom Meere her und bewegte die Blätter der Bäume und schickte seinen Hauch über sein Gesicht und tröstete ihn. Unsichtbare, erfrischende Zungen leckten sein Gesicht. In seinen Ohren hatte er das leichte Pfeifen, und es sprach zu ihm und bat tausendmal um Entschuldigung für die Unüberlegtheit der Menschen. Der Wind gewann Stimme, wurde zum Dichter, wurde Aidonis. Er hörte den Ruf der Erde, nicht fortzugehen, sondern in ihrer Nähe zu bleiben. Fort mit der menschlichen Bosheit, das Wort hatte jetzt

die Erde. Sie hat Schmerzen und verlangt nach Erlösung. Alexandros hörte ihre Stimme. Und dann schlief er ein.

Sobald Alexandros wegging, verfiel Aidonis in Grübeleien. Er könnte platzen vor Wut. Immerzu kreiste Pelekys in seinem Kopf. «Der Schweinehund, der Perfide», flüsterte er ständig. «Es darf ihm nicht gelingen ... Und er hat auch mich reingelegt!» Er drehte die Sache nach dieser und der anderen Seite, nichts aber konnte seinen Sinn erhellen. Mit finsterem Gesicht setzte er sich auf die Kiste neben die Tür seiner Hütte. «Dieser Schlawiener kann uns nicht auf dem Kopf herumtrampeln. Ich muß etwas finden, ich muß etwas tun.» Mit der rechten Hand ergriff er seine Krücke, drückte sie sich unter die Achsel und schleppte sich bis zum Tisch, um seinen Tabakbeutel, das Zigarettenpapier und das Feuerzeug zu nehmen. Er setzte sich wieder auf die Kiste und drehte sich eine Zigarette. «Wir hätten ihm eine Tracht Prügel verabreichen müssen, dem Verräter. Das hätte aber am Anfang geschehen müssen, um ihn zu stoppen ... Jetzt ist es zu spät.» Er schnaubte und schnaubte und drehte sich eine neue Zigarette. Er zog den Rauch tief in seine Lunge und fühlte dann, wie das blaue Gift weich aus seinen Nüstern strömte. Er machte einen zweiten tiefen Zug. Er fühlte, wie sich sein Körper und seine Nerven entspannten. Immer ruhiger rauchte er unter dem sternenhellen Himmel. Allmählich wich die Verkrampfung, und nach und nach begann er in seinem Kopf etwas zusammenzuspinnen. Er verzog ein wenig die Augen, spitzte die Lippen, sog wohlgelaunter frische Luft ein. Er wurde immer sicherer, lächelte und streichelte sich über seine prächtige Glatze. Aidonis schob wieder die Krücke unter die rechte Achsel: «Vorwärts!» sprach er mit lauter Stimme seinem Körper Mut zu. Er schleppte sich bis zum Feld, wo seine Stute graste.

«Hooo, Schwarzäugige!» sprach er mit singender Stimme das Tier an.

Die Schwarzäugige hob den Kopf und sah ihn ruhig an. Aidonis zog den Pflock aus der Erde. Hinkend brachte er die Stute zum Karren, der neben der Hütte stand. Er kniete sich nieder und zog den leichten Sattel auf seine Schulter. Er versuchte sich aufzurichten. Vergeblich. «Ach, du Krüppel ...» beklagte er sich. Er schaffte es mit Hilfe der Prothese. «Ruhig, mein Mädchen.» Langsam schob er den Sattel von seinem Rücken auf den Rücken der Stute, faßte unter ihrem Bauch den Gurt und zog ihn auf der rechten Seite fest. «Bravo, meine Schöne ...» Er streichelte die Mähne des Tieres, ließ die Luft aus seiner Lunge und wischte sich mit dem linken Ärmel den Schweiß von der Stirn. «Komm, meine Liebe, ich will dich jetzt einspannen ...» Vorsichtig schob er die Stute nach hinten, um sie genau vor die Deichsel zu bringen. Bereitwillig blieb sie vor dem Lenker stehen und wedelte mit ihrem langen Schwanz. Aidonis betrachtete die schwere Holzdeichsel. «Zeig jetzt Krebs, daß du

über die brennende Kohle springen kannst ...» Er lächelte bitter über diesen Spruch und überlegte, wie er den schweren Balken heben könnte. Er trat zwei Schritte zurück, kniete sich nieder und nahm die Deichsel in die Arme. Aidonis machte den ersten Versuch, das schwere Holz hob sich eine Handbreit von der Erde. «Bravo!» Er wunderte sich über sich. Dann schleppte er sich auf allen Vieren, die Deichsel auf dem Rücken, bis zur Stute. Das freie Ende erreichend, schob er den Bolzen hinein und band ihn mit dem Seil des Sattels fest. Er erhob sich, setzte sich vorsichtig auf die Achse, um Luft zu schnappen. Er hatte das Gefühl, seine linke Schulter hätte sich verzogen. «Das war verdammt schwer», dachte er. Er bewegte seine Schultern nach links und nach rechts und fühlte über ganze linke Seite etwas wie Lähmung. «Das fehlte, daß ich mir auch noch die Schulter verletze ...» Er machte einen weiteren tiefen Atemzug. «Noch eine kleine Anstrengung und wir haben es geschafft», sprach er sich Mut zu. Mit der rechten Hand ergriff er die Zügel, mit der linken seine Krücke und auf dem Hintern schob er sich langsam bis zum Karren. Vorsichtig legte er die Krücke auf den Karren, und sich auf die Zügel stützend, ließ er langsam seinen Körper nach hinten fallen. Seine Ellenbögen stützten sich auf den Vorderteil des Karrens. Mit Mühe richtete er sich auf ihnen auf und bemühte sich, nach hinten zu gelangen. Der Rand des Karrens berührte jetzt seinen Hintern. Mit leiser Stimme rief er ein «Hoo ... Oop» und drückte sich mit den Ellenbögen ab. Er fand sich sitzend auf dem Karren wieder. Er bekreuzigte sich. «Ich habe es geschafft ...» Er atmete zweimal tief durch.

«Laß uns gehen, mein Goldstück!» rief er laut und zog die Zügel an. Die Stute zog an, der Karren begann zu rollen.

Malamo hatte sehr zeitig ihr langes weißes Nachthemd angezogen, das Öllämpchen über ihrem Bett angezündet, sich bekreuzigt und dann zum Schlafen ins Bett gelegt. Sie hatte bereits das erste Nickerchen gemacht und traute ihren Ohren nicht, als sie mitten in der Nacht eine Stimme hörte.

«Malamo, hej, Malamo!»

Zuerst dachte sie, sie träume, aber da war die Stimme erneut, die ihren Namen rief.

«Was soll das? Wer ist wieder verrückt geworden?» fragte Malamo, der jetzt klar geworden war, daß es kein Traum war.

Sie erhob sich, zündete die Lampe an, ging zur Tür, schob die kleine Gardine am oberen Ende der Tür beiseite, drückte ihre Stirn an die Scheibe und schaute hinaus.

«Jesus und Maria! Aristos um die Zeit ...!»

Sie öffnete.

«Bist du verrückt geworden, Aristos!»

«Ich bin nicht bei Trost!» sagte er lachend. «Was sollte ich auch tun, wo doch die ganze Welt verrückt geworden ist?»

Malamo stellte die Lampe auf den Mauersims, holte aus ihrem Zimmer einen Morgenrock und ging zum Karren.

«Komm, mein Krüppel, ich will dir helfen», sagte sie lachend.

«In meinem Zustand können mich die Heringe bejammern.»

«Mach lieber ein Verschen, in dem wir die Heringe bejammern», neckte ihn die Frau.

Sie faßte ihn unter die Achseln und half ihm vom Karren.

«Gib mir jetzt mein Holzbein», bat Aidonis.

«Hier hast du es. Geh in den Salon, ich will inzwischen die Stute im Garten festbinden.»

Mit Mühe ging er die Zementstufen hinauf. Mit der linken Hand stützte er sich leicht an die Wand und durch die Außentür erreichte er den kleinen länglichen Raum. Er streckte sich auf den Diwan aus und fühlte Erleichterung.

«Mein Gott, war das ein Weg! Ich bin völlig aus den Fugen geraten ...»

Er atmete tief durch, um sein Inneres zu beruhigen.

Bald betrat Malamo das Zimmer. Auf einem kleinen Tablett brachte sie ein Glas Wasser und ein Glas Wein.

«Trink etwas Wasser, um dich zu erfrischen und trink dann von meinem Wein. Er ist gut, für Kenner wie dich.»

Aidonis trank gierig das Wasser, sein Blick belebte sich. Dann ergriff er das Glas mit dem Wein.

«Was für eine Farbe!» staunte er. «Wie Blut ...»

Malamo hatte es eilig, den Grund dieses nächtlichen Besuches zu erfahren. Sie versuchte, ihrer Stimme Strenge zu verleihen.

«Wie kannst du in deinem Zustand mit dem Pferdewagen durch die Nacht jagen? Das Tier hätte scheuen können. Wie hätten wir dich finden sollen?»

«Das ist gar nichts. Wenn du wüßtest, welche böse Tollwut mein Herz zerfrißt ... Die aus Elia essen, saufen, singen und tanzen im Klostergut ...» Er schüttelte voller Ekel den Kopf. «Diese schwanzlose Schlange hat sie übertölpelt und sie haben Alexandros vertrieben. Du bist ein Kommunist, haben sie zu ihm gesagt ...»

«Alles Gute haben wir gehabt, der Kommunismus hat uns gefehlt.» Malamo hob verächtlich die Schultern.

«Sie haben Alexandros verletzt», sagte er traurig. «Der Junge hat, verbittert, das Klostergut verlassen ...»

«Wir sind Tolpatsche», stöhnte Malamo tief. «Wir sehen nicht über unsere Nase hinaus. Wir wollen ja geradezu, daß man uns über's Ohr haut ... Die aus Elia wissen nicht, was für ein schwarzer Wolf Pelekys ist.

Sie essen und trinken mit ihm und wollen nicht begreifen, daß sie die Rechnung begleichen werden müssen.»

Mit einem großen Schluck leerte Aidonis das Glas und wandte sich an die Frau:

«Wir müssen etwas für Alexandros tun. Man hat ihn schwer in die Enge getrieben ... Wir dürfen nicht zulassen, daß ihn diese Schakale zerfleischen.»

Die Augen der alten Frau hatten jetzt einen wilden Ausdruck angenommen.

«Bei den Gebeinen meiner Mutter, das werden wir nicht durchgehen lassen! Wir müssen ihnen einen Strich durch die Rechnung machen ...»

Malamo hob die Stimme.

«Wir aus Psarochori haben auch Äcker in Elia. Morgen werde ich die Frauen und Kinder auf die Beine bringen. Wir werden dorthin gehen und Rosen pflanzen. Ich will nicht Malamo heißen, wenn wir Elia nicht mit Rosenfeledern umgeben.»

Aidonis sah sie voller Bewunderung an.

«Bravo, Malamo, du stürmst vorwärts, ziehst nicht den Schwanz ein! Möge die Mutter Gottes uns beistehen ...» Er überlegte ein wenig und sagte dann leise: «Ein Glück, daß es euch Frauen gibt, denn wir Männer treten immerzu in die Scheiße ...»

Aidonis begann sich zu beruhigen. Er streckte seine rechte Handfläche auf den kleinen Teppich des Diwans aus. Er spürte die leichte Berührung seine Finger kitzeln, und das brachte ihm Wonne in Seele und Körper. Seine Lider, schwer und glücklich, schlossen sich halb.

«Komm, mein Aristos, ich mache dir das Bett», sagte Malamo. Und morgen früh bringst du Alexandros die Nachricht: «Sie kommen, um Rosen zu pflanzen!»

IX

Pelekys hatte triumphiert. Als die Sonne hoch am Himmel stand, erwachten die Bauern von ihrem schweren Rausch. Sie spannten die Tiere an und begannen, die Äcker zu pflügen, die die Nacht zuvor noch mit Rosen bepflanzt waren. Der Flurwächter war nach Akanthos gegangen, um seinen Auftraggebern den Erfolg zu melden.

Er traf Antallaximos im Geschäft an. Er schickte auch jemanden nach Assimakis. Alle drei zogen sich in Antallaximos' Haus zurück, um zu reden.

«Also?» fragte der junge Mann.

«Es gibt kein ‚also‘», antwortete Pelekys, «die Rosenstöcke sind vernichtet und ich habe ihn als Kommunisten an den Pranger gestellt. Das Jüngelchen hat sich blamiert und hat sofort das Klostergut verlassen. Und sieh her ...»

Der Flurwächter holte aus seiner Tasche irgendwelche Papiere und breitete sie auf dem Tisch aus.

«Ich spielte den Verbindungsmann, wie wir es ausgemacht hatten. Sie haben unterschrieben, daß sie bei der Bank einen Kredit aufnehmen wollen. Jetzt haben sie freilich unser Geld und fürchten sich nicht. Das Geld aber bekommt rasch Flügel ... Bald werden sie unter der Schuldenlast stöhnen. Und wenn sie dann erwachen, wird es zu spät sein. Diese Papiere hier sind ihre Verurteilung.»

Antallaximos verzog das Gesicht.

«Was soll ich mit den Papieren», sagte er voller Verachtung. «Alles schön und gut, was du sagst. Aber das Problem ist, daß Alexandros noch da ist. Ich werde erst dann zufrieden sein, wenn ich sehe, daß er Elia verlassen hat. Alles andere ist umsonst. Er ist eigenwillig und wird vielleicht bleiben. Und wenn du glaubst, du hast ihn herumgekriegt, kann sein, daß du dich irrst. Auch wenn du ihn als Kommunisten angeprangert hast. Bevor ich nicht den Staub sehe, den seine Füße beim Weggehen aufwirbeln, werde ich mich nicht beruhigen. Ich werde dir auch nicht das vereinbarte Geld geben. Das laß dir gesagt sein! Dort, wo du ihn für erledigt hältst, springt er wieder auf und steht aufrecht da. Er muß weg, bevor die Leute wach werden ... mach, was du machen mußt, aber mach es schnell. Und wenn sie bloß sein Gesicht sehen, reicht es, um unsere Pläne zu durchkreuzen. Ich werde dir nochmal soviel geben, wenn du ihn vertreibst, bevor es zu spät ist. Uns darf nicht passieren, was in Psarochori geschehen ist ... Elia muß Elia bleiben!»

«In Ordnung, in Ordnung!» sagte der Flurwächter. «Ich gehe ins Kaffeehaus einen Kaffee trinken und dann eile ich zurück nach Elia.»

Die Zerstörung der Rosenfelder wurde zum Diskussionsthema in Akanthos. Auf dem Dorfplatz links im Kaffeehaus ‚Aristoteles‘ und rechts gegenüber im Kaffeehaus ‚Akanthos‘ tranken die Männer und unterhielten sich mal ruhig und mal intensiver über die Rosenstöcke.

Im Kaffeehaus ‚Aristoteles‘ sagten die Männer, nichts könnte geschehen, wenn der Staat nicht bereit ist zu helfen. Ein junger Mensch kann ein solches Unternehmen nicht durchführen. So was muß der Staat durchsetzen. Er muß Agronomen schicken, die Studien treiben, die Bank muß Kredite geben und eine Fabrik muß auch her, die das Rosenöl herstellt, daß sich das Schicksal der Leute endlich wendet. Nur so wird ein Schuh draus. Wir können die Verantwortung des Staates nicht Jünglingen übertragen ...

Im Kaffeehaus ‚Akanthos‘ waren die Meinungen geteilt. Die einen fanden, daß Alexandros niemandem geschadet hat und daß er sogar neue Arbeiten begönne. Andere meinten, solche Pflanzen würden in dieser Gegend nicht gedeihen. Es sei ein Unterschied, ob du Rosenstöcke auf deinem Haushof pflanzt oder ob du damit ganze Felder bestellst. Und sind unsere Eltern etwa dumm gewesen, die ein Leben lang diese Felder mit Mais und Getreide bestellten?

Aber sie diskutierten ohne Pathos. So, um überhaupt darüber zu reden ... Es schien kein Thema zu sein, das ihnen wirklich unter den Nägeln brannte. Als das Pflanzen der Rosen in Elia begonnen hatte, waren sie aufgewühlt und machten Voraussagen. Die einen meinten, es würde gut gehen und die anderen sagten eine Pleite voraus. Jetzt waren sie gleichgültig. Das Entwurzeln der Rosenstöcke schien allen zupaß zu kommen, obwohl auf den Gesichtern vieler und in ihren Worten eine gewisse Trauer festzustellen war.

In Psarochori hatte die Nachricht vom Zerstören der Rosenfelder in Elia Bitterkeit und Kommentare hervorgerufen.

«Schade», sagten welche, «schade! Es hätte ein Anfang werden können.»

Andere wiederum meinten:

«Ist es möglich, daß sich die Einwohner von Akanthos jemals einigen? Wo aufgebaut wird, muß ein anderer zerstören.»

Die alte Malamo wandte sich, sobald sich Aidonis verabschiedet hatte, an ihre Schwiegertochter.

«Geh ins Kaffeehaus und bringe mir Michalis her, meinen Neffen, diesen Nichtsnutz. Sag ihm, er soll mit dem Pferdewagen kommen.»

Danach ging die alte Malamo in die Nachbarschaft, nahm sich der Reihe nach alle Häuser vor, sprach mit den Alten, den Frauen und den jungen Mädchen.

«Mädchen, wer es kann, soll Hacken, Schaufeln und Spitzhacken mitbringen. Seid in einer Stunde vor meinem Haus. Mein Neffe wird uns mit dem Pferdewagen nach Elia bringen. Wir werden Rosenstöcke pflanzen!»

Gegen elf Uhr vormittags war der Pferdewagen fast voll.

«Vorwärts, nach Akanthos!» befahl die alte Malamo ihrem Neffen.

«He, Großmutter», riefen die Kinder, «Elia liegt doch nicht in Richtung Akanthos, Elia liegt in Richtung Heiliger Berg ...»

«Gut, gut», erwiderte die alte Malamo, «aber ich gehe nicht zur Arbeit ohne meine Freundin, die alte Thomai.»

«Och, diese Partisanin!» beschwerte sich die alte Filitsa, Malamos Nachbarin. «Sie hat im Bürgerkrieg meinen Cousin getötet.»

«Ob Partisanin oder nicht, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sie eine beherzte Frau ist. Und die Gebeine deines Cousins Gerassimos haben wir seit geraumer Zeit ausgegraben. Er lag noch im alten Friedhof, kannst du dich erinnern? Ich habe mitgeholfen, als wir ihn, seligen Angedenkens, ausgruben.»

«Ich weiß, ich weiß», flüsterte die alte Filitsa und bekreuzigte sich. «Mag Gott ihm verzeihen!»

«Gott wird ihm verzeihen und uns auch, Filitsa. Fahren wir jetzt zur Thomai.»

Die alte Thomai hörte Lärm auf dem Hof und trat aus dem Haus. Sie wunderte sich, als sie einen Pferdewagen voller Frauen und Kinder sah. Die alte Malamo stieg ab und ging auf sie zu.

«Thomai, ich habe dir meine Kompanie gebracht», rief sie lachend.

«Was soll denn das?» wunderte sich Thomai.

«Wir fahren nach Elia, Rosenstöcke pflanzen. Und ohne meine Freundin, die Thomai, gehe ich nirgends hin.»

«Ach, ich habe verstanden, habe verstanden. Komm her, Malamo.» Sie packte den Oberarm ihrer Freundin. «Bring, mein Mädchen, die Leute nach Hause. Mach keine Dummheiten! Diese Sache kannst du abschreiben.»

«Hör mal, Thomai», sagte die alte Malamo. «Ich bin keine Partisanin wie du, habe nicht in den Bergen gekämpft. Ich habe mir keine Lorbeeren verdient. Aber mein Herz ist noch in Ordnung. Ich werde hinfahren und die Rosenstöcke pflanzen! Du bist eine Heldin im Krieg, ich bin eine Heldin im Frieden!»

Frau Thomai sah sie mit schmerzvollem Blick an. Dann sagte sie:

«Ich will dir, meine Freundin, einen Rat geben. Strapaziere nicht die Leute. Und laß die Heldinnen beiseite. Du lebst in Psarochori und erfährst nicht alles. Viel Geld ist geflossen, Malamo, sie haben eine Menge Scheine verteilt. Deshalb reißen die Leute die Rosenpflanzen aus der Erde. Das laß dir gesagt sein, die Helden kommen gegen die Geldsäcke nicht an!»

Das Gesicht der alten Malamo verfinsterte sich.

«So ist das also! Diese Unnütze! Und wieder hat der Sprößling des Dickwanstes seine Finger im Spiel ...»

«Nicht nur», sagte die alte Thomai, «Assimakis ist auch von der Partie ... Sie haben eine Menge Geld verteilt. Die Kaffeehäuser sind stumm geworden. Alle wissen Bescheid, aber niemand sagt was.»

Das Gesicht der alten Malamo verfinsterte sich. Sie setzte sich auf die Stufen der Haustreppe.

«In dieser Gegend wird niemals etwas Richtiges geschehen», sagte sie traurig. «Weißt du, bei uns hat die Sache mit der Kamille wunderbar

geklappt. Wir sind jetzt schuldenfrei. Mein Schwager, der Alexandros, hat uns viel geholfen. Ein prima Junge ist er, auch wenn sie jetzt aus ihm einen Kommunisten machen wollen.»

«Wären die Kommunisten so, hätten wir heute ein anderes Griechenland», sagte die Thomai. «Erinnere mich, bitte, nicht an all das. Ich habe recht, wenn ich versuche, dies alles aus meinem Schädel zu vertreiben.»

«Ach, Thomai», sprach die alte Malamo voller Zärtlichkeit zu ihr. «Das waren andere Zeiten, andere Dinge wußten wir. Wir waren anderen Sinnes ... Doch ich halte dich jetzt auf und bringe dir das Vergangene in Erinnerung. Und ich verliere auch meine Zeit. Laß, Thomai, kümmere dich wieder um deinen Haushalt. Ich fahre mit meiner Truppe nach Elia.»

Sie begab sich zur Hoftür.

«Bleib stehen!» rief ihr Thomai zu. «Wohin willst du allein?»

Malamo wandte den Kopf, um sie sich anzuschauen. Die Augen der Thomai lächelten. In ihren standen Tränen.

«Macht Platz, Mädchen», rief die alte Thomai den Frauen auf dem Pferdewagen zu. «Ich werde auch meine Truppe bringen ...»

Rasch lief Thomai in die Nachbarschaft.

«Wer in Elia einen Acker hat, der komme mit!» rief sie. «Aber schnell, viele gehen nicht mehr auf den Wagen ...»

Die Nachbarinnen waren überrascht vom Geschehen. Wie sollten sie so plötzlich ihre Männer im Stich lassen und in der Gegend herumfahren? Sie mußten noch kochen. Außerdem hatten sie noch die kleinen Kinder.

Kyra-Melpomeni beklagte sich bei Kyra-Evanthia.

«Wie können wir, Evanthia, die Männer und die Kinder im Stich lassen und auf die Felder laufen?»

«Sei still», sagte die andere. «Lieber zanke ich mich mit meinem Mann, als mit der alten Thomai. Kannst du dich erinnern? Mit der Sense hat sie im Bürgerkrieg die Männer wegrasiert!»

Als der Pferdewagen fast voll war, gab Thomai das Aufbruchskommando.

«Los geht's!»

Wirkungsvoll hatte sie sich mit der alten Malamo neben dem Fahrer hingesetzt.

«Vorwärts!» sagte sie zu Michailos, dem Kutscher. «Fahr bergab, daß du auf die zentrale Straße des Dorfes kommst. Auf dem Marktplatz hältst du zwischen den beiden Kaffeehäusern an. Ich habe ihnen zwei Worte zu sagen.»

In den zwei Kaffeehäusern spielten die Männer Karten und tranken ihren Kaffee. Ab und zu wechselten sie auch ein paar Worte. Danach würden sie zum Essen nach Hause gehen.

Sie wunderten sich, als sie von weitem einen Pferdewagen voller Frauen auf sich zukommen sahen. Als das Fahrzeug näher kam, erkannten sie neben dem Kutscher die alte Thomai und die alte Malamo, die sie verwegen ansahen.

«Der Topf ist ins Rollen gekommen und hat seinen Deckel gefunden», sagte der Kaffeehausbesitzer, als er sie erkannte.

Die Männer erfaßte eine leichte Taubheit.

Der Pferdewagen machte zwischen den beiden Kaffeehäusern halt. Die alte Thomai drehte den Kopf nach links und rechts zu den Männern und sagte nichts. Für einen Moment sahen sich alle an. Das Schweigen unterbrach Pelekys.

«Wohin des Weges, meine Damen?»

«Dorthin, wohin ihr nicht geht!» antwortete Thomai langsam und deutlich. «Geht kochen und sorgt für die Kinder. Wir fahren, Rosenstöcke pflanzen!»

Eisige Kälte machte sich in den Kaffeehäusern breit.

«Das geht auf keine Kuhhaut, Thomai», sprach der Flurwächter mit zusammengebrochenen Zähnen. Er war vor Zorn gelb im Gesicht. «Scharst die Frauen und die Kinder um dich und ziehst in die Wildnis. Hast du eine neue Revolution vor? Reichen dir nicht die, die du von der ersten auf dem Gewissen hast? Los, geht in eure Häuser, in die Küchen zurück und überlaßt uns diese Angelegenheiten. Was verstehst du schon davon?»

«Was ich verstehe?» Die alte Thomai hob ihre Stimme. «Ich verstehe sehr viel. Und zuallererst verstehe ich, warum du dich im Kaffeehaus aufhältst. Sag mir, Herr Pelekys, warum sitzt du hier mit diesen da? Bist du nicht Flurwächter? Warum bewachst du nicht die Felder? Was suchst du zur Mittagszeit im Kaffeehaus?»

«Ich bitte dich, Thomai, sprich nicht so zu mir. Ich bin auch ein Organ der öffentlichen Ordnung und verlange von den Bürgern Achtung. Du kannst es nicht wissen, ich führe meinen Dienst aus!»

«Ja, ja, ich weiß, ich weiß. Natürlich übst du deinen Dienst aus. Und die um dich sitzen, haben die auch Dienst?»

Sie wandte sich an den alten Chamaidos, der seinen Kaffee im Kaffeehaus ‚Aristoteles‘ trank und finster dreinblickte.

«Sag mir mal, du alter Partisan, hast du auch Dienst? Mein alter Mitkämpfer! Weißt du noch, du alter Partisan, wie ich jeden Morgen einen halben Laib Brot unter die Schürze tat und nach Grouna kam, wo du dein Versteck hattest, daß du nicht verhungerst? Sechs ganze Monate lang! Und ich sagte zu den meinen, ich ginge nach wildem Gemüse und ich brachte ganze Körbe voll davon nach Hause! Und das ganze Dorf lachte über mich und sagte: «Thomai ist im Gemüse Und wenn diese Retter der Nation im Kaffeehaus nebenan es erfahren hätten, hätten sie mich wie den Hund im Weinberg erschlagen. Die Retter der Nation! Sag

mir Pelekys, wie viele hast du auf deinem Gewissen? Ich werde es dir sagen. Im Dorf dreiundvierzig. Ich zähle nicht die anderen dazu, die bartlosen Jünglinge, die in den Schlachten gefallen sind ... Du übertriffst den alten Chamaidos um zwanzig! Und du hast siebenunddreißig Häuser im Dorf in Brand gesteckt und der alte Chamaidos zweiundvierzig. Ihr habt rings um das Haus einen Kanister Benzin ausgegossen und hineingeschossen. In Flammen das Haus, auf der Straße Mütter und Kinder!»

Dann blickte sie erneut zum alten Chamaidos.

«Und du, alter Partisan, Fluch auf dich und auf mich. Wie viele Kinder sind in diesem Krieg verloren gegangen? Habe ich dir nicht die Häuser gezeigt, in denen sie lebten? Es sind fünfundzwanzig, ein Drittel unserer Kinder. Wo befinden sie sich jetzt? Sind sie verloren? Und wenn sie jemals zurückkehren, werden es Janitscharen sein?»

Dann, an die Männer in beiden Kaffeehäusern gewandt:

«Und ihr sitzt hier links und rechts im Kaffeehaus ... übt euren Dienst aus! Und sagt mir, wer wird die niedergebrannten Häuser wieder aufbauen? Und während ihr euren Dienst verseht, rennen wir Frauen auf die Felder und sammeln Feuerholz. Und wenn ihr vom Kaffeehaus nach Hause kommt, fragt ihr: ‚Frau, was hast du gekocht?‘ Ihr fragt aber nicht, wie bereitet man das Essen zu, wovon kauft man es?»

Als Frau Thomai dies alles gesagt hatte, zog sie ein Taschentuch aus der Schürzentasche, um sich den Schaum von den Mundwinkeln zu wischen. Sie blickte die Männer voller Schmerz und mit leichter Verachtung an. Dann drehte sie ihren Kopf zum alten Chamaidos und sagte voller Trauer:

«Ach, was für Prachtburschen wart ihr damals bei den Partisanen! Die Kanonen beschossen uns von den Schiffen aus und wir, in Reih und Glied, sangen auf der Bergspitze: «Vorwärts, vorwärts im Kampf, für Gerechtigkeit und Freiheit ...» Kannst du dich erinnern, Chamaidos?»

Der alte Partisan blickte die Thomai an und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Thomai gab dem Michailos mit dem Ellenbogen einen Stoß in die Seite.

«Michailos, fahr los! Auf nach Elia!»

Der Pferdewagen setzte sich in Bewegung.
